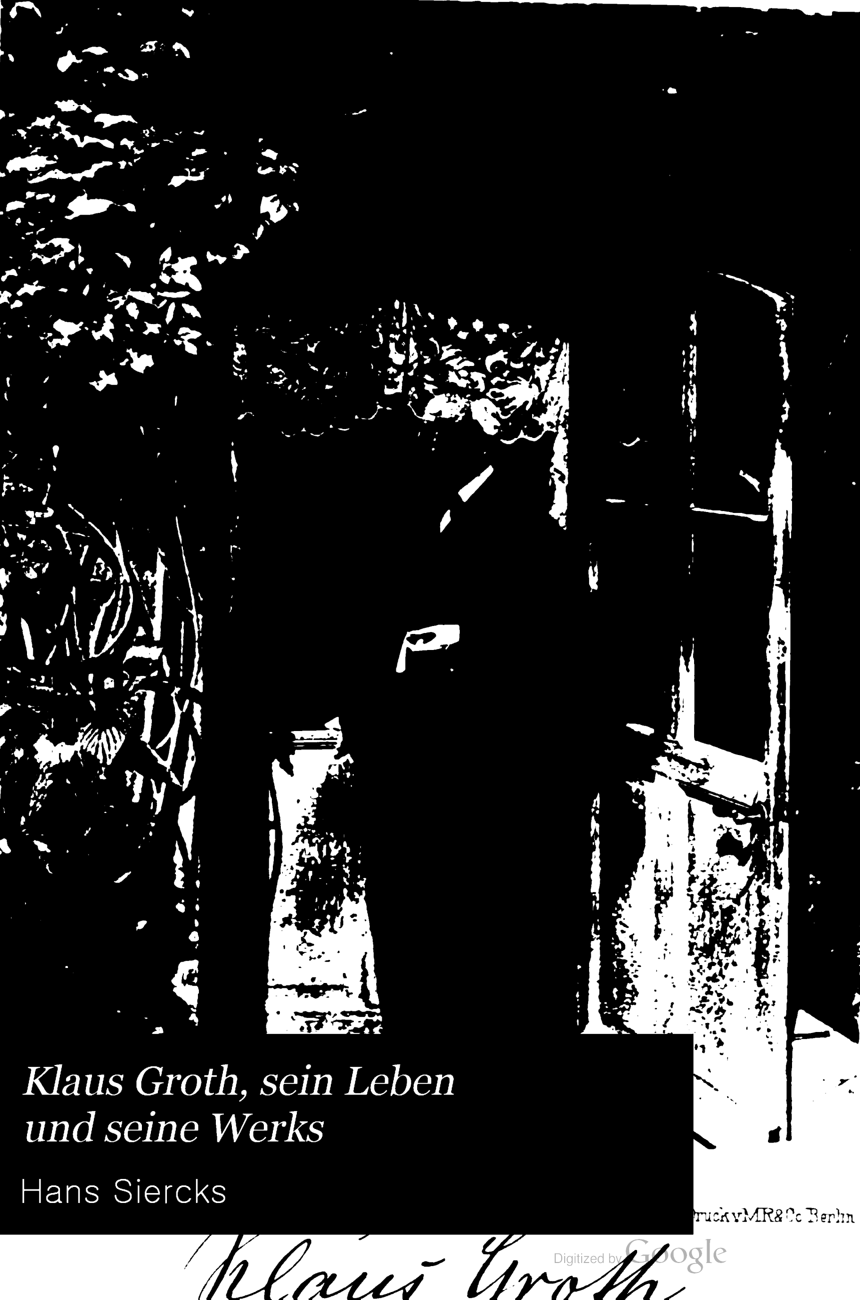
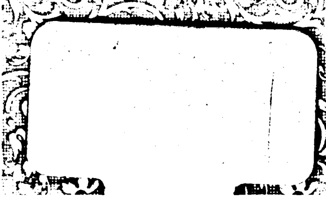
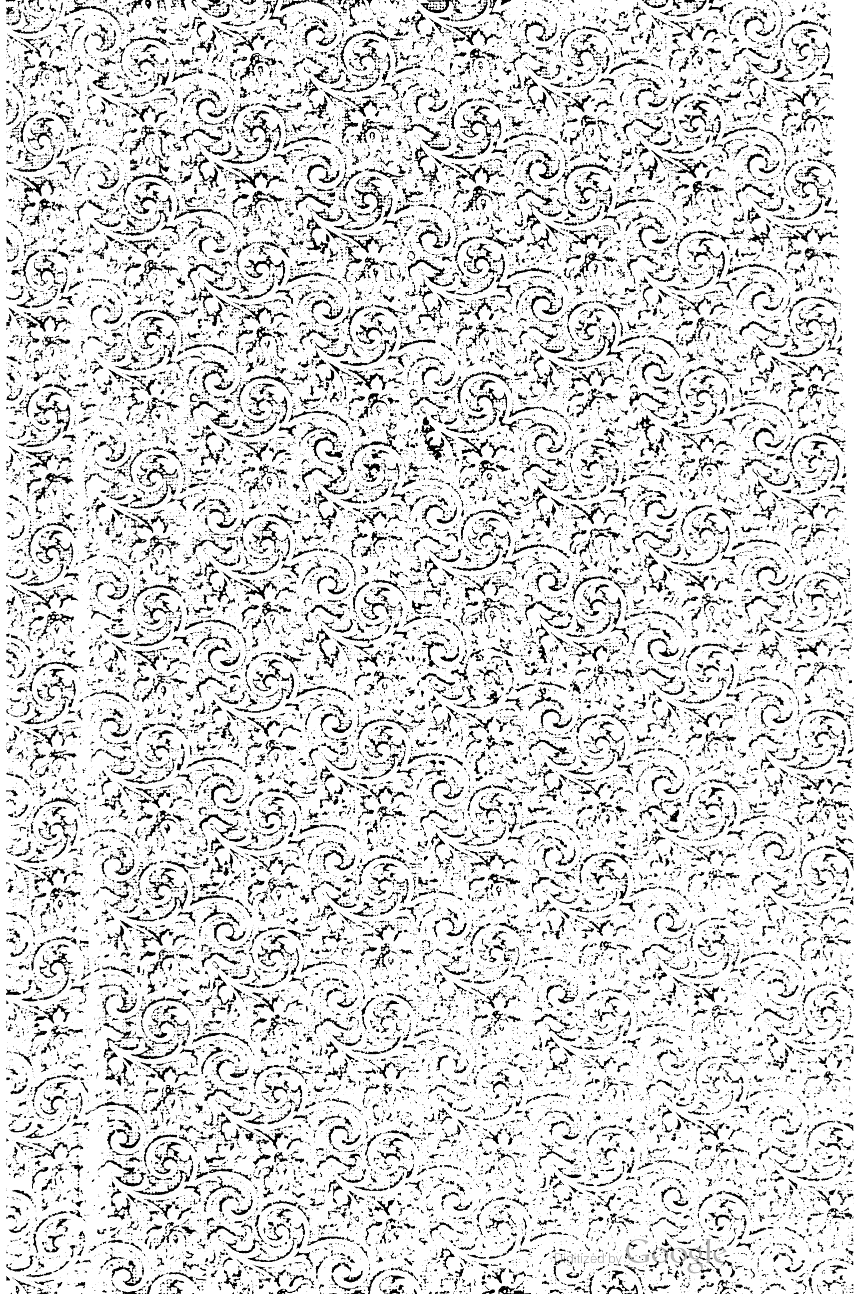


Klaus Groth, sein Leben und seine Werks

Hans Siercks





Klaus Groth

Sein Leben und seine Werke

von

H. Siercks.

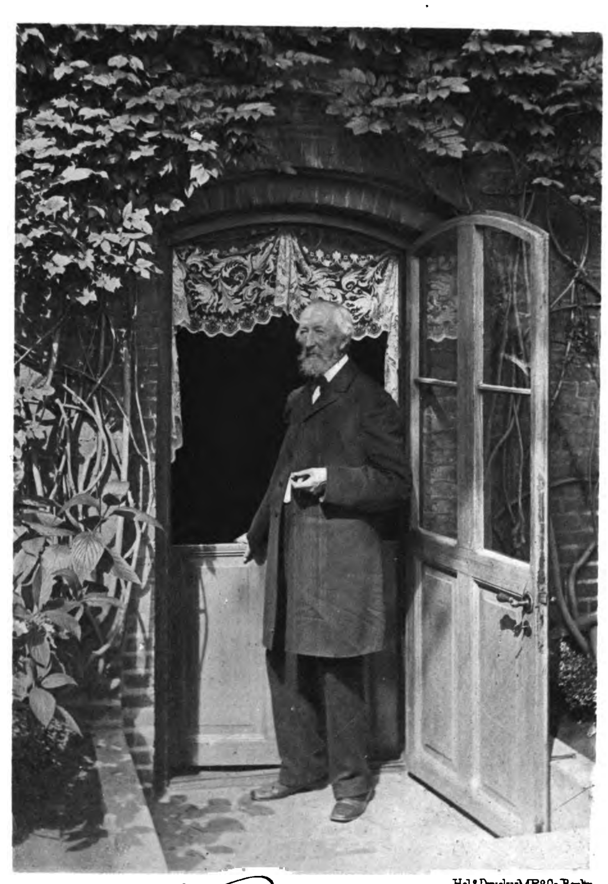
Von **Klaus Groth** sind im Verlage von **Lipsius & Tischer** in Kiel erschienen:

Gesammelte Werke. 4 Bände (zus. 1379 Seiten) 8°. Mit Porträt. Preis broch. 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Quickborn. 20. Auflage. (XV, 320 Seiten) 8°. Mit Porträt. Preis broch. 4 Mk. 50 Pf., eleg. geb. mit Goldschnitt 6 Mk.

Lebenserinnerungen. (Herausgegeben von Eugen Wolff.) (125 Seiten) 12°. Mit Porträt und Faksimile. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Mk.

Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. (VII, 80 Seiten) 8°. Preis broch. 50 Pf.



Hel.&Druck v. M.R.& Co. Berlin.

Klaus Groth

Klaus Groth.

Sein Leben und seine Werke

Ein deutsches Volksbuch

von

H. Siercks



Klaus Groth

Sein Leben und seine Werke

Ein deutsches Volksbuch

von

H. Siercks

Mit einem Kupferdruck.



Kiel und Leipzig
Verlag von Lipsius & Tischer
1899

„**Wien**, den 26. November 1862.

Lieber Freund!

— — — — — — — — — — —

Der alte Uhland ist tot, nun kann Ihnen die Krone des Liedes niemand mehr streitig machen.

Ihr

Friedrich Hebbel."

Friedrich Hebbels Briefwechsel,
herausgegeben von Felix Bamberg, Seite 463.

Vorwort.

Klaus Groth vollendet am 24. April dieses Jahres sein 80. Lebensjahr. Er hat das seltene Schicksal, daß die Mitte seines Dichterlebens zusammenfällt mit der Zeit des tiefsten Verfalls der deutschen Litteratur, der für zwei Jahrzehnte auch ihm den Erfolg seiner Arbeit schmälerte. Sein „Quickborn", das Hauptwerk seines Lebens, erschien 1852, zu einer Zeit, die von einem Litterarhistoriker als das silberne Zeitalter unserer Litteratur bezeichnet wird. Von den siebenziger Jahren an datiert ein Niedergang, der erst mit der Zeit des jüngsten Deutschland, der Zeit der modernen Realisten, in einen Aufstieg sich verwandelt hat. Groth hat das Glück, auch diese Zeit noch zu erleben, und zugleich die Freude, daß man auch ihn, den „poetischen Realisten", wieder schätzen lernt. Es wurde wieder häufiger und eifriger nach seinen Werken gefragt, und so entschloß er sich, sie 1893 bei Lipsius & Tischer in Kiel gesammelt herauszugeben. Um so stärker wurde daher im Publikum das Bedürfnis, über den Lebensgang des Dichters sich zu unterrichten. Die Skizze, die Müllenhoff 1856, also in der Zeit des ersten und glänzendsten Erfolges, veröffentlicht hatte, war in Vergessenheit geraten, und die Biographie, die Dr. J. E. Hansen in Antwerpen 1889 herausgab, war vlämisch geschrieben, daher den Landsleuten unbekannt geblieben. Da entschloß sich Dr. E. Wolff in Kiel 1891, die Lebensskizze von Müllenhoff, durch eine

Reihe von mündlichen Mitteilungen Groths ergänzt, von neuem unter dem Titel „Lebenserinnerungen“ herauszugeben. So willkommen den Verehrern des Dichters dieses Büchlein seiner Zeit auch war, so konnte es doch, da es sich in der Hauptsache darauf beschränkte, jene Skizze Müllenhoffs bis zum Jahre 1856 fortzuführen, auf die Dauer nicht genügen. Je mehr die Nachfrage nach Groths Werken sich steigerte, desto lebhafter wurde der Wunsch, auch über die späteren Schicksale und Schöpfungen des Dichters Näheres zu erfahren. Daher das Interesse, das man den Lebenserinnerungen, die Groth in den letzten Jahren in der „Gegenwart“ und in Fleischers „Deutscher Revue“ veröffentlichte, entgegenbrachte; daher denn auch mein Entschluß, die Bruchstücke der „Erinnerungen“ nach Möglichkeit zu ergänzen und zu einem Gesamtbilde zusammenzufügen, das ich hiermit dem freundlichen Leser vorlege.

Soviel über die Veranlassung zu diesem Buch, — nun zu dem Standpunkt, von dem aus es geschrieben ist.

Damit der Leser von vornherein weiß, was er von dem Buche zu erwarten hat, will ich ihm verraten, daß es vornehmlich zwei Umstände gewesen sind, die mir die Feder geführt haben: zunächst der, daß die Schrift eine Festgabe zu dem achtzigjährigen Geburtstage des Dichters sein,*) also auch diesem eine Freude bereiten soll, und dann der, daß ich dem Dichter gegenüber auf dem Standpunkt der unbedingten Verehrung stehe. „Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern“, sagt Hebbel, und das ist auch mein Standpunkt Klaus Groth gegenüber. Ich weiß nun sehr wohl, daß Begeisterung allein nicht ausreicht, um eine

*) Aus dem Umstande, daß die Fertigstellung des Manuskriptes sowohl wie auch der Druck aufs äußerste beschleunigt werden mußten, erklären sich auch einige kleine Wiederholungen und einige Druckfehler, die ich nach dem beigegebenen Verzeichnis vor dem Lesen zu berichtigen bitte. D. V.



Biographie zu schreiben; wenn ich es daneben jedoch als meine heiligste Pflicht erachtet habe, alles zu benutzen, was mir für meine Aufgabe irgendwie erreichbar war — und es dürfte nur Weniges und Unbedeutendes mir entgangen sein — so wird für eine Lebensbeschreibung auch dieser Standpunkt seine Berechtigung haben. Die Kritik, die sichtende und richtende, mag später ihres Amtes walten.

Mir kamen überdies manche Umstände zustatten, die ein späterer Biograph wird entbehren müssen: ich bin ein spezieller Landsmann des Dichters, in der Nähe von Heide, seiner Vaterstadt, geboren, habe seit 54 Jahren, mit nur dreijähriger Unterbrechung, in meiner Heimat (allein 30 Jahre in Heide) gelebt; ich bin in der plattdeutschen Sprache aufgewachsen und die Dichtungen Groths, besonders der „Quickborn“, sind mir von Jugend auf bekannt und vertraut; ich habe viele der Personen, die dem Dichter als Modelle gedient haben, besonders auch seine Familie, persönlich gekannt; ich habe in demselben Hause gewohnt und amtiert, wo er als Lehrer gewirkt hat und bin mittelbar sein Nachfolger gewesen; täglich sind mir die Stätten gegenwärtig gewesen, wo die Gestalten seiner Dichtungen sich bewegen und noch heute wohne ich auf dem „Lüttenheid“ und blicke von meinem Schreibtische auf das Haus seiner Geburt. Ich habe also, so zu sagen, stets in der Atmosphäre der Grothschen Dichtungen gelebt. Endlich hat das Interesse für den großen Sohn meiner Heimat und für seine Werke mir das Glück verschafft, seit vielen Jahren mit dem Dichter persönlich verkehren zu dürfen und mit ihm befreundet zu sein.

Trotzdem erhebe ich nicht den Anspruch, etwas Abschließendes, oder gar ein wissenschaftliches Werk geliefert zu haben; — mein Vorhaben ging vielmehr dahin, ein Buch zu schreiben, das für jeden, auch für den, der sich litterarischer Bildung nicht rühmen kann, genießbar ist und das zugleich geeignet sein möchte, von der Persönlichkeit des Dichters ein Bild

zu geben und in die Quelle seines Schaffens einen Blick thun zu lassen. Ueberall habe ich, wo es möglich war, dem Dichter selbst das Wort gegeben und für die Zeichnung seines Bildes auch kleinere Züge nicht verschmäht. Sie beleuchten seine Eigenart und bringen uns den Dichter menschlich näher; und die Teilnahme für die Person des Dichters ist nach meinen Erfahrungen ein Moment, das für ein gemütvolles Verständnis seiner Werke nicht zu verachten ist. Wo die letzteren zur Besprechung kommen, habe ich meine eigene Ansicht zurücktreten lassen und gerne das benutzt, was nach dem eigenen Urteil des Dichters von berufenem Munde Treffendes gesagt worden ist.

Sollte es mir gelungen sein, ein die Sache des Dichters förderndes Bild zu zeichnen, so danke ich das nicht nur meiner Arbeit, sondern auch allen denen, die mich, besonders bei der Beschaffung des Materials, unterstützten, in erster Linie dem Herrn Oberlehrer H. Krumm in Kiel, dann dem Sohne des Dichters, Herrn Carl Groth in Rüdesheim, dem Herrn Gewerbeschuldirektor Ahrens in Kiel, dem Herrn Professor E. Wolff in Kiel, dem Verein „Quickborn“ in Berlin, dem Verein „Fritz Reuter“ in Leipzig. Das dem Buche beigegebene Bild verdanken Verfasser und Verleger der Freundlichkeit des Herrn Dr. Ferd. Lorenzen in Friedrichstadt.

Möge denn das Buch bei dem Leser neue Teilnahme für die Person des Dichters und seine unsterblichen Werke erwecken!

Heide, im Frühjahr 1899.

H. Siercks.



Inhalt.

Die Jugend des Dichters.

Groth in Heide und auf Fehmarn.

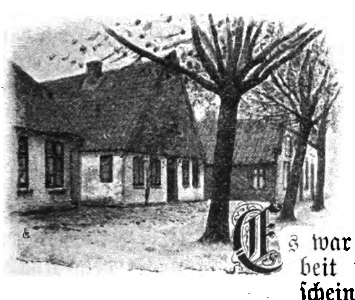
In Kiel und in Bonn, Leipzig und Dresden.

Von 1857—1877.

Druckfehler.

S. 18, 55 und 87 statt Jk, Jk und ick jedesmal ick zu lesen.
„ 60 Zeile 7 von unten statt nur zu lesen: nun,
„ 105 „ 13 „ „ „ hille zu lesen: hilli
„ 116 „ 6 „ oben „ dichterische Töne zu lesen: dichterischen Tönen.
„ 121 „ 11 „ „ „ besten zu lesen Besten.
„ 145 „ 16 „ „ „ Dithmarscher Bote zu lesen Dithm. Zeitung.
„ 173 „ 12 „ „ „ welchen sonderbarem zu lesen welchem sonderbaren
„ 173 „ 3 „ unten „ denen zu lesen: dem
„ 200 „ 7 „ „ „ Scheep zu lesen: Schęp
„ 239 „ 7 „ „ „ nicht zu lesen: einst.
„ 240 „ 18 „ „ „ Quartete zu lesen: Quartette.
„ 252 „ 12 „ oben „ Christian VIII. zu lesen: Christian IX.
„ 254 „ 7 „ unten „ dem zu lesen: den
„ 225 „ 5 „ „ soll es statt: „ehrlich gegangen war und wie jenem“ heißen: ähnlich gegangen war wie jenem.
„ 286 „ 7 „ „ soll es statt: „so das Bierfässer“ heißen: sodaß man Bierfässer.
„ 185 „ 11 „ oben ist „ihn“ hinter „Naturwissenschaft“ zu setzen.

Die Jugend des Dichters.



I. Einleitung.

Es war Sonntagmorgen. Die Arbeit ruhte und heller Sonnenschein lag ringsherum auf Weiden und Wiesen, die Mühle streckte ihre vier mächtigen Flügel in die Luft, als schiene auch sie der Ruhe sich zu freuen.

Der Müller saß behaglich hinter seinem Beilegerofen und rauchte sein Pfeifchen, während sein achtjähriges Söhnchen an einem Tische, der in der Nähe des Fensters stand, emsig damit beschäftigt war, allerlei Rätsel und Redensarten, die es von seinen Mitschülern oder von den Erwachsenen seiner Umgebung gehört und erlauscht hatte, auf die Schiefertafel zu schreiben.

Da öffnete sich die Stubenthür und ein Mann trat herein — ein Bauer von der „Geest.“ Der Müller begrüßte ihn um so freundlicher, da er nicht nur ein alter Geschäftsfreund, sondern auch ein Mann war, der hohe Schulen besucht hatte und sich deshalb auch äußerlich durch seine Kleidung und sein Auftreten von seinen Standesgenossen unterschied.

Er hatte mit dem Müller geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen. Als dieselben erledigt waren, wandte er seine Aufmerksamkeit dem Söhnchen zu, indem er die Sätze las, die auf der Tafel standen.

Nun entspann sich zwischen ihm und dem Knaben folgendes Gespräch:

„Kannst Du schreiben?“

„Ja.“

„Kannst Du auch richtig schreiben?“
„Ja.“
„Kennst Du die Wortarten?“
„Ja.“
„Dann sage mir einmal, zu welchen Wortarten die Wörter dieses Satzes gehören!“

Der Knabe bezeichnete die einzelnen Wörter, ohne auch nur einmal ins Blaue zu treffen. Der Bauer verwunderte sich nicht wenig, denn solche Kenntnisse waren ihm bei einem achtjährigen Knaben noch nicht vorgekommen. Um sich aber noch weiter zu überzeugen, ob der Knabe auch wirklich verstand und anwenden konnte, was er gelernt hatte, forderte er ihn auf, folgenden Satz, den er nach einigem Besinnen sich zurecht gelegt hatte, zu schreiben: „Tugend und Zufriedenheit — daß das das höchste Glück der Menschen ist, wird von vielen bezweifelt.“

„Daß das das“ — war die Falle, die er dem Knaben stellen wollte; aber das aufgeweckte, helläugige Bürschchen ließ sich nicht fangen. Ohne Besinnen schrieb es den Satz fehlerfrei auf die Tafel.

Da legte der erstaunte Bauer seine Hand auf den Kopf des Kleinen und sagte: „Du wirst noch einmal etwas Großes werden!“*)

Und wer war dieser Knabe?

Es war Klaus Groth, der wirklich „etwas Großes“ geworden ist, einer der größten Dichter des deutschen Volkes.

---

*) Nach einer mündlichen Mitteilung.

II. Des Dichters Vaterland.

Im Walde sehen wir, wie die Bäume neben einander in die Höhe streben und gleichsam um die Wette wachsen; der eine kommt mit, der andere bleibt zurück — je nach dem Platze, wo er wurzelt und wächst. Wer auf günstigem Boden steht, entfaltet mit jedem Jahre mächtiger seine reich belaubte Krone, bis er endlich alle andern überragt; wer aber in hartem Boden wurzelt, zeitigt je länger, desto mehr dürre Aeste, bis er endlich ganz erstirbt. So ist es auch bei dem Menschen und ganz besonders bei dem Dichter. Auch er ist in seinem Werden und Wachsen, in seinem Denken und Empfinden abhängig von dem Boden, dem er entsprossen ist, von seiner Heimat und seiner Umgebung, in welcher er aufwächst und seine Jugend verlebt. An dieser hängt er mit seinem ganzen Herzen, hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Und von keinem gilt dies mehr als von Klaus Groth; kein Dichter wurzelt mit allen Fasern seines Wesens so in seiner Heimat, wie er. Inbezug auf ihn gilt deshalb das Wort:

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn."

Das Land des Dichters, seine Heimat, ist Dithmarschen. Dies Ländchen, in dem auch der große Dichter Hebbel geboren ist und seine Jugend verlebt hat, liegt zwischen den Mündungen der Elbe und der Eider und grenzt im Westen an die Nordsee. Es bildet jetzt einen Teil von Holstein, ist aber an seiner Ostgrenze durch sumpfige Niederungen von demselben getrennt und nur durch einen Zugang, den Höhenrücken, den jetzt der

Kaiser Wilhelm-Kanal durchschneidet und auf dem die Bahn von Neumünster über die große Brücke von Grünenthal ins Land führt, zu erreichen. Wenn man auf diesem Wege von Osten her die Grenzen des Landes überschreitet, so wird das Auge erfreut durch ein wellig-hügeliges, waldreiches Gelände, das sich im Osten ausbreitet und von den Bewohnern Dithmarschens als die „Geest" bezeichnet wird. Hier liegen die Dörfer Tellingstedt und Hövede, die uns in Klaus Groths Lebensgeschichte noch öfterer begegnen werden. Auf zwei nach Westen sich erstreckenden, halbinselartigen Vorsprüngen liegen die Städte Heide und Meldorf, erstere ziemlich nahe und letztere hart am Rande der Geest. Wo die Geest endet, breitet sich vor unsern Augen die Marsch aus, bis an die Küste der ruhlos schäumenden Nordsee reichend, und so eben, wie der Spiegel des Meeres, aus dem sie entstanden ist. In der Marsch liegen die Ortschaften Wesselburen und Büsum, jenes bekannt als Geburtsort Hebbels, dieses ein jetzt viel besuchter Badeort am Strande der Dithmarscher Bucht.

Die Bewohner dieses von allen Seiten abgeschlossenen Ländchens haben sich mit den ringsum wohnenden Nachbarn von jeher weniger vermischt, als das sonst der Fall zu sein pflegt. Sie bildeten von alters her einen Volksstamm, der seine eigene Art und Sitte hatte und der bei seiner Beschäftigung mit Landbau und Viehzucht sich körperlich gesund und frisch erhielt. Die Dithmarscher zeichneten sich deshalb von jeher aus durch Größe und Stärke und durch naturfrischen Sinn. Da der Boden, den sie bebauten, sehr fruchtbar war, so erfreuten sie sich von jeher eines seltenen Wohlstandes, und allezeit war es ihr Stolz, niemandem etwas schuldig zu sein. Sie fühlten sich als unabhängige Leute, die von keinem sich gebieten lassen mochten. Sie liebten die Freiheit und regierten sich selbst. Bis zum Jahre 1559 bildeten sie eine Bauernrepublik, die sie in drei siegreichen Schlachten (bei Oldenwörden 1319, in der Hamme — östlich von Heide — 1404 und bei Hemmingstedt — zwischen Heide und Meldorf — 1500) gegen die mächtigsten Feinde mit ihrem Blute verteidigt haben. Endlich, im Jahre 1559, gelang es den Dänen und Holsteinern in einer furchtbaren Schlacht bei Heide die Dithmarscher zu unterwerfen. Auf den Knieen liegend mußten sie den Eroberern Unterwerfung und Treue schwören. Es war die „letzte Fehde" und der „Untergang ihrer Freiheit".

In diesem Lande, das eine so reiche und ruhmvolle Ge-

schichte hat, wie kaum ein anderes Fleckchen deutscher Erde, wurde Klaus Groth 260 Jahre nach dem „Untergange der Freiheit,“ am 24. April 1819*) geboren und zwar in Heide, wo die Väter für ihre Freiheit gestritten hatten und von wo aus man mehr als ein halbes Dutzend Schlachtorte in der Runde zählt.

*) In demselben Jahre mit den bekannten Dichtern Gottfried Keller, Wilh. Jordan und Th. Fontane.

III. Des Dichters Vaterstadt.

Heide ist ein kleines, sauberes, freundliches Landstädtchen, das zu Klaus Groths Zeiten etwa 5000 Einwohner hatte, jetzt aber auf 8000 gewachsen ist. In der Mitte der Stadt liegt ein großer, viereckiger, 4 Hektar haltender Marktplatz, der von einer üppig gedeihenden Lindenallee und von mittelgroßen Häusern umgeben ist. Auf diesem großen, herrlichen Platze wird an jedem Sonnabend der Wochenmarkt und zweimal im Jahre der Jahrmarkt abgehalten. „Op dat stille grote Heider Mark" herrscht dann ein buntes Leben und Treiben, wie man es selten sieht, und daß auch unser Groth in seiner Jugend an diesem Bilde volkstümlichen Lebens seine Freude gehabt hat, beweisen die vielen Gedichte, in denen des Marktplatzes Erwähnung geschieht.

Vom Marktplatz laufen die Hauptstraßen nach allen Gegenden des Himmels, bis sie, ehe sie zur Stadt hinausführen, von einer in dem Außenrande der Stadt herumlaufenden Straße sämtlich geschnitten werden. Wenn man längs dieser Straße den Gang „um de Heid" macht, so sieht man an allen vier Seiten der Stadt prächtige Anlagen und im Nordosten den Kirchhof mit dem Denkmal Heinrichs v. Zütphen, des Apostels und Märtyrers der Reformation. Ueberdies sieht man am Außenrande der Stadt einen Kranz von Windmühlen, wonach die Stadt auch wohl die „Zehnmühlenstadt" genannt wurde. Den südöstlichen Stadtteil nennt man Kleinheide oder „Lüttenheid," wie er bei Klaus Groth in der plattdeutschen Sprache heißt. Hier liegt noch jetzt Groths Geburtshaus und nicht weit entfernt davon, am andern Ende derselben Häuserreihe, das Haus der Familie Brahms, der unmittelbaren Vorfahren des berühmten Komponisten. Dem

Hause gegenüber, auf der andern Seite eines großen, von einem Steige, dem Jungfernstieg, durchschnittenen Gemeindeplatzes lag (und liegt noch jetzt) die Mühle, die sein Vater besaß. Freilich sah dieses Stadtviertel damals anders aus als jetzt. Es war ein mehr ländlicher Stadtteil mit dorfartigem Charakter, wo jeder jeden kannte und die Bewohner der übrigen Stadt als Fremde betrachtete. Wer sich von demselben eine Vorstellung machen will, der lese „Vun den Lüttenheid" in Groths gesammelten Werken Band 4. „Unser langes Haus" — so erzählt Groth hier — „lag Ost und West vor einem großen grünen Platz, unsere Windmühle auf der andern Seite dieses Platzes." „An unserm großen Spielplatz, mit einer früheren Sandkuhle und einigen alten Kastanien und Eschen auf dem Rasenplatz vor der Thür, stand auf dem einen Ende eine Reihe von einem halben Dutzend kleiner Wohnungen mit meistens nur einer Stube, einer kleinen Küche, einer Bodenluke, wohinein der Torf geworfen wurde und einem kleinen Gemüsegarten dahinter, wo kleine rührige Handwerker und Arbeiter wohnten, jeder auf seinem eigenen Fleckchen." „Dort wohnten, so lange ich denken kann und davon gehört habe, ein Schneider, ein Schuster, ein Reifer, ein kleiner Mann, der immer im Tuchrock und gewichsten Stiefeln ging — die andern kannte ich nur in Holzpantoffeln und Hemdärmeln." Hier lebte man ganz in seiner Weise, unbekümmert um die Welt, ja unbekümmert um das, was in der übrigen Stadt geschah. Hier ließ man das Jahr rund laufen, wie's lief, und das Leben gehen, wie's kam und ging. „Wer betriebsam war und rechte Lebenslust hatte, machte aus des Vaters Geschäft ein größeres; wer sparen konnte, kaufte sich einen Fleck Landes im Westermoor, nicht allzuweit entfernt, wo er eine Kuh grasen konnte, die er des Sonntags besuchte. Das war das Höchste." „Es war die Zeit," sagt Groth, „wo der Ehrgeiz bei uns noch nicht keimte. Niemand fiel es ein, etwas vorstellen zu wollen. Niemand wollte etwas Besonderes werden, jeder wollte nur leben, alles Uebrige stand in des Schicksals Händen, oder wie man lieber sagte: „bei Gott". „Und als das Kraut noch nicht wuchs, der Ehrgeiz, da wurzelte auch das Unkraut noch nicht, das immer dicht bei demselben aufschießt: der Neid."

„Hier war jeder brav nach seiner eignen Weise,
Und nach der Kraft, die ihn beseelte,
Konnt' er genügen, was den andern fehlte."

(Goethe, Faust II. Teil.)

„Und jeder war sozusagen an diesen Fleck mit allen Fasern seines Herzens und seines Gefühles festgewurzelt, wie der Baum vor der Thür; seine Gedanken gingen nicht weiter als bis da.“ „Seine ganze Welt reichte nicht weiter, als etwa von der kleinen Reihe über Kleinheide bis an unsere Mühle im Süden.“ „Und nicht einer von ihnen hätte es auch ohne Kummer „„draußen““ ausgehalten, und „„draußen““ war für Jeden ungefähr, was er nicht mehr mit einem „„guten Morgen““ abrufen konnte.“ „Wer wegzog, auch nur fünf Minuten um die Ecke nach dem Landweg, der sah dies an wie das Elend und die Verbannung.“ Hin und wieder hatte Groth Gelegenheit, zu sehen, wie solche, die als Mieter am Maitag hatten wandern müssen, ihre kleine Heimat nicht anders verließen als mit thränenden Augen und im Sommer so oft wieder nach Kleinheide zum Besuch kamen, als es ihre Zeit erlaubte. „Und mir sind,“ sagt er, „davon noch einige Straßennamen, die das andere Ende von Heide bezeichnen, wie Schreckensnamen im Gedächtnis geblieben, wie „Schuhmacherort und Westerweide“, als hieße das Kalifornien und Vandiemensland.“

IV. Des Dichters Vorfahren.

Zu den Bürgern dieser kleinen Welt auf „Lüttenheid“, wo man zufrieden war, wenn man nur leben konnte, und wo man mit tausend Fäden des Gemütes an allem hing, was sie bot, an seinem Häuschen und an seinem Nachbar, an den Bäumen vor der Thür und den Sträuchern im Garten, gehörte auch Klaus Groths Vater — Hartwig Groth.

Derselbe war ein geborner Heider, aber sein Vater, Claus Reimer Groth, stammte aus Hägen, einem kleinen Dorfe nordöstlich von Heide, wo auch schon der Großvater, der ebenfalls Hartwig Groth hieß, gewohnt hatte. Die Groths waren also ihrer Herkunft nach eine echte Dithmarscher Familie, die hier weit verzweigt gewesen zu sein scheint, denn der Name „Groth“ kommt hier sehr häufig vor, wie denn auch die Großmutter von dem Verfasser dieses Büchleins eine geborne Groth gewesen ist.*)

---

*) Auch in Kl. Groths Werken kommen Groths vor, die nicht zu seiner Familie gehörten. So erzählt er in „Vertelln II, Trina“ von einem Schuster Klaus Groth, der, wie man sagte, die ganze Bibel auswendig wußte und zu dem Klaus Harms als Junge geschickt wurde, weil sein Vater sich mit dem Schmied um einen Vers der Bibel stritt. Der Vers begann mit den Worten: „Er schlug ihn mit Ruten“ — aber man wußte nicht, wo er stand. Der Schuster Groth gab aber sofort die richtige Auskunft. (Gesammelte Werke Band 3 S. 226.)

Und im „Peter Kunrad“ kommt ein Klaus Groth aus Süderholm vor, der als großer Rechenmeister bekannt war. Beim Einfahren des Heus fiel ihm auf der Wiese die Lösung einer Rechenaufgabe ein, die ihm ein Professor aus Berlin geschickt hatte; er ließ seine Frau in hülfloser Lage auf dem Fuder Heu sitzen, rannte nach Hause, schloß sich ein und kam aus seiner Kammer nicht eher wieder zum Vorschein, als bis er die Lösung gefunden hatte. (Ges. Wke. Bd. 1 S. 81.)

Vergegenwärtigen wir uns nun einmal die Ahnenreihe des Dichters:

Hartwig Groth, Urgroßvater,
Claus Reimer Groth, Großvater,
Hartwig Groth, Vater,
Klaus Johann Groth, der Dichter als dessen Sohn.

In diesen Namen tritt uns sofort die in Dithmarschen herrschende Sitte entgegen, den Enkel nach dem Großvater zu benennen, um auf diese Weise den Zusammenhang mit den Vorfahren, derer man sich stets mit Stolz bewußt war, auszudrücken.*)

„Aber es ging die Sage," so erzählt der Dichter in seinen Lebenserinnerungen, „daß die Groths ihren Ursitz in Süderdithmarschen gehabt hätten, in „„Quickborn"" oder „„Bockholt,"" woher Verwandte bei den Eltern mitunter zum Besuch kamen." Ob von hier aus ein Groth nach Hägen ausgewandert ist, konnte der berühmte Klaus Harms, der sich persönlich darum bemühte, in den Kirchenbüchern nicht ermitteln. „Von meinen Vorfahren über den Urgroßvater hinaus habe ich also nicht die Spur einer Nachricht; der Krieg hat sie verwischt Nur unser Name „„Groth,"" de Groten, mag besagen, daß wir, wie noch meine Söhne, ein Hünengeschlecht gewesen, nach Dithmarscher Art." (Lebenserinnerungen von Groth). „En Geschicht vun min Vetter vaer min Herzog." (Kiel 1864) beginnt deshalb:

„Ik heff en Vetter op min List,
De op son Art min Vetter is:
As Vetters wul sik drap'n dot,
Wenn't vun desülwe Slag und Blot.
So heet ik eben drum Klaus Groth,
Wil dat ik to de Groten hör
Un Hartwi Groth min Vatter weer."

Der Großvater des Dichters, Klaus Reimer Groth, zog nun von Hägen nach Heide, wo er sich am 22. April 1790 verheiratete mit eines Grützmüllers Tochter, Katharina Mar-

*) Etwas Aehnliches finden wir auch bei den Vorfahren der Familie Schillers, wo der Urgroßvater Johann Caspar Schiller, der Großvater Johannes Schiller, der Vater wieder Johann Caspar Schiller und der Dichter als dessen Sohn wieder Johann Christoph Friedrich Schiller hieß.

garetha Kleen, die also, dem Namen nach, nicht aus dem Geschlechte der Großen, sondern aus dem „der Kleinen" stammte. Er betrieb ebenfalls die Grützmüllerei, wahrscheinlich als Fortsetzung des Geschäftes seines Schwiegervaters, und zwar in dem Geburtshause des Dichters auf Kleinheide.

Am 7. Oktober 1791 wurde sein Sohn Hartwig, der Vater des Dichters, geboren. Er war der einzige, der von einer Reihe von Brüdern am Leben blieb. Er verheiratete sich mit Anna Christine Lindemann aus Tellingstedt und übernahm, wahrscheinlich nach dem Tode seiner Mutter, das Geschäft des Vaters, um es in dem väterlichen Hause fortzusetzen. Daneben betrieb er auch einen Milch- und Mehlhandel. Erst später gelang es ihm, das Handwerk, das er in seiner Jugend in Meldorf erlernt hatte — er war Müller und Mühlenzimmermann — und dem er mit Eifer anhing, wieder aufzunehmen und eine Windmühle in der Nähe seines Hauses anzukaufen, die er mit seinem zweiten Sohn Johann betrieb.

V. Des Dichters Familie.

Sehen wir uns die Familie, in welcher der Dichter aufwuchs, einmal etwas näher an.

Sie bestand aus den Eltern des Dichters, dem Großvater (der noch bis zum Jahre 1835 lebte), aus „vier großen Brüdern, einer Schwester" und einer Tante.

Der Großvater, das älteste und ehrwürdigste Glied, scheint nach den Andeutungen, die der Dichter giebt, ein Mann von mittlerer Größe gewesen zu sein, der nach damaliger Mode Schuhe, kurze Schnallhosen und an Festtagen einen Rundhut nach alter Weise trug. Er blieb bis zu seinem 80. Lebensjahre ein frischer und rüstiger Mann, der mit besonderer Liebe an seinem Enkel Klaus hing, der seinen Namen trug und seinem Wesen nach ihm sehr ähnlich war. Er hatte ein freundliches, ehrwürdiges Gesicht mit tiefen Falten und blauen Augen.

> „So kunn man sehn, dat weer desülwe Snitt,
> Un as de Tiden noch de Ol ni rakt harrn,
> Do weer dat ol Gesicht wul jüst datsülwe,
> So glatt un blank mit gęle Lucken rum."
>
> (Ges. Wk. Bd. 1 S. 148.)

Er scheint ein zwar einfacher, aber sehr verständiger Mann gewesen zu sein, der gern las, soweit es die Arbeit erlaubte, und der sich über das Gelesene seine Gedanken machte und wahrlich nicht die schlechtesten. Denn Klaus Groth sagt von ihm: „Großvater hat beim Torf und beim Heu mit

seinem Sohn und mit diesem und jenem Arbeitsmann, den wir hielten, über Leben und Tod gesprochen, und ich muß sagen, viel Besseres habe ich nachher darüber auch nicht in all meinen Büchern gefunden, mochten sie sogar von Schopenhauer oder Strauß geschrieben sein." Einen besonderen Schatz besaß er aber in der Kenntnis der Geschichte seiner Heimat, die in diesem Geschlechte um so viel lebendiger war, als es den Ereignissen näher stand. Mit großer Hingebung erzählte er z. B. dem wißbegierigen Enkel von dem Schicksal Heinrichs von Zütphen und bezeichnete ihm dabei von der Hausthür aus den Weg, den man ihn von Meldorf aus durch das Schweinemoor geführt hatte, und die Stelle vor dem Grothschen Hause, wo Wiebke Junge sich der wilden Schar entgegen warf, um den Märtyrer durch flehentliches Bitten und ein großes Lösegeld zu retten.

Wenn doch jeder von uns das Glück gehabt hätte, an der Hand eines solchen Großvaters die Geschichte seines Landes zu lernen!

Das letzte Wort, was er seinem Enkel Klaus auf seinem Krankenbette kurz vor seinem Ende sagte, war: „Du hast eine so schöne Stimme, du kannst so schön singen. Erfreue damit noch viele Menschen." „Es war," erzählt der Dichter, „vielleicht das letzte Wort, das ich von ihm vernahm. Es fällt mir erst jetzt wieder ein. Wie sonderbar! Der Alte sah dabei aus begeisterten Augen. Musikalisches Interesse hatte er garnicht. Klingt es nicht prophetisch?" Ganz unverkennbar bekunden diese Worte und besonders die Begeisterung, womit sie gesprochen wurden, ein dichterisches, ein edel-menschliches Empfinden.

Es war

> „Der Same wohl aus einem andern Land,
> Wovon der Keim nur dunkel noch erschlossen."
> (Selbstgespräch. Ges. Wk. Bd. 4 S. 229.)

ein Keim dichterischen Geisteslebens, der erst in dem Enkel zur schönsten Entfaltung kommen sollte.

Von ähnlichem Charakter, nicht minder verständig und ehrenwert, war der Sohn des verstorbenen Großvaters.

Der Vater unseres Dichters, Hartwig Groth, war, wie schon erwähnt, seines Zeichens Müller und Mühlenzimmermann. Der Dichter nennt ihn einen „driftigen"

(betriebsamen, strebsamen) Vater, und ein andermal einen „ernsten Vater“. Er war ein biederer Mann und stand bei seinen Mitbürgern in Achtung und Ansehen, so daß er das Ehrenamt eines Strom- und Dammrichters und eines Eggen- und Armenvorstehers verwaltete. Und die Dithmarscher waren stolz auf solche gemeinnützige Thätigkeit, denn sie hatten ihre freie Kommunalverfassung aus der alten republikanischen Zeit, aus der „Zeit der Freiheit“, gerettet und jeder hatte in ihr Gelegenheit und Raum, seine Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen. In Hartwig Groth lebte der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn der alten Dithmarscher in ungeschwächter Kraft.

Er lachte deshalb darüber, wenn er in Kommunalangelegenheiten von dem Landvogt in einem Erlaß etwa folgendermaßen angeredet wurde: „Ich, Anton Christian Griebel, gebiete Dir, dem Eingesessenen Hartwig Groth, daß Du am 20. Oktober d. J. auf meiner Diele erscheinst, um, was Rechtens, zu vernehmen.“ Er wurde jedoch im mündlichen Verkehr stets mit „Herr“ und „Sie“ angeredet, keineswegs auf der Diele gelassen und er sprach mit dem wirklich gebildeten alten Herrn wie mit seinem Nachbarn. „Wir sünd hier in en frie Land,“ pflegte er zu sagen und er äußerte sich stets frei und unbefangen; aber immer plattdeutsch, obschon er wohl imstande war, hochdeutsch sich auszudrücken. Er liebte die plattdeutsche Sprache und schätzte sie aus voller Überzeugung. „Er sprach seine Mundart“ deshalb auch „besonders schön und drang bei uns Kindern auf eine deutliche Aussprache. Auch höre ich noch,“ erzählt Groth, „den zornigen Verweis meines Vaters gegen unsern Arbeiter: „„Johann, Du sprichst ja Deine Sprache wie'n Schwein.““

Jener stolze Unabhängigkeitssinn, durch den Hartwig Groth sich besonders auszeichnete, mochte wohl genährt worden sein durch die Kenntnis der alten Dithmarscher Geschichte, die er besaß, denn er las gern, ebenso wie sein Vater, und nichts lieber als des Landes Geschichte. Er kannte gründlich die Dithmarscher Geschichte von Bolten und die Chronik von Viethen und ähnliche Werke. Aber nicht nur die Vergangenheit beschäftigte ihn, sondern auch das, was um ihn herum lebte und webte. Je weniger von dem politischen Lärm der großen Welt nach dem idyllischen Erdenwinkel „Lüttenheid“ drang, desto mehr und desto sorgsamer achtete man auf alle Erscheinungen des täglichen Lebens

und besonders der Natur. Hartwig Groth war vor allem ein aufmerksamer Beobachter und in seiner Weise ein vorzüglicher Kenner der Natur. Wie genau er als Müller Wind und Wetter beobachtet hatte, davon ein Beispiel:

Als sein Sohn, der Dichter, später in Heide Lehrer war, erzählte ihm sein Freund Petersen, der Naturwissenschaften studierte, von den Aufsehen erregenden Forschungen und Entdeckungen Dove's auf dem Gebiete der Witterungskunde, besonders auch über das von diesem entdeckte Drehungsgesetz des Windes. Als Groth erwiderte, daß dies sein Vater alles längst beobachtet habe, wurde dies von Petersen stark bezweifelt. Groth aber wußte zu gut, daß er nicht übertrieben hatte und sagte: „Gehe zu ihm und überzeuge Dich, frage aber nicht zuviel, sonst wirft er Dich hinaus.“ Petersen folgte dieser Aufforderung und konnte nicht umhin, voll Verwunderung Groth alles zu bestätigen.

„Dabei war er ernst und ruhig. Er war in der ganzen Nachbarschaft der Rater und Helfer, außer Arzt und Prediger wurde Hartwig Groth zu jedem Sterbenden geholt und wenn er stille zu Hause kam und sagte: „„De ward ok nich wedder!““ so war man sicher, daß es eintraf. Er wirkte durch seine kraftvolle, ernste, ruhige Gegenwart. So stand er auch am Krankenlager seines Vaters, des „Obbe“, von welchem er in neun Wochen nicht aus den Kleidern kam und immer ruhig dabei aussah, wo er alles mit geschickter Hand that, was sonst nur eine Wartefrau zu thun vermochte. Und als der Großvater heimgegangen war, kam er des Nachts an das Fenster des Sohnes Klaus, klopfte an und rief mit ernster Stimme: „„Grotvader is nu dot!““ (Hobein, Klaus Groth und seine Dichtungen S. 7.)

Dem edlen, menschenfreundlichen Herzen des Vaters hat der Dichter ein Denkmal gesetzt in folgender Mitteilung: „Mein Vater hatte schon damals (bei der Konfirmation des Dichters) zwei arme Nachbarskinder mit aufgefüttert, die zum Hause gehört haben und ihn Vater nannten oder „Hartwigohm“, so lange sie lebten und deren Dank über sein Grab hinausreichte. Er hat sie ein Handwerk lernen lassen und ihnen noch später geholfen. Und nach der Zeit ist wenigstens noch einer aufgenommen und aufgefüttert worden.“ (Ges. Wk. Bd. 4. S. 145.)

Die Mutter des Dichters war, wie bereits erwähnt, keine geborne Heiderin, sondern die Tochter eines Landmannes

aus Tellingstedt. Wer das eigenartige Geistesleben des Dichters nicht kennt oder sich in dasselbe nicht hineinversetzen kann oder mag, dem muß es auffällig erscheinen, daß wir über ihren Charakter und ihr stilles, segensreiches Walten aus dem Munde des Dichters so wenig erfahren. Allerdings starb sie schon am 27. Oktober 1835, ein halbes Jahr nach dem Tode des alten Großvaters. Groth war damals reichlich 16 Jahre alt; er hat also unter ihrem Einfluß gestanden bis zu der Zeit, wo der Mensch sich auf eigene Füße zu stellen sucht und der mütterlichen Einwirkung zu entwachsen beginnt, und es kann ja keine Frage sein, daß er sich der stillen, sanften Frau mit dem sinnigen Auge und der weichen Stimme wohl erinnerte. Er erwähnt ihrer aber in seinen Werken nicht oft, z. B. nur in „Sophie Detlefs un Ik“, wo sie ihm die Nachricht bringt, daß der Kirchspielvogt ihn zum Schreiber wünschte: „Meine liebe Mutter kündigte mir die Nachfrage an, ihr standen dabei auch die Freudenthränen in den Augen.“ Wie groß aber nichtsdestoweniger der Einfluß der Mutter auf seine Entwicklung und die innere Gestaltung seines Geisteslebens gewesen ist, wie geheimnisvoll und doch wie mächtig die Erinnerung an die Teure auf sein dichterisches Schaffen wirkte, verrät er uns, gleichsam wider seinen Willen, in den Worten:

„Ja wäre meine Mutter mir geblieben,
Wohl hätt ich nimmer einen Vers gesungen,
Und reich und stumm gelauschet ihrem Munde.
Ob Harmonien flossen aus der Wunde? —
Mir sind es Schatten aus Erinnerungen,
Und leben: selig schweigen, kindlich lieben.“

(Ges. Wk. Bd. 4. S. 213.)

Ja, „selig schweigen, kindlich lieben“ — das war es, was den Mund ihm schloß. In der Gestalt seiner Mutter erschien ihm später der dichterische Genius, um mit zartem Hauch und mit sanfter Hand seiner Seele harmonisch-wehmutsvolle Saiten zu rühren. Die Wunde, die der Verlust der Mutter seinem Herzen schlug, die Sehnsucht nach ihr wurde später die Quelle seiner stimmungsvollsten Lieder und des zarten Hauches der Wehmut, der wie Abendstimmung auf allen seinen Werken ruht. Mag uns das genug sein — ihr Geist lebt in des Dichters Werken.

Unter den Brüdern war Klaus der älteste, ihm folgte dem Alter nach sein Bruder Johann.

Er war, wie Groth dem Verfasser erzählt hat, ein Mensch mit guten Anlagen und einem tiefen Gemüt. Doch hatte er es in der Schule nicht allzuweit gebracht, weil er in der Jugend kränklich war und geschont werden mußte. Er betrieb mit seinem Vater zusammen die Müllerei. „Ich hörte," erzählt der Dichter, „oft in der Nacht, wenn ich arbeitete, meinen Bruder mit schöner Stimme unsere Volkslieder singen." Und verwundert fragt er:

„Segg an Jehann, wa fangst du't an?
Wo kriggst du't eenmal her?
Du singst je as en Leederbok
Un weest noch jümmer mehr!" —

worauf er ihn am Schlusse antworten läßt:

De Maan de schint int Finster rin,
De Steern de gat ern Gang:
Da ward mi rein dat Hart so warm
Un all min Glück Gesang."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 231 u. 232.)

„Mein Bruder," erzählt er weiter, „hatte in seiner stillen Weise eine eigentümliche dichterische Lebensanschauung in sich ausgebildet. Mit voller Sicherheit eines Mannes hatte er seinen Kreis beschränkt und suchte und fand in demselben Glück und Zufriedenheit. Er war heiter und humoristisch und fast keinen Mittag saßen wir zu Tische, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menschen, lebensvolle Mitteilungen aller Art unsere Mahlzeit zu einem Feste machte." Groth spricht noch heute mit großer Liebe von ihm. Um ihm das einförmige Leben zwischen den Säcken und den Rädern der Mühle etwas gehaltvoller zu gestalten, gab er ihm eines Tages den Roman „Quentin Durward" von Walter Scott und bat ihn, wenn nicht anders, so ihm zu gefallen, auf der Mühle bei seiner Arbeit das Buch zu lesen — es zu Ende zu lesen, auch wenn er anfangs keinen Gefallen daran fände. Er that es und gab ihm das Buch zurück mit der Bitte: „Davon gieb mir mehr!" Er hat später ganze Berge von Büchern durchgelesen mit dem größten Genuß. Dieser Bruder stand Groth nicht nur dem Alter, sondern auch dem Geiste und Charakter nach am nächsten und er ist ihm in allen schweren Lebenslagen eine Stütze gewesen, voll Liebe, voll Aufopferung und Hingebung. Er ist

das Hauptmodell, das dem Zeichner gesessen hat in der Erzählung „Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un beleᵉvt hat vaer, in un na den Krieg 1848“, und ihm hat deswegen auch der Dichter zwei seiner schönsten und tiefempfundensten Lieder gewidmet: das eine im 1. Teil des Quickborn und ein anderes im 2. Teil, beide betitelt: „Min Jehann“. Wie er in dem ersten Liede seinen Bruder in Tönen tiefster Wehmut an die gemeinsamen Freuden des längst dahingeschwundenen „Jugendparadieses“ erinnert, so beklagt er in dem zweiten den Tod des treuen Bruders, der 1860 dahinging.

Hiermit sind die Geschwister Groths soweit in die Darstellung hineingezogen, als sie für uns in betracht kommen. Einen bedeutungsvolleren Platz, als einige von ihnen, nahm in der Kindheitsgeschichte des Dichters die Tante Christine ein, eine Schwester von Groths Vater. Sie lebte als ein Glied der Grothschen Familie im elterlichen Hause und starb zwei Jahre nach Groths Mutter, 1837. Um ihren Neffen Klaus war sie stets mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt bemüht und Groth schreibt ihr in den Gedichten, die er ihr gewidmet hat, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf seine Entwicklung zu.

„Wenn jemals Engel hergesandt von droben,
So war in Dir ein Himmelsgeist erschienen,
Mit milder Demut in den sanften Mienen,
Mit einem Blick aus Lieb und Treu gewoben“
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 205.)

so schildert er sie. Und wie bedeutsam ihm das erschien, was er ihr an Unterhaltung und geistiger Förderung verdankte, spricht er in folgenden Strophen aus:

Wenn ich am Knabenspiel mich satt genossen,
Dann hört ich in der süßen Dämmerstunde
Geschichten wunderbar aus deinem Munde,
Bis Traum und Wachen ineinander flossen.
So hast Du meine Seele aufgeschlossen
Und Poesie gesät und Lebenskunde,
Und sollten Blüten wachsen auf dem Grunde:
Aus diesem Samen wären sie entsprossen.
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 207.)

Wenn wir nun noch erwähnen, daß Groth außer den mütterlichen Verwandten in Tellingstedt noch zwei Onkel in Wesselburen, einem Flecken in derselben Entfernung von Heide

nach Westen wie Tellingstedt nach Osten, hatte, die er oft besuchte, so könnten wir die Darstellung der Grothschen Familie schließen. Aber das Bild würde nicht vollständig sein, es würde ihm ein wesentlicher Strich fehlen, wenn wir nicht noch erwähnten, daß außer Johann auch noch die beiden andern Brüder Groths Müller waren, so daß die ganze Familie eine rechte Müllersfamilie war, in welcher die Mühle mit ihrem lebendigen Getriebe gleichsam auch ein Glied der Familie bildete. Sie war der Mittelpunkt der Tagesarbeit und des ganzen geschäftlichen Lebens, und es darf uns deshalb nicht wunder nehmen, wenn Groth so häufig gerade die Mühle zum Gegenstand seiner dichterischen Darstellung macht. Wir erinnern nur an die Wassermühle in Tellingstedt, an die Erzählung „Höder Mael" und an das Gedicht: „De Mael".

Daß eine Familie, aus so vielen arbeitstüchtigen und fleißigen Leuten bestehend, eines gewissen Wohlstandes sich erfreute, wird wohl jedem als selbstverständlich erscheinen. „Wir waren keine armen Leute. Arme Leute wohnten dutzendweise um uns herum und zehrten und nährten sich von uns. Nächst dem reichen Peters und dem alten Müller Sothmann waren wir die angesehensten Leute auf Kleinheide. Wir hatten Land und Kühe, Garten und Obst, Hühner, Enten und Tauben. Was wir aßen, bauten wir selbst, Torf gruben wir auf unserm eigenen Moor. Als Bürgersleute hatten wir Ueberfluß. Ich habe noch selten in meinem Leben so schöne, süße und saure Milch, selbstgemachte Butter, Erbsen und Bohnen aus dem Garten, Kartoffeln vom eigenen Land, Aepfel und Birnen, Pflaumen, Kirschen und Stachelbeeren gegessen oder Rosen und Aurikeln gerochen als damals." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 145.)

„Wir fühlten uns, wir als Kinder von Hartwig Groth." — Es ist ja wahr, daß Bildung Wohlstand schafft, aber ebenso wahr ist es andererseits, daß Wohlstand Bildung schafft, besonders ein solcher Wohlstand, der durch Arbeit und Streben erhalten werden muß und der gerade ausreicht, den Geist nicht unter der Last des Lebens zu erdrücken, der aber nicht hinreichend ist, um ihn in Ueppigkeit erschlaffen zu lassen — und derart war der Wohlstand der Familie Groths.

Das also ist die Welt, worin der Dichter aufgewachsen ist und wo für sein ganzes Denken und Schaffen die Wurzeln seiner Kraft waren.

Wie der Pflanzensammler auf einer abgelegenen Ecke, die kaum jemals eines Menschen Fuß betrat, mitunter eine Pflanze findet, die als Nachkömmling einer von der Erde verschwundenen Gattung hier in der naturreinen Luft aufs herrlichste blüht und duftet, so reifte hier in dem abgeschiedenen Winkel des ringsum abgeschlossenen Ländchens, in einer von der modernen Bildung noch ungetrübten Atmosphäre ur- und natur-deutschen Wesens, still und unbemerkt, ein dichterischer Genius, durch den der wahre und urwüchsige Geist des alten Sachsenstammes zu seinen späten Enkeln spricht.

VI. Das Knabenalter des Dichters.

Sehen wir nun, wie das zarte Pflänzchen wächst und sich entfaltet, indem wir den Dichter auf seinem Lebenswege begleiten, zunächst durch die Zeit des Knabenalters.

Es ist zwar nicht bedeutsam, aber doch auch nicht uninteressant, von dem Dichter selbst zu hören (Ges. Wk. Bd. 4 S. 56), daß er als kleines Kind im Korbstuhl am Tische saß und mit Sechslingen und ein paar Schlüsseln spielte, daß er als kleiner Knabe auf dem Platze vor der Thür mit Steinen und Sand von morgens bis zum Abend spielte, wo ihn sein Großvater aufhob und seinen Wunsch, daß er doch auch bald groß werden möchte, mit dem Hinweis erwiderte: „Das kommt noch viel zu früh." (Ges. Wk. Bd. 1 S. 175.) Er erinnert sich ferner, wie er spielte an dem Mühlenberg und unter dem großen Kastanienbaum vor der Thür, der seinen Kinderaugen so groß vorkam, wie nichts anderes auf der Welt, (Ges. Wk. Bd. 1 S. 176); wie er mit seinem Bruder Johann bei dem Brunnen des Nachbars auf dem Steine saß und wie sie den stillen Mond am Himmel segeln sahen und sich unterhielten über die Größe der Welt, die Höhe des Himmels und die Tiefe des Brunnens; wie sein Großvater ihm die kleinen Hände zum Beten faltete und wie seine Tante ihm in den Dämmerstunden Geschichten erzählte, „bis Traum und Wachen ineinander flossen".

Mit dem sechsten Jahre wurde er in die Schule auf Kleinheide geschickt. Noch sehr lebhaft erinnert er sich, wie

er mit seiner Schiefertafel und einigen Büchern unter dem Arm auf dem Wege zur Schule bei dem Hause Peter Brahms', des Großvaters von dem berühmten Komponisten Brahms, vorbei kam: vor dem Hause auf der Bank sitzend, hatte Brahms stets seinen besonderen Spaß daran, den gewöhnlich etwas träumerisch dahingehenden Knaben durch einen scherzenden Zuruf aufzuschrecken.

Von manchen großen Männern lesen wir, daß sie in ihrer Jugend nicht viel versprachen und daß nicht selten die Lehrer sie für unbegabt hielten, aus welchem Umstande der große Pädagoge Rousseau die Lehre gezogen haben mag, daß meistens diejenigen Kinder später am wenigsten leisten, die in ihren jungen Jahren lebhaft sind und viele Hoffnungen erwecken. Für Groth trifft das nicht zu. Wir haben ja schon gehört, was er als achtjähriger Knabe leistete. Diese ungewöhnlichen Kenntnisse verdankte er teils seinem Lehrer Threde auf Kleinheide, von dem er noch heute mit großer Liebe und Verehrung spricht, vor allem aber seinem Großvater. „Die Elemente, lesen, schreiben, rechnen lernte ich" (sagt Groth), „der Erstgeborne, von meinem Großvater so früh, daß ich keine Erinnerung davon habe, diese Künste nicht besessen zu haben. Ich war daher in der glücklichen Lage, gleich beim ersten Schulbesuch mit meinem 6. Jahre meinen Altersgenossen überlegen zu sein. Die Last des Lernens habe ich nie kennen gelernt, nur die Lust und Freude daran und die Befriedigung des Ehrgeizes. Es verstand sich für mich von selbst, daß ich in allen drei Klassen der Bürgerschule sehr bald oder sogleich der Primus wurde." Eine köstliche Schilderung der Eindrücke und des Genusses, den ihm der Schulbesuch auf Kleinheide gewährte, giebt uns Groth in der Erzählung „Um de Heid", wo wir unter dem Schreiber Thieß Thiessen ihn selbst zu denken haben. Sie heißt in hochdeutscher Uebersetzung: „Er ging zur Schule mit Büchern und Tafel. Dort sah er noch (in der spätern Erinnerung) den Lehrer hinter dem Pulte auf einem Stuhl, als sei er es wirklich. Was für ein häßlicher Mann war er! Er hatte Blatternnarben im Gesicht als hätte der Teufel Erbsen darauf gedroschen — so sagten die Leute — aber wie war alles schön und merkwürdig, was der Mann sagte! So etwas hatte seine junge Kinderseele bis dahin nicht gerührt. Wie wußte er zu erzählen! Wie schön mußte die Welt sein, die das alles barg! Woher er das nur alles hatte? Er sagte: aus den Büchern! Er zeigte sie uns,

da seien die Schätze darin! Und die seien für jedermann, der die Mühe nicht sparte! Die könnte jeder erreichen, Arm und Reich, er sollte nur zulangen. Ei wie lernte nun Thieß (Groth), daß es ging wie ein Spielwerk, rechnen und schreiben und lesen und alles, was der blatternnarbige Mann verlangen mochte. Wie lieb wurde ihm der Mann mit allem, was zu ihm gehörte. Der dumpfige Schulgeruch roch ihm schöner fast als die Blumen im Garten. Er lebte in einer Welt, die ein paar Fuß höher lag, als die wirkliche mit ihrem Dreck und Steinpflaster. (Ges. Wk. Bd. 3 S. 288.)

Mit dem 9. Jahr wurde er in die Mittelklasse versetzt, nach dem Schulhause zu Süden am Markte, wo auch der Schreiber dieses Büchleins eine Reihe von Jahren als Lehrer gewohnt hat — ein Uebergang, den er dem Verfasser einmal folgendermaßen schilderte: „Erwartungsvoll betrat ich zum erstenmal das Schulzimmer am Markt. Zu den Schülern, die vom vorigen Jahr in der Klasse geblieben waren, kam eine ganze Schar neuer, die als Fremdlinge sich fühlten und zu denen auch ich gehörte. Es ging ein eigenartiges Summen und Brummen durch die Klasse, bis endlich die Thür sich öffnete und ein blasser, hagerer Mann mit feierlichen Schritten und strenger Miene in das Zimmer trat: Es war der Lehrer Simon Bakker, der den Titel „„Rechenmeister““ führte. Er stellte sich aufs Katheder und sagte: „„Ich werde Euch nun mit Eurem Namen aufrufen und nach der Ordnung, wie ich Euch rufe, habt Ihr Euch zu setzen.““ Man kann sich denken, welche Spannung sich der Gemüter bemächtigte. Nun begann er: „„Klaus Groth!““ — und ich mußte mit meiner Tafel und meinen Büchern aus dem Hintergrunde, in den ich als einer der Kleinsten und Schmächtigsten und als einer der Schüchternsten hineingestoßen war, hervortreten und mich vor ihn auf den ersten Platz setzen. Der zweite, also mein Nachbar, wurde Johann Wilhelm Michelsen, stärker und kräftiger als ich. Er setzte sich zu mir und sagte, in dem Gefühl, daß mir diese Auszeichnung bei einem Teil meiner Mitschüler vielleicht schlecht bekommen werde: „„Wenn Dir jemand etwas zu Leide thut, so halte Dich an mich, ich stehe Dir bei.““

Sein späterer Lehrer war Hackmann, ein etwas verwachsener Mann, der aber besonders tüchtig war in der Mathematik, vor allem im praktischen Rechnen, und

in der deutschen **Grammatik** -- Dinge, denen gerade Groth das größte Interesse entgegenbrachte.

Dann genoß er den Unterricht des **Kantors Pauly**, von dem er ebenfalls mit großer Achtung spricht und den er als einen sehr kenntnisreichen Mann rühmt. Vor allem war es dessen **Geschichtsunterricht**, der ihn mächtig ergriff und begeisterte. Ueberhaupt verschlang Groth mit wahrem Heißhunger alles, was der Schulunterricht nur irgendwie ihm bot. Und es war nicht so wenig, was lernlustigen Schülern geboten wurde, denn Groth rühmt noch heute, daß der Schulunterricht zu der Zeit viel besser war, als man gemeinhin glaubt. Trotzdem reichte er nicht aus, das Interesse eines so lernbegierigen und begabten Schülers wie Groth vollständig auszufüllen. Es wurde ihm deshalb gestattet oder doch nachgesehen, während des Unterrichts mit dem Rechnen sich zu beschäftigen und — aufgefordert oder unaufgefordert — nur dann beim Antworten sich zu beteiligen, wenn es eine besondere Nuß zu knacken gab. Er war eben im stande, neben der Beschäftigung mit den Rechenaufgaben auch dem Gange des Unterrichts zu folgen — eine Fähigkeit, die ihm, wie wir sehen werden, auch später noch zu gute kam. Es konnte nicht fehlen, daß Groth bei so vorzüglichen Gaben sich bald seiner hervorragenden Tüchtigkeit und seiner Ueberlegenheit bewußt wurde, so daß der Ehrgeiz in ihm erwachte, nach höheren Zielen zu streben als sonst Schülern seines Standes gesteckt waren. In seiner Erzählung „Um de Heid“ sagt er darüber: „Bald kam der Ehrgeiz dazu. Lehrer und Prediger lobten ihn. Er hörte, wie man sagte, daß etwas Besonderes aus ihm werden könnte, er sah, wie man auf ihn wies, wenn Besuch von Herren in die Schule kam. Er dachte an Prediger oder Lehrer werden, an Advokat oder desgleichen.“ (Ges. Wk. Bd. 3 S. 288.)

Ebensowenig konnte es ausbleiben, daß er unter seinen Altersgenossen eine bevorzugte Stellung hatte. „Er spielte“ — wenn wir das von dem Schreiber Thieß Thiessen Gesagte auf ihn beziehen dürfen — „mit des Landvogts Töchtern und den Söhnen der Kaufleute alle Tage und war sogar der Anführer beim Spiel, weil er der erste in der Klasse war.“ In der Kirche wurde er von dem Prediger während der Kinderlehre oft besonders angeredet. (Ges. Wk. Bd. 3 S. 288.)

Ein großer Denker des vorigen Jahrhunderts hat einmal gesagt, daß die Kinder auf dem Spielplatze mehr lernen, als

in der Schule. Es mag das übertrieben sein, soviel ist jedoch wahr, daß derjenige, der lernen mag und lernen will, täglich und überall Gelegenheit hat, seine Erfahrungen zu bereichern und seine Kenntnisse zu mehren, ganz besonders dann, wenn er ein aufgeweckter Kopf ist und das Glück hat, mit Männern zu verkehren, die geweckten Geistes sind und selbst etwas gelernt haben. Und das war bei Groth der Fall. Er verdankt zwar nach seinen eigenen Versicherungen seinen Lehrern und der Schule sehr viel, noch mehr aber seinen Angehörigen, besonders seinem Vater und seinem Großvater. Nicht daß sie sich mit ihm hinsetzten und ihn schulgerecht unterrichteten, — dazu hatten sie — glücklicherweise, möchten wir sagen — weder das Zeug noch die Zeit. „Arbeit, Mühe, Sorge und Unruhe auf dem Feld, im Moor, auf dem Markt und im Hause“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 143) — das war ihr Los und Groth mußte, wie das auf dem Lande noch immer so ist, soviel mit davon tragen, als seine schwachen Schultern leisten konnten. Und wie das wirklich bildet und erzieht, ahnt die städtische Jugend nicht. „Im Sommer,“ erzählt Groth, „half ich mehrere Monate Vater und Großvater bei der Feld- und Gartenarbeit. Sie fielen mir schwer, da ich schmächtig gebaut war, und ermüdeten mich auch bald geistig durch ihr Einerlei, obgleich es selten dabei an lebhaften Gesprächen fehlte.“ „Wir lebten auf einem historisch merkwürdigen Boden. Fast von jedem Punkt aus, wo wir unseren Torf gruben, unser Heu ernteten, unsere Kühe weideten, konnten wir das Gebiet übersehen, wo unsere Vorfahren, die Groths, die Kleens — meine Großmutter war scherzhafterweise eine geborne Kleen — die Witten, die Bojes, deren Namen alle wir führten oder kannten, sich mit den Dänen und Holsten geschlagen und gesiegt hatten oder gefallen waren, die Helden der letzten deutschen Republik,“ „de olen Dithmarschers“. Der Großvater zumal kannte durch Lektüre der alten Dithmarscher Chroniken von Bolten und Viethen sowie aus mündlicher Ueberlieferung die interessante Geschichte unseres kleinen Freistaates, manche Sagen und Lieder, und zeigte mir oft mit der Hacke oder dem Spaten die Gegend, wo Schlachten geschlagen oder merkwürdige Dinge geschehen.“ — Von Homer, Alexander dem Großen, Cäsar und Napoleon wußte übrigens der Großvater auch zu berichten. In der Franzosen- und Russenzeit war in seinem Hause eine Art Klub gehalten worden. Er hatte die neuesten Zeitungen vorgelesen und, um

sich zu orientieren, die nötigen Karten angeschafft, wovon ich noch ganze Rollen auf dem großen Kleiderschrank vorfand. Ich hörte bei Gelegenheit, daß Vater und Großvater eine ungewöhnliche geographische Kenntnis fremder Länder besaßen. Bald fing ich aber auch an, in der vierbändigen schweinsledernen Geographie von Hübner selbst zu blättern und zu lesen."

Sein Lehrer Bakker führte den Titel „Rechenmeister" — ein Titel, der für einen der Volksschullehrer hier in Heide noch bis in die letzten Jahre üblich gewesen ist — Groth ist bei ihm und besonders bei dem Lehrer Hackmann ein solcher geworden. Er trieb das Rechnen mit wahrer Leidenschaft, und es zeigt sich an ihm auch hierin eine ausgeprägte Eigentümlichkeit der Bewohner der Westseite Schleswig-Holsteins, denn noch vor einem Menschenalter war hier unter den einfachsten Leuten die Vorliebe fürs Rechnen so allgemein und der sog. Rechengenies waren so viele, daß Groth nicht umhin konnte, ein solches, und zwar eins seines Namens, in seiner dichterischen Darstellung zu verwerten. („Peter Kunrad", Ges. Wk. Bd. 1 S. 81.) Groth rechnete nicht nur in der Schule fast den ganzen Tag, sondern auch außer der Schulzeit, soviel Zeit er nur immer hatte. „Ja abends trieb mich der Vater zu Bett, sonst saß ich nach der Schulzeit, die durch Privatunterricht winters bis 7 Uhr währte und täglich 9 Stunden dauerte, noch bis in die Nacht bei der Buchstabenrechnung, Algebra, Geometrie, Trigonometrie. Das geschah schon vor meinem 14. Jahr, Tag für Tag. Ich besitze noch Quartanten von meiner Knabenhand mit Zahlen und Zeichen gefüllt."

Doch kommen wir wieder auf das zurück, was er so gelegentlich bei der Arbeit von Vater und Großvater lernte, besonders an naturkundlichen Dingen. Wir haben bereits gehört, wie gut der Vater als Müller Wind und Wetter beobachtet hatte, aber auch Pflanzen und Tiere, Erden und Steine entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Groth erzählt: „Manchmal hörte ich von ihm (dem Vater), wie von dem Großvater eigentümliche, veraltete oder seltene Ausdrücke mit besonders ausdrücklicher Betonung, oft auch mit einer Erklärung „„Roggen un Weeten hebbt Ahrn, Gras und Haver scheet in Wuppen (Rispen), de Gassen hett Ailen (Grannen)."" So ging die Belehrung häufig beim Gange übers Feld. Die

Namen für Pflanzen und Tiere, für Bodenarten, Wasser, Gräben, Deiche und Dämme wurden eingeprägt."

„Mein Großvater," erzählt er an einer andern Stelle, „war einmal an einem Abend, da ich als Knabe mit ihm auf dem Felde gearbeitet hatte — es war auf „„Dubenheid"", dem wildesten Teil des Heider Moors — „mit mir an einen Platz gegangen, wo eine sehr wohlriechende Blume in der Heide stehen sollte. Ich hatte eine handvoll Narthezium gepflückt, Nachtviolen, wie wir das niedliche gelbe Blümchen nannten. Wir fanden richtig die weiße Blume, über deren Wohlgeruch wir beide viel sprachen und gewiß sei es eine sehr heilsame Pflanze und was dergleichen mehr." — „Ich suchte (später) die Pflanzen nicht als fremde Dinge. Sie waren mir eigentlich alle bekannt. Der eigenartige Eindruck des Moores, der Heide, des Wiesengrüns wurde durch sie bestimmt und gestaltet. Wo das Wollgras wuchs, die Wasserkolben, die graue Cineraria dahin wagte sich nur vorsichtig der Fuß, um das Nest einer Grasmücke zu suchen. Die wohlriechenden Kräuter der trockenen Heideflächen hatten mich oft in der Mittagshitze umduftet. Was hatte nicht meine Zunge geschmeckt: den weichlichen Geschmack des Lindenbastes, wenn wir Flöten machten, den Zuckerstoff in den Kniegelenken der Gräser, die bittere Rinde der Ahlkirsche."

Haben wir bis hierher gesehen, wie eifrig der Dichter schon als Knabe mit dem Rechnen und der Mathematik sich beschäftigte, wie vertrauten Umgang er mit der Natur pflegte, so gilt es jetzt zu fragen, wie weit die Musen der schönen Künste in seiner Jugend ihn begleiteten.

Daß in einem Hause, wo der Erwerb des täglichen Brotes das Leben beherrschte, daß in einer Umgebung, wo man sein lebenlang an nichts anderes dachte, als an arbeiten und sich ernähren, wo „leben und leben lassen" die ganze Weisheit war, die heiteren, leicht geschürzten Grazien eine Heimstätte nicht haben konnten, ist ja selbstverständlich. Die Kunst als Kunst war bis in diesen Erdenwinkel kaum gedrungen. „Maler hatten wir ja nun freilich nicht und Gemälde auch nicht," sagt Groth (Ges. Wk. Bd. 3 S. 108.) Daß aber doch derjenige, der Sinn und Verständnis für schöne Farben und edle Formen hatte, von den Göttern des Schönen nicht so ganz verlassen war, verrät uns Groth in seiner Erzählung „Witen Slachters". (Ges. Wk. Bd. 3 S. 108.) Er berichtet uns hier, daß er mit einigen Altersgenossen privatim Zeichenunterricht genoß. Sein

Lehrmeister war Bünsow, ein Anstreicher, der einen Rock trug, der von allen Farben seines Geschäftes so bunt war, wie ein Stieglitz. „Wenn wir," sagt Groth, „bei Meister Bünsow, unserm Zeichenlehrer, mit Bleifeder und Wischgummi ein Gesicht, das er Madonna nannte, nach einer Vorlage mit seiner Hilfe zu Weihnachten für unsere Eltern fertig gebracht hatten, — malten wir heimlich aus unserm Tuschkasten die Backen so schön an, als unser Kasten und unsere Kunst es zuließen: aber es war alles Backsteinrot gegen die Farbe von „„Witen Kroß"", an die ich wenigstens immer dabei dachte, wenn ich mir Tusche einrieb und mit dem Pinsel versuchte, in dem schönen Madonnagesicht Fleisch und Blut anzudeuten." (Ges. Wk. Bd. 3 S 108.) „Witen Kroß" ist „Witen Slachters", die Heldin seiner Erzählung gleichen Namens. Sie lebt noch in seinem hohen Alter als eine hervorragende Schönheit in seiner Erinnerung. Wir sehen, wie auch hier das Wort des Dichters sich bestätigt, daß oft das, was kein Verstand der Verständigen sieht, in Einfalt ahnt ein kindlich Gemüt. Seinem kindlich-naturwahren Schönheitssinn genügte nicht die Form der Zeichnung, erst in der Ergänzung durch die belebende Farbe fand derselbe seine volle Befriedigung. Und von einem richtigen Gefühl geleitet, sah er sich darauf hingewiesen, an der Natur und den wirklichen Menschen seine Leistungen zu messen. „Ich tröstete mich damit," sagt er, „was mein Großvater sagte, der alle Beweise von meiner Kunst und meiner Wissenschaft immer mit Vergnügen und Nachdenken aufnahm: „„Die Natur sei der Meister, die Kunst sei nur ein Lehrjunge und bringe es nie so weit, daß er es mit ihr aufnehmen könne. Keine Musik sei so schön und ginge so zu Herzen, als wenn im Frühjahr die Lerchen wieder kämen und einem den ganzen Tag bei der Arbeit auf dem Feld überm Kopfe sängen. Kein Maler könnte die Farbe nachmachen, wie die weiße Lilie und die rote Provinzrose, das hätte der liebe Gott für sich allein behalten."" (Ges. Wk. Bd. 3 S. 108.) Und daß Groth bei seiner tieffühlenden, dichterisch angelegten Seele in der Natur mehr sah, als was das Interesse des Erwerbs in ihr erblickte, daß er in ihr Bilder des Schönen, des Göttlichen und Ewigen ahnte, würden wir vermuten können, auch ohne daß er es uns sagt. Sicher war sie ihm schon in seiner Kindheit der Urquell, an dem ein gesunder, ungetrübter Kunstsinn sich nährte.

Etwas anders lag die Sache schon mit der Kunst, die

auf den weltbedeutenden Brettern sich bewegt, mit der theatralischen Kunst. Sie war den Heidern nicht ganz fremd. Am bekanntesten in Schleswig-Holstein war zu Groths Zeit die Schauspielertruppe des alten Huber. „Die Hauptzeit für ihr Geschäft, den Winter hindurch, war sie in Schleswig, wo der alte Statthalter ihr eine Zulage gab und wo sie ein eigenes Schauspielhaus hatte. Im Sommer besuchte Direktor Huber mit seiner Truppe diesen und jenen größern Ort, der zu erreichen war: Heide, Meldorf u. s. w." Die Schauspieler, die schon öfter sich hier produziert hatten, wurden als alte Bekannte und Freunde begrüßt und die ganze Stadt geriet in eine gelinde Aufregung, wenn bekannt wurde, daß die Truppe eingerückt war. Sie hatten Zutritt in den vornehmsten Familien der Stadt, beim Landvogt, beim Pfennigmeister, beim Kirchspielschreiber, und man „stritt sich über die schönste von den Damen und den lustigsten der Herren eine Zeitlang in jedem Bürgerhaus". Allerdings spielte man in einer Scheune oder in dem Ochsenstall einer Bierbrauerei. „Das war übrigens kein Theater, so man wohl sagt, wie auf den Dörfern. Das Beste, wovon man von Hamburg her erzählte oder in den Büchern las, das bekam man damals in unserm kleinen Flecken zu sehen. Dahin konnten deshalb der Propst und der Landvogt gehen, und man hörte von Leuten, die weit herumgekommen waren, daß sie vieles nicht besser gesehen hatten in Wien und Kopenhagen." Die gewöhnlichen Bürgersleute pflegten während der Saison einmal hinzugehen — dabei blieb es, Kinder nahmen nur selten teil, sie wurden der Sitte gemäß in solchen Dingen sehr streng gehalten. Groth hatte als Knabe ein einziges Mal das Vergnügen, gegen ein Eintrittsgeld von 4 Schillingen (30 Pf.) einer Vorstellung beizuwohnen, die von der Familie Schulz in dem Hause Schölermanns gegeben wurde. Im übrigen drang aber so viel durch die Wände und unter die neugierige Jugend, daß seine lebhafte Phantasie eine mächtige Anregung fand in dem, was man sich auf Kleinheide erzählte — eine Anregung, die um so nachhaltiger war, je weniger er von den Aufführungen selbst zu sehen bekam. Hieraus erklärt es sich denn auch, daß in so manche seiner Erzählungen, wie z. B. in „Peter Kunrad", „Vun den Lüttenheid" die Schauspieler so verhängnisvoll hinein spielen.

Ehe wir jedoch den Dichter aus den Knabenjahren in das Alter des Jünglings hinüber geleiten, sind es noch zwei sehr wichtige Dinge, worüber wir ihn hören müssen: über

seine Liebe zur Musik und das allmähliche Aufkeimen seines dichterischen Talentes.

Beide sind so innig miteinander verwandt, daß wir uns einen Dichter ohne musikalisches Interesse nicht denken können. Ist doch die Dichtkunst nach einer Seite hin nichts anderes als die Kunst, durch das musikalische Element der Sprache die Enpfindungen des Herzens auszudrücken. Doch dürfte ein so leidenschaftliches Interesse für die Musik, wie Groth von frühester Jugend an es hatte, nicht bei allen Dichtern zu finden sein.

Es mochte das wohl ein Erbe sein von seinem Großvater, der sich, wie wir bereits gehört haben, noch auf seinem Sterbebette der schönen Stimme erinnerte, die Groth besaß und der er so oft mit herzlicher Teilnahme gelauscht hatte. Andererseits hatte auch Groth in seinem Vaterhause Gelegenheit genug, diese Stimme zu üben, sein musikalisches Talent zu pflegen, freilich nicht an eigentlicher Musik, wohl aber an dem Gesang seiner Umgebung. Musiziert wurde derzeit in Heide sowenig, daß Groth bis zu seinem zwölften Lebensjahre noch nicht einmal ein Klavier gehört oder gesehen hatte. „Mag sein," sagt er, „daß irgendwo am Markt in einem der zweistöckigen Häuser eins traktiert wurde, mir kam kein Ton davon zu Ohren. Unter den 5000 Einwohnern Heides, soweit ich sie kannte, gab es keines." „In meinem Vaterhause wurde so wenig ein Instrument gespielt, wie in der ganzen Nachbarschaft, in der ich aufwuchs, oder in unserer ausgebreiteten Verwandtschaft in Marsch und Geest, mit der ich verkehrte. Daß ich jeder Drehorgel nachlief, das that ich wie meine Spielkameraden, hörte auch einige Märsche, die der Stadtmusikus und Tanzlehrer Schulz beim feierlichen Umzug der Papagoyengilde um den Marktplatz am Pfingstmontag mit kleinem Blasorchester ausführte" (wie er uns dies näher geschildert hat in „Um de Heid", Ges. Wk. Bd. 3 S. 291 und 292). „Ich kann sie noch singen. Bewunderte denn auch unter den Instrumenten besonders das kuriose Fagott, das er selber blies. Ich schrieb seine ziegelroten Backen der Anstrengung zu, die dies gewiß schwierigste aller Instrumente erforderte. Meine Leidenschaft ging zunächst auf den Besitz einer Pickelflöte, die ein gewisser Brahms, ein Vetter von dem bereits erwähnten Komponisten, besaß. Mich erfaßte eine wahre Begier, sie ihm abzuhandeln, was mir nach langem Feilschen gelang, ich meine für fünf Schillinge (40 Pf.). Wir waren

beide acht Jahre alt.“ Wie viel Groth auf diesem Instrument geleistet hat, er erzählt uns nicht davon, — daß er auf demselben aber fleißig und jedenfalls mit einer gewissen Leidenschaft geübt hat, können wir uns denken, ohne daß er es uns sagt.

„Diese musikalische Armut,“ die dazumal in Heide herrschte, wurde zum Teil ausgeglichen durch eine allgemein verbreitete Liebe zum Gesange. Wiederholt wird von Groth in seinen Aufzeichnungen das bekannte Wort „Holsatia non cantat“ — Holstein singt nicht — als durchaus unzutreffend zurückgewiesen. „Es wurde,“ sagt er, „im Volke bei uns noch viel gesungen, was nun — schade genug — aufgehört hat, seit die ganze Welt musikalisch gebildet ward. Der kunstmäßige, mehrstimmige Gesang, das unter den meisten Händen menschenquälende Klavier und das noch schrecklichere Ziehharmonium haben das eigentliche Volkslied verdrängt und den lauten fröhlichen Mund der Jugend verstopft. Damals sangen die Kinder auf dem Schulweg, der Pflugtreiber auf dem Pferd, das Milchmädchen unter der Kuh, die Köchin am Herd.“ „Als ich in späteren Jahren zuerst die Liedersammlungen von Uhland, Hoffmann, Erk u. s. w. zu Gesichte bekam, verwunderte ich mich, wie wenige von den Volksliedern aus allen deutschen Gauen mir ganz und gänzlich unbekannt waren, von den Melodien kaum eine und die andere. Aber auch Kunstlieder aus neuerer Zeit lernten und sangen wir, gute und schlechte, aus den damaligen Singspielen, Operetten, Gassenhauern. Drehorgeln vermittelten dafür die Kenntnis. Wer sich ein Flugblatt mit „„fünf ganz neuen Liedern““ (von der Frau des Orgeldrehers) kaufte, der stand so lange bei dem Leierkasten, bis er die Melodie zu wenigstens einem neuen Liede mit nach Hause nehmen konnte. Ich selbst eignete mir auf jedem „„Pferdemarkt““ mehrere an, da ich Musik in allen Formen leicht behielt.“ „Geschriebene Liederbücher gab es fast in jedem Hause, wo ein fertiger Schreiber sich fand, oft in gar schöner Handschrift. Auch ich legte mir eine solche an, bin abends im Dunkeln im ärgsten Wetter ausgelaufen, um mir irgendwo ein Lied zur Abschrift zu leihen.“

„Bei leichter Arbeit sang ich den ganzen Tag, manche Lieder rührten mich tief und innig und ich träumte mir Gestalten und Gegenden dazu, z. B. beim „„Schweizer Heimweh,““ zu dessen Text mein Vater mir einige Erklärungen gab. Von Schubart's Lied für die nach Südafrika auswan-

dernden Hessen erinnere ich, daß ich mehrmals für mich ganz allein in einen förmlichen Weinkrampf gefallen bin. Das eine Mal war ich allein auf dem Felde. Bei der Stelle:

„„An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsere Hand
Und küssen sie, u. s. w.““

überfiel mich eine solche fürchterliche Angst der Einsamkeit am hellen Tage des Sommers, daß mich noch bei der Erinnerung ein leiser Schauer anweht. Ein anderes Mal kam ich im Winter bei Glatteis, mit Waren beladen und einer Flasche in der Hand, vom Kaufmann. Vor unserer gefensterten Hausthür überfiel mich, indem ich Schubarts Lied summte, ein so bitterliches Weinen, daß ich schluchzend stehen blieb, und meinem Vater, der mir zufällig die Thür öffnete, auf seine milde Frage (er war sonst ein robuster, fester Mann) nichts zu antworten wußte, als ich sei gefallen, worauf er lachend entgegnete: „„Glücklicherweise ohne Topf noch Flasche zu zerbrechen.““ „So erinnere ich mich ferner noch, daß ich eine Reihe von Herbsttagen hindurch an der Seite eines lieben, etwas schwerhörigen Mädchens mit andern Helfern Kartoffeln auflas, die der wackere Vater ausgrub. Dabei sang sie schier ununterbrochen fort mit leiser Stimme, meist wehmütige Liebeslieder, und einzelne davon, wie z. B. „Es spielte ein Graf mit seiner Dirn“ oder „Ich stand auf hohen Bergen“ kann ich noch in meinem Innern mit demselben Schauer hören, mit welchem sie mich damals durchdrangen.“ „Auf mich machten diese Lieder, nicht nur der Text, oft auch die Melodie, einen bleibenden, häufig bezaubernden, ja überwältigenden Eindruck, einen so d i c h t e r i s c h e n — wie ich n u n sagen darf, — daß ihm kaum etwas von dem später Gelesenen an die Seite tritt.“ (Lebenserinnerungen und Musikalische Erlebnisse.) Es ist für Groth höchst bezeichnend, daß in erster Linie das V o l k s t ü m l i c h e, das Einfache und Sinnige, was in diesen Liedern steckte, ihn packte und bis in das innerste Mark erschütterte, daß nur der im Volke geübte Gesang und die im Volke gepflegte Musik ihn fesselte, während der Gesang und die Musik, wie sie in der Kirche und Schule gewissermaßen k u n st m ä ß i g e Pflege fanden, von solchem Einflusse nicht gewesen zu sein scheinen. Wenigstens verrät die folgende Stelle aus seinem „Vertelln“ „Witen Slachters“ nicht, daß sie ihm irgendwelche innere Teilnahme abgewannen:

„Und was die Kunstmusik anbetrifft," sagt er, „so war die Sache für mich nach mehr als einer Seite hin merkwürdig. In der Kirche machte ich sie selber mit. „Wir" (die Schulknaben des Kirchenchores, der seinen Platz auf einem Emporium neben der Orgel hatte und von dem Kantor geleitet wurde) schrieen alle, was das Zeug halten konnte, — im Sommer vor langer Weile, im Winter vor Kälte, am lautesten: „„Unsern Ausgang segne Gott,"" denn dann war es bald zu Ende. Aber inzwischen sah ich immer — denn ich war der Oberste und saß ihm gerade gegenüber vor ihm — wie der Kantor bei jeder Versreihe, wenn wir mitten darin waren, den Mund wie zum Sprunge spitzte („in de Pünt stell") und ehe wir endigten, zwei oder drei Silben von hinten durch- und nachstimmte, sodaß es sehr bunt durcheinander ging; denn die Gemeinde stimmte nicht mit uns, die Orgel nicht mit der Gemeinde, und der Kantor schlug jedesmal am Ende einen gewissen Nachschlag an, je krauser, je besser, wogegen der Organist mit einem Triller, den er Zwischenspiel nannte, ankämpfte, bis wir ungefähr alle wieder im Gesangbuch uns zurecht buchstabiert hatten und weiter sangen: „„Unsern Ausgang, unsere Werke."" (Ges. Wk. Bd. 3 S. 109.)

Jene Liebe zur Musik und zum Gesang, die beide seine so tief empfindende Seele so wunderbar und mächtig bewegten, daß wir gewöhnlichen Menschenkinder dafür weder Ahnung noch Verständnis haben, hat ihn durchs ganze Leben begleitet, und wir werden später noch wieder und Weiteres darüber hören. Vorläufig wollen wir sehen, ob wir auch von seiner dichterischen Anlage in seinem Knabenalter etwas entdecken können.

Zunächst sind schon die überwältigenden und übermächtigen Gefühle, das so tief empfundene Heimweh bei dem Schubartschen Liede, die Personen und Gegenden, die seine lebhafte Phantasie bei dem Text der Lieder sich erträumte, die Lust an den Märchen, die seine Tante Christine ihm erzählte, der Sinn und das Gedächtnis für Rätsel und volkstümliche Redensarten, die er schon als Kind auf die Tafel schrieb, bedeutsame Zeichen seiner dichterischen Anlage.

Und mit dem Anreiz und der Pflege dieser Gottesgabe ging es fast genau so, wie mit seiner Anlage für Musik und Gesang.

Während die Natur in seiner Umgebung ihren ganzen Reichtum entfaltete und den Sinn für alles Hohe und Tiefe,

für alles Große und Schöne, das sie birgt, in ihm mächtig weckte und förderte, fanden die Musen der Künste, die Genien der Musik und der Poesie weder in seiner Umgebung noch in dem Hause seiner Eltern eine Statt. Dichter wie Schiller und Goethe, Klopstock und Lessing waren hier unbekannt, von ihnen hörte Groth ebensowenig etwas, wie von der bessern Musik. Desto üppiger gedieh aber in seiner Umgebung eine gewisse volkstümliche Dichtkunst, ähnlich wie der Volksgesang, wenn auch weniger gehaltvoll und sinnig; und jene ist es gewesen, in welcher das aufkeimende Talent des Dichters seine erste Nahrung fand. „Es gab damals," so schreibt der Dichter in seinen Erinnerungen, „viele, uns allen bekannte, plattdeutsche, versteht sich, spaßhafte, auch wohl boshafte Reime, die Ort nach Ort charakterisierten, z. B.:

„„Harr Heid so Water as Weid,
So weer se beter as Meldorp un Lunden alle beid.""

Oder:

„„Na Lunden un na Loh
Gan all de Schelm un Deef op to.""

So auch Reime von Haus zu Haus, sogen. „Nachbarsreime". Ein solcher Reim, der in meinen früheren Knabenjahren entstanden sein muß, denn ich kannte noch alle darin genannten Personen, umfaßte den ganzen „„Lüttenheid"". Er begann am Ostende:

„„Johann Knoop op den spitzen Eck,
Peter Bremer itt dat Speck""

und schloß in unserer Reihe am Nordende mit Peter Brahms. Ich habe ihn noch im Kopfe, doch würde es langweilen, ihn über gegen fünfzig verschollene Namen hin kennen zu lernen. Nur ein Teil des Restes mag hier aufbewahrt werden. Dieser Rest begann in der Reihe uns gegenüber mit einer Bosheit gegen einen ganz unschuldigen, unbescholtenen jungen Hausbesitzer, dessen lange Beine, wie es scheint, den Dichter gereizt hatten:

„„Klas Horn Langbeen,
Juchen Hinnerk hett em hangen sehn,
Gif em Een ant Nüster, seggt Küster,
Dat weer commod, seggt Andres Rod,

Sla em dot, seggt Klas Groth,
He gnistert mit de Tähn, seggt Jan Dehn,
He is ganz vun de Kunst, seggt Buns,
He hett sin Hus verkofft, seggt Jörn Off,
He hett nix as luter Hahns seggt Brahms.""

Ein anderer derartiger Reim begann mit dem geizigen Bäcker:

„„Bäcker Tiez baßt vaer Giz""

und schloß mit dem armseligen Uhrmacher:

„„Voß holt Thee vaer Kost.""

Alle umlaufenden plattdeutschen Reime und Gedichte, Kinder- und Wiegenlieder, Rätsel und Sprüche blieben ihm im Gedächtnis haften und so läppisch und nichtig uns diese Reime erscheinen — er als späterer plattdeutscher Dichter hatte an ihnen einen unbezahlbaren Schatz.

Wie ein Naturforscher viele verschiedene Pflanzen sammeln muß, um sie mit einander zu vergleichen, die gemeinsamen Merkmale z. B. an Blättern und Blüten zu erkennen, ihre Verwandtschaft zu ermitteln und sie zu Familien und größeren Gruppen zu ordnen, so hatte auch Groth später in dem großen Vorrat der volkstümlichen Reimereien, die er in seiner Knabenzeit gesammelt und im Gedächtnis aufbewahrt hatte, das Material, um daraus die Regeln zu erkennen, nach denen ein volkstümliches plattdeutsches Gedicht sich gestalten muß. „Sie bildeten," wie er sagt, „den Hauptgrundstock, an dem ich später meine Studien über den Rhythmus der plattdeutschen Mundart machen konnte."

Waren diese, jedes dichterischen Gehaltes baren Reime, die lediglich hervorgegangen waren aus der Freude an dem Gleichklang der Worte, ihm später wertvoll für die Form seiner Dichtungen, so waren ihm die vielen Volkslieder, die er kennen lernte, wichtig für die dichterischen Anschauungen und Stimmungen, die von der Volksseele in ihnen niedergelegt und ausgedrückt sind.

Daß er sich ganze Hefte davon zusammenschrieb, haben wir ja bereits gehört. Groth sagt weiter darüber: „Auch Lieder in Mundart drangen zu uns: schwäbische, bayrische, Tiroler, selbst Schweizer mehr oder minder genau. Manchmal mußte der Vater helfen, so gut er konnte, wenn ich

etwas nicht verstand. Eigentlich poetische plattdeutsche Lieder gab es damals garnicht oder — sagen wir lieber — nicht mehr, außer vielleicht einigen Brocken. Nichtsdestoweniger hatte ich für das Wenige, das vorhanden war, eine besondere Vorliebe. Die ausdrucksvolle, obgleich meistens nüchterne Wahrheit, welche in der Volkssprache liegt, traf mich schon damals. Ich behielt alles, auch jedes Bruchstück, unvergeßlich im Gedächtnis. Und diese Bruchstücke sind mir später von großem Werte, ja mehr als Hebel und Burns — wie man durchweg meint — Vorbilder gewesen". (Lebenserinnerungen von Kl. Groth herausgegeb. von E. Wolff S. 44.) Klaus Groth ist erst in vorgerückten Jahren als Dichter hervorgetreten, daß aber schon in dem zarten Knaben schüchtern der dichterische Trieb in seiner späteren Eigenart sich regte, darüber folgende kleine Episode: „Einstmals, ich mag 12 Jahre alt gewesen sein, übersetzte ich ein hochdeutsches Lied ins Plattdeutsche. Auf etwas von litterarischem Werte war es dabei nicht abgesehen, es hatte einen rein praktischen Zweck. Ich brachte es nämlich einem Spielgenossen bei, eines Nachtwächters Sohn, den ich als natürlichen Untergebenen bisweilen verwandte, und bewog ihn durch einen Schilling, es am Abend unsern Kameraden vorzusingen, damit es gelernt und gesungen wurde wie andere Lieder. Ich kann nicht leugnen, daß ich ehrgeizig einen Erfolg erwartete und mich im voraus freute, doch weiß ich nicht, ob mein Werk mehr als eine succès d'estime (Achtungserfolg) davon getragen hat. Die erste Strophe lautete übrigens:

„„Des Morgens, wenn ick fröh opstah
Denn gah ik ut to fegen,
De Jungens schriegt: de Döwel kumt,
Un lopt mi ut den Wegen.""

Diese Uebersetzung eines Schornsteinfegerliedes ist meine erste dichterische Arbeit in plattdeutscher Sprache" (Lebenserinnerungen S. 45.)

Von besonderer Bedeutung für die Pflege seines poetischen Geistes waren auch die Sagen und Märchen, die derzeit noch reichlicher umliefen als jetzt. Freilich weichen auch hier die Kobolde und Heinzelmännchen, die Niß Puks und die Unterirdischen als Gegenstände des Aberglaubens mehr und mehr dem Lichte der Aufklärung und der nüchternen und ernüchternden Bildung, wie uns das Klaus Groth im

II. Teil seines Quickborn in den Gedichten von „Riß Puk“ dichterisch geschildert hat; in unserm abgelegenen Erdenwinkel hatten sie indes immer noch eine Stätte und waren eine Quelle dichterischen Genusses.

Daß Groths Tante Christine ihm allerlei Geschichten aus dem Reiche der Fabel und des Wunderbaren erzählte, haben wir gehört. „Ich bekam“, sagt der Dichter, „meinen Teil Märchenlust vollständig, noch ganz ohne Buch, von Mund zu Mund und in der heimischen Sprache vollauf. Kaum weiß ich mehr, wer mir erzählt hat, denn ich war bald selbst ein so gesuchter Märchenerzähler, daß ich, noch als kleiner Bube, oft mit lautem Zuruf von meinen Kameraden begrüßt wurde, wenn ich aus unserm Hause auf dem großen grünen Grasplatz, dem „„Lüttenheid““, erschien und gebeten wurde, zu erzählen. Da saßen wir dann am Raine der trockenen Gräben, und ich erzählte, bis die Stimmen der Eltern uns heimriefen, oft Abend für Abend in warmer Sommerzeit, wo sonstige Spiele aufhörten, und wenn mein Vorrat überlieferter Geschichten zu Ende ging, so stellte ich selbst aus alten und neuen Erzählungen zusammen, oder sonst Gehörtes und Gelesenes mußte aushelfen. So erinnere ich mich deutlich die Geschichte von dem Dulder Odysseus in mehrtägigen Fortsetzungen zu großer Befriedigung meiner jungen Zuhörer vorgetragen zu haben.“ (Handschriftl. Aufzeichnungen.) Die reichste Nahrung fand diese Freude am Wunderbaren, das eigenartige Behagen an dem Grausigen und Gespensterhaften, in Tellingstedt, wo Groth sich als Knabe bei seinen Verwandten oft aufhielt. Hier war die ganze Welt eine Wunderwelt. „Keine alte Geschichte von dem Krieg um die Dithmarscher Freiheit, keine alte Sage oder Erzählung aus dem ganzen Dithmarscher Lande, die man hier nicht hörte, kein alter unheimlicher Teich oder Tümpel, keine Heide oder Moorkuhle, wovon nicht etwas berichtet wurde, was dazu paßt. Besonders in der ganze Umgegend von Tellingstedt, von Gaushorn bis Tielen, an der Aue herum bis an die Eider, ward einem spukhaft zu Mute, sodaß man bei Tage die Hacken scharf aufzog, wenn man allein ging und hinter einem etwas rasselte und sich rührte.“ „Dort hatte beim Kreuzweg ein Fuchs geheult, ganz wie ein Mensch und war verschwunden mit einem Feuerstrich hinter sich in der Heide; eine alte Besenbinderfrau hatte so gewiß einen Werwolf gesehen, als nur einer etwas mit Augen sieht, und ihn auch bei Namen

gerufen. Und dann die Geschichten von dem Feuermann und die von dem falschen Landmesser, der jedes Jahr in den Zwölfen (in den Tagen von Weihnachten bis Neujahr) die falsche Grenze um einen „„Hahnentritt““ verrückte und rief: „„Hier ist die Grenze!““ Wer hatte ihn nicht gehört? Wer hatte nicht einmal in Gefahr gestanden, einem Irrlicht nachzulaufen in einen von den Tümpeln hinein auf dem „Rugenmoor“, das bis zur Glashütte bei Lexfähre unter der Erde wegläuft, Gott weiß wie tief.“ „Zwischen Traum und Wachen sah und hörte ich noch lange die unheimlichen Gestalten über Moor und Heide, beim Ecksee und am Galgenberg.“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 17 und 19.)

Wir sehen also, die Atmosphäre des geistigen Lebens, in welcher Groth aufwuchs, war keineswegs so nüchtern, wie man gemeinhin glauben mag — im Gegenteil, wie die Landschaft, von leichten Nebeln, die das grelle Licht des Tages dämpfen, umschleiert, dem Maler die stimmungsvollsten Bilder liefert, so war derzeit jeder Ort und jede Gegend, bevölkert mit dem „ernsten Geisterreich“, in den geheimnisvollen Zauberhauch der halbverklungnen Sage getaucht, und trotz des wunderlichsten Aberglaubens wohl geeignet, in der Brust des Knaben diejenige Grundstimmung zu erzeugen und zu nähren, die später in den Liedern des Dichters so häufig wiederklingt.

Uebrigens hat uns der letzte Teil unseres Berichtes bereits nach Tellingstedt geführt, wo Groth bereits als kleiner Knabe und auch als älterer Schüler seinen Onkel Hansohm und seine Tante Else besuchte. Gewöhnlich fuhr er am Sonnabend, wenn der Onkel Paul mit Fuhrwerk in Heide zum Wochenmarkt war, mit hinaus oder er ging in Gesellschaft mit dem Boten Schuster Harders den Weg zu Fuß. „Ich kam dort öfter, des Jahres wenigstens ein- oder ein paarmal, doch nicht so oft, daß mir der Aufenthalt gleichgültig, und nie so lange, daß er mir zuwider wurde. Tellingstedt blieb mein Paradies.“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 7.) Die Tage, die er hier verlebte, lagen später der Länge nach, wie er sich ausdrückt, vor ihm vom Morgen bis zum Abend wie lauter Glück und Seligkeit. Es war eine ganz neue Welt, die hier sein empfängliches Gemüt, sein aufmerksames Auge, seinen wißbegierigen Geist beschäftigte. Groth hat uns in der Erzählung „Min Jungsparadies“ ein allerliebstes Gemälde entworfen von allem, was er hier erlebt, von allen Eindrücken, die er hier empfangen hat. Wer Freude hat an

dem Denken und Empfinden einer naiven, unverdorbenen Kindesseele kann nichts Schöneres lesen.

Sein Onkel war Kaufmann und hatte weitreichende geschäftliche Verbindungen, die neben dem heimlich und geheimnisvoll betriebenen Schmuggelhandel geeignet waren, die Gedanken des Knaben weit über den Kreis der Umgebung hinauszuführen. Der Onkel hatte zugleich auch eine Wassermühle gepachtet und der Mühlenteich und der Mühlenbach waren mit allem, was drin und drauf sich regte, unerschöpfliche Quellen neuer Beobachtungen und Gedankenreihen. Die Bienenzucht, die Fischerei und die Jagd, die er hier aus den Gesprächen und durch eigene Anschauungen kennen lernte, boten ihm einen solchen Reichtum neuer Anschauungen von dem Leben und dem Charakter der Tierwelt, daß die Eindrücke des Vaterhauses und die Kenntnisse der Schule in der glücklichsten Weise ergänzt wurden. Vor allem war es auch der Betrieb der hier in Tellingstedt heimischen Töpferei, der in allen seinen Einzelheiten sein Interesse fesselte. Nicht minder interessant ist es zu sehen, wie er in den einzelnen Personen, denen er hier nahe trat, den innersten Kern ihres Wesens ahnte und darnach sein Verhältnis zu ihnen sich gestaltete.

Es ist ein Stück seines geistigen Lebens, das Groth in der Erzählung „Min Jungsparadies“ schildert mit dem Behagen einer schönen und lieblichen Erinnerung, und zwar in einer Weise, daß wir überall die zarte Knospe seines Gemütes schüchtern sich erschließen sehen und ahnend erkennen, in welcher Richtung und in welcher Weise sie später sich entfalten wird. Es waren Zeiten des reinsten und reichsten Glückes, die er hier verlebte, und wie Tage des hellsten Sonnenscheins leben sie noch heute in der Erinnerung des achtzigjährigen Mannes. „Ich war am liebsten auf der Geest in Tellingstedt,“ sagt er in seinen Lebenserinnerungen, „wo drei Onkel von mir wohnten. Hier habe ich am Mühlbach, am Teich, im Schatten der Erlen die frohesten Spiele gespielt, die heitersten Träume geträumt. Aus Dank dafür spielen fast alle meine erzählenden Gedichte in Tellingstedt.“ Und in dem Gedicht „Dat weer min Jungsparadies“ (An Pastor Rehhoff in Tellingstedt, 8. Oktober 1876) singt er als fünfundfünfzigjähriger Mann:

„Dat weer min Jungsparadies,
Dar wank ik hin in Snee un Is,
Dar dröm ik hin, den Stock in Hand,
In Summer daer dat grǿne Land.

As gungt int Glück, so gungt deran;
Wat trock dat grote Holt mi an,
Dat stille Feld, de brune Heid,
De Dörper an den Weg verstreut.

Un endli winken Thorn un Hüs'
Mi dütli rin int Paradies,
Bi Ohm un Meddersch, Vettern, Möm —
En Wexklang nix as Glück to dröm.

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 312.)

„Die Marsch," fährt er fort, „hat wegen größeren Reichtums und Fruchtbarkeit einen vornehmeren Anstrich. In einem Flecken in derselben Entfernung nach Westen, wie Tellingstedt nach Osten, wohnten zwei Onkel von mir. Dort in Wesselburen, dem Geburtsorte Hebbels, war es mir fast zu reichlich an allem Guten, selbst die Pracht der Wiesen und Aecker, wenn das Grün rein emporquoll und die Blumen strotzten, übermannte mich fast. Dazu der unendliche Himmel, Deich und Meer, und die großen Gestalten, die davon ihr Gepräge erhalten." (Lebenserinnerungen S. 56.)

VII. Die Konfirmation.

Groths Schulzeit schloß ab im Jahre 1834 mit der Konfirmation, auf welche er mit seinen Altersgenossen von dem Propsten Schetelig im letzten Vierteljahr in einigen Stunden vorbereitet wurde.

Wie allen, denen Groth eine geistige Förderung verdankte, hat er auch diesem Manne ein freundliches Andenken bewahrt. Zu seinem Jubiläum sandte er ihm ein Exemplar seiner noch nicht im Buchhandel erschienenen Erzählungen „Ut min Jungsparadies“ mit einer dichterischen Widmung, die mit den Worten beginnt:

„Ut ole Dankbarkeit un Lev
Kumt hier en Bok mit'n lütten Bref“.

Er erinnert hier daran, daß er bei Besorgungen, die er als kleiner Knabe, wahrscheinlich im Auftrage seines Lehrers, bei ihm zu machen hatte, aus Ehrfurcht nicht wagte, an der Klingel zu ziehen und von dem Propsten stets mit den Worten: „Sieh! Kleiner Groth!“ begrüßt wurde. Der Propst scheint, wie wir daraus entnehmen können, von allen Knaben ihn besonders in sein Herz geschlossen zu haben, und ohne Zweifel ist der Einfluß dieses Mannes auf das weiche, bildsame Herz des Knaben nicht gering gewesen. Wir können das um so mehr erwarten, da die Konfirmation zu der Zeit, wo man vertrauensvoll alle Dinge, die man weder wissen noch berechnen konnte, in „Gottes Hand“ stellte, (Ges. Wk. Bd. 4 S. 145) eine weit größere Bedeutung hatte, als heutzutage. Sie war derzeit wirklich ein heiliger Denkstein auf dem Wege des Lebens und für Groth in höherem Grade als für jeden andern.

Bei seiner Begabung war es ihm bereits klar geworden, daß er in dem allgemeinen Lebensniveau seiner Umgebung nicht verharren konnte, sondern über dasselbe hinaus nach höheren Zielen streben müsse — nach welchen und auf welchen Wegen, das war ihm freilich nicht klar. Dunkel lag also vor ihm der Weg, den er nun, auf eigene Kraft gestellt, antreten sollte. Wie konnte für ihn ein Tag wichtiger sein, als derjenige, an dem er das Paradies seiner Jugend verlassen und hinaus steuern sollte auf das sturmbewegte Meer des Lebens, wo nichts ihn führen konnte, als Gottes Hand und die Sterne seiner eignen Brust? „Ich war 14 Jahr," äußert er hierüber selbst, „ernsthaft über mein Alter. Ich blickte schwer in das Leben hinein, das mir bevorstand. Lust hatte ich, wie man sagte, zu nichts, als zur Schule zu gehen, und ich war ein so tüchtiger Rechenmeister, daß ich schon damals die Tage ausgerechnet hatte, die noch übrig waren von der Zeit, von welcher auch alte Leute sagten, daß sie die beste im Leben sei; und ich glaubte es und zählte die Tage bis zu meiner Entlassung aus der Schule. Das ist genau so wahr, wie ich's hier erzähle.." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 146.) „Für mich wären Zeit und Bücher genug gewesen, um mein Glück voll zu machen und alles andere zu entbehren oder von selbst mit zu bekommen: Das wird euch alles zufallen." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 144.) Er trennte sich schwer von den Büchern, die bisher seine beste Gesellschaft gewesen waren, und von der Schule als der Stätte, wo er täglich das Glück genossen hatte, seine Kenntnisse zu mehren und seine Seele zu erbauen. Während der Tag der Konfirmation für seine Altersgenossen ein Tag der Freude war, war er für ihn, wie er sagt, ein „Schreckenstag", dem er erst dann wieder mit leichterem Herzen entgegensah, als er die Aussicht hatte, bei dem Kirchspielvogt als Schreiber angestellt zu werden und hier „Zeit und Bücher" wieder zu finden. „Mit einem Male war ich nun Sorge und Angst los, und die Konfirmation stand nicht mehr vor mir wie ein Schreckenstag." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 146.)

VIII. Rückblick und Betrachtungen.

Bis zur Entlassung aus der Schule haben wir den Dichter auf seinem jugendlichen Lebenswege begleitet; machen wir nun einen Augenblick Halt, um uns einmal umzuschauen.

Wenn wir die Verhältnisse und Umstände uns vergegenwärtigen, unter denen er aufwuchs, so müssen wir sagen, daß sie im höchsten Grade schlicht und einfach waren. Und ebenso schlicht und einfach waren die Menschen, mit denen er lebte und an denen er sich bildete. Jeder hing an seiner Scholle und jeder wirkte und schaffte in dem Kreis, den Gott ihm zugemessen. Eng war der Kreis zwar, aber man bewegte sich um so sicherer in demselben, jeder wußte genau, was er wollte und that, schlicht und recht, was er sollte, ohne neidisch nach rechts oder links und ohne ehrgeizig und unzufrieden nach oben zu blicken und aus seinem Kreis hinaus nach höheren Dingen zu trachten. Ohne Ziererei und ohne übertünchte Höflichkeit, gerade und offen, begegnete einer dem andern, denn man hatte bei den einfachen Verhältnissen nicht viel zu verbergen. Heilig hielt man die Bräuche der Vorfahren und der Väter Sitten, die jeden strenger banden als die heutigen Gesetz und Recht. Man kannte weder Fabriken noch Eisenbahnen, weder Telegraph noch elektrisches Licht; man trug selbstgemachte Kleider und aß selbstgebaute Früchte; man lebte in der Natur und betrachtete Wald und Feld, Heide und Moor, als die Hochschule wahrer Lebensweisheit. Kurzum: Alles hatte das Gepräge des Volkstümlichen. Das Volkstümliche war der eigenartige Gehalt aller Normen und Formen, in denen das Leben,

abgesehen von dem kleinen Kreis der sogen. Gebildeten, zu Groths Zeit und in seiner Heimat sich bewegte. Mit den Rätseln des Daseins und des Lebens, über welchen der Tiefsinn gelehrter Männer brütete, zerbrach man sich nicht den Kopf — der Großvater hatte seine eigene Philosophie, eine Philosophie praktischer Lebensweisheit, die der Wahrheit vielleicht ebenso nahe kam, wie die berufene Kathederweisheit. Für klassische Dichtungen schwärmte man nicht, weil man sie nicht kannte; an volkstümlichen Reimen und Liedern hatte man jedoch seine innige und ungetrübte Freude. Die Schöpfungen der Kunst waren höchstens in „Abgüssen“ vorhanden; aber der Reichtum des Schönen in der Natur wurde um so behaglicher genossen. Eine Zeitung in Quartformat wurde allerdings gelesen, aber die hohe Politik überließ man der von Gott verordneten Obrigkeit, die in Kopenhagen saß. Nicht wie es werden sollte, sondern wie es gewesen war, beschäftigte die Gemüter. Greifbare Gestalten der Geschichte begeisterten für Freiheit und Vaterland. Und nicht bloß angelernt war die Geschichte, sie war lebendig, auch in den einfachsten Herzen. Auf Schritt und Tritt merkt man die letzten Pulsschläge der untergegangenen Freiheit. Sie war hin, aber das stolze Bewußtsein, die Nachkommen derjenigen zu sein, die einst für diese Freiheit so ruhmvoll gekämpft hatten, war geblieben. Urgesund und urkräftig war alles in diesem weltfernen Winkel deutschen Lebens — so kernfrisch, daß selbst das nicht unbeträchtliche Stück der Romantik, das in dem Zauber der Sagen und Märchen das Denken durchsetzte, als urwüchsig uns erscheinen muß. Es war ein Stück urdeutschen Lebens, das hier ungebrochen in die Gegenwart hineinragte, ein Leben, worin Vergangenheit und Gegenwart eng verschlungen waren, es war ein „germanisches Herkulanum,“ wie Lappenberg es einst bezeichnet hat. (Chr. Fr. Dahlmann von A. Springer 1 Bd. S. 206.) „Die ganze Welt,“ sagt Groth, „war damals anders und dachte anders.“ — „Dümmer waren wir alle, als man nun ist, — daß wir aber in eigentlicher Lebensweisheit weiter gekommen sind seitdem, das glaube ich nicht. Schöner war das Leben damals jedenfalls; wenn ik't torügg ropen kunn mit all sin Dummheiten, ik war't ropen. Wenn man wat „„poetisch““ oder „„idyllisch““ nöm kann: dat weer't.“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 145—146.)

Daß in einer solchen Lebensatmosphäre Groths dichterisch

veranlagte Seele den günstigsten Nährboden fand, wird uns nicht wunder nehmen. Wie die Sagen und Märchen die tiefsten Tiefen seiner Seele aufregten und die Vorstellungswelt seines Geistes mit den wunderbarsten Gestalten bevölkerten, wie die Helden der Vorzeit als leuchtende Vorbilder in seinem Geiste lebten, so waren ihm die Pflanzen und Tiere, mit denen er täglich den vertrautesten Umgang pflegte, nicht nur wachsende Wesen, sondern beseelte Gestalten und sprechende Bilder dessen, was er dachte und empfand. „Er war sozusagen mit den Pflanzen zusammengewurzelt und wie die Birken für ihn ein weißes Kleid hatten und Köpfe mit langen Haaren, so hatten andere für ihn eine Gestalt und ein Ansehen, daß sie mit ihm sprachen und er mit ihnen fühlte." „Als sein alter Schulmeister Threde einmal Liebe und Ehrfurcht in der Schule erklärte, da dachte er an Weiden und Pappeln und wußte genau, was mit den Worten gemeint war." (Ges. Wk. Bd. 3 S. 353.) Es waren ihm „Geister all im grünen Kleid," die „mit Ahnungsschauern" den Knaben anzogen, so daß der Dichter, dieser Zeit sich erinnernd, singen konnte:

„Wenn ich das Leben um mich sah
Wie Keim und Blättchen emsig sprießen:
Geheimnis flüsternd hört ich da
Sich Geisterstimmen liebend grüßen."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 304.)

Vor allem aber sind es noch zwei Umstände, die bestimmend waren für seine spätere Entwicklung, die **Pietät** und das **eigenartige Selbstbewußtsein** des Dithmarschers. Wir haben ja gesehen, wie die Dithmarscher „sich fühlten," wie sie mit Stolz sich als Nachkommen der alten, ruhmbedeckten Freiheitskämpfer wußten, und wir haben ja von Groth gehört, daß auch er und seine Geschwister den Spielgenossen gegenüber „sich fühlten" als die Kinder von Hartwig Groth. Und „sich fühlen, ist die wichtigste Springfeder des Lebens" sagt ein großer Schriftsteller.*) Wie wahr das ist, werden wir in dem weitern Lebensgang von Groth bestätigt finden; denn woher hätte er den Mut nehmen sollen, sich aus seinen Verhältnissen heraus und durch alle Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten, wenn er nicht „**sich gefühlt**," d. h. des Maßes seiner Kraft

*) Paul de Lagarde, „Lebenserinnerungen". S. 32.

sich bewußt gewesen wäre. Freilich verhängnisvoll wird ein solches Gefühl, wenn es zur Ueberschätzung verleitet; wo es aber mit Pietät, d. h. mit Achtung und Ehrfurcht vor allem Herkömmlichen, vor den Vorfahren und besonders vor den Eltern und allen bejahrten Angehörigen, verbunden ist, da legt es die Verpflichtung auf, ihnen nachzueifern und ihnen gleich zu werden. Der Schriftsteller Lagarde sagt deshalb in seinen „Lebenserinnerungen“, daß der Mensch Religion und Pietät nur erhalten kann, „wenn er, gezwungen durch ihren innern Wert, die Eltern von früh an verehrungswürdig findet. Es ist das höchste Glück des Menschen, anzubeten, oder milder gesagt, andere Menschen über sich anzuerkennen, die er liebt und die ihn lieben.“ Und in welchem Maße war dies bei Groth der Fall! Der ehrwürdige Großvater, der biedere Vater, die sanfte Mutter, die sorgsame Tante, der tieffühlende Bruder Johann — sind es nicht alle verehrungswürdige Gestalten, die in der Erinnerung ihn bis in sein Alter begleiteten und ihn wieder und wieder zu den herrlichsten Liedern begeistert haben?

Wenn wir uns nun diese kleine Welt, in der Groth seine Kindheit verlebte, in ihren Hauptzügen vergegenwärtigen, so müssen wir dem alternden Dichter doch wohl Recht geben, wenn er sie trotz aller Mängel immer und immer wieder sein „Jungsparadies“ nennt. Wir verstehen es, wenn er sie immer und immer wieder in den rührendsten Worten preist als eine schöne Welt; wenn er später sagt: „Ik lev domals en Tid daer vun en Seligkeit, as selten en Menschen gönnt ward,“ und wir verstehen es ferner, wenn die Mieter, die Maitag nach dem Landweg oder dem Schuhmacherort ziehen mußten, mit thränenden Augen den „Lüttenheid“ verließen, als zögen sie nach „Kalifornien“ oder „Vandiemensland“, und daß Groth, in dem sich seiner Natur nach dieses Heimweh, das überhaupt dem Dithmarscher eigen war*) mit verstärkter Macht geltend machte, immer und immer wieder nach seiner Kindheit und seiner Heimat, seiner engsten Heimat, sich sehnt und singt:

---

*) Bekannt ist es,“ sagt Groth, „daß unsere echten Marschkinder es draußen schwer aushalten. Sie überfällt das Heimweh, so sagt man, Kerle wie Bäume beugt es nieder, die stärksten Leute, die eine Tonne Weizen unterm Arm tragen, ohne das Gesicht zu ändern, kriegt es unter, das fröhlichste Herz macht es schwer.“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 57.)

„Wie traulich war das Fleckchen
Wo meine Wiege ging!
Kein Bäumlein war, kein Heckchen,
Das nicht voll Träume hing.“ —

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 185.)

Und ein andermal:

„O wüßt' ich doch den Weg zurück,
Den lieben Weg zum Kinderland!
O warum sucht ich nach dem Glück
Und ließ der Mutter Hand?“

— — — — — — — — —

„O zeigt mir doch den Weg zurück,
Den lieben Weg zum Kinderland!
Vergebens such ich nach dem Glück —
Ringsum ist öder Strand!“

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 185.)

Und wie bedeutungsvoll wird uns seine Kindheit und die Welt seiner Jugend, wenn wir sehen, wie die Sehnsucht nach der Heimat und der Schmerz ob des entflohenen Kinderglückes später die ewig blutende Wunde seines Herzens ist, aus der seine schönsten Dichtungen flossen.

Es wird uns klar werden, daß der Dichter aus diesem Boden notwendig so herauswachsen mußte, wie er später geworden ist. „De Art Gestalten waßt nich op en annern Borrn as bi uns.“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 57.)

IX. Der Dichter an der Wende des Lebens.

Daß Groth die Feldarbeiten schwer fielen und ihn durch ihre Einförmigkeit geistig ermüdeten, daß ihm vielmehr die Schule der liebste Ort und die Bücher die angenehmste Gesellschaft waren, haben wir bereits gehört und ebenso daß er durch seine ungewöhnliche Begabung längst die besondere Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Prediger sowie anderer Leute, die die Schule besuchten, erregt hatte. Obgleich nun, wie Groth sagt, auf Kleinheide jeder froh war, wenn er lebte und niemand den Ehrgeiz besaß, etwas werden zu wollen, so mußte ihm und seinen Angehörigen doch längst klar geworden sein, daß er in dem Lebensniveau seiner Umgebung nicht verharren konnte, und die Frage war nun, wie denn seine Zukunft sich gestalten und was aus ihm werden sollte?

Wir wissen es jetzt, und er ahnte es bereits zur Zeit seiner Konfirmation. Schon damals war es ihm, wie er dem Verfasser einmal mitteilte, klar, daß er ein Dichter werden würde. Uns mag das überraschend vorkommen, aber bei näherem Zusehen wird sich wohl immer ergeben, daß Männer, die zu etwas Großem berufen waren, schon frühzeitig mehr oder minder klar ihrer Bestimmung sich bewußt geworden sind, woher es sich denn auch erklärt, daß sie, wie Märtyrer unter einem Verhängnis stehend, oft unter den unsagbarsten Schwierigkeiten und Entbehrungen ihrem Ziele nachstreben. — Aber für den Beruf eines Dichters gab es weder Lehrzeit noch Schulen und Groth war vorsichtig genug, das, was er ahnte, in seiner Brust zu verschließen.

Für ihn mußte es das nächste Streben sein, aus der bisherigen Lebenssphäre heraus und in eine Lebenslage zu kommen, wo er sich geistig weiter entwickeln konnte. Aber wie und wohin? — Das war ihm nicht klar. Allerdings sah er dann und wann den Postmeister, den Landschreiber, den Pfennigmeister, den Landvogt, den Kirchspielvogt, den Propsten, die am Markt wohnten und für ihn gleichsam in einer andern Welt lebten, in der „unbekannten Welt mit weniger schwerer Arbeit," mit mehr Zeit und Büchern, in einer Welt wo man „alles, was wir andern vorhatten: Arbeit, Mühe, Sorge und Unruh, auf dem Feld, im Moor, auf dem Markt, in den Häusern," nicht kannte. „Aber die Zäune sind doch hoch und voll Dornen, die des kleinen Mannes Garten von dem des Reichen trennen." (Ges. Wk. Bd. 3 S. 287.) Hin und wieder hatte er schüchtern und neugierig einen Blick gethan durch die Spalten der Planken, womit die Gärten dieser umzäunt waren und den Mann beneidet, der bei den „Großen" am Markt das Totenkassengeld einsammelte und in den Häusern der Herren aus- und einging, als wäre er dort zu Hause und im Stillen den Nachtwächter Off beglückwünscht, der dort im „Frühjahr bei dem Propsten im Garten grub und arbeitete." „Ich hätte ihn (den Propsten) wohl einmal dabei sehen mögen. Das mußte ja ganz anders, das mußte ja ein Vergnügen sein, wo's kein Muß war, wie bei uns. Ich hätte ihn wohl einmal sehen mögen, ohne „„Samar"", ohne „„Presterkragen"", ohne sein strammes Gesicht. Und gar Plattdeutsch reden!"" — „Das Bischen, was mir so auf eine oder die andere Weise zu Ohren oder zu Augen kam, war doch wie aus einer andern Welt. Ich dachte mir diese Welt wie eine Welt mit Ruhe und Frieden, viel Glück, viel Zeit und viel Büchern. (Ges. Wk. Bd. 4 S. 142, 143, 144).

Dies war die Welt, wohin sein Streben ihn wies; aber der Weg dahin war ein akademisches Studium und durch die Kanzelei in Kopenhagen und gewiß war Groth seiner Begabung nach für das wissenschaftliche Studium berufen, wie nur einer auf der Welt. „Hätte er nur auf Schulen gehen können nach Meldorf! Hätte er nur sonst etwas werden können, was sich bei des Landvogts oder des Doktors Söhnen von selbst verstand, wenn sie nur nicht gar zu träge gewesen wären!" (Ges. Wk. Bd. 3 S. 288) Aber ein Gymnasium hatte seine Vaterstadt nicht, und die Universität kannte man höchstens dem Namen nach — und gar Kopenhagen, wo der

König wohnte und die Staatsregierung in höherer Weisheit waltete, lag ganz und gar außer dem Gesichtskreis der Kleinheider. Und die gelehrten Herren, die in dem Städtchen nur in geringer Zahl vertreten waren, bildeten einen abgeschlossenen Kreis für sich und selten verirrte sich einer nach Kleinheide. Sie betrachteten sich als die „Herren" und erkannten es nicht als ihre Pflicht, zu den Unkundigen hinabzusteigen und strebsame Kräfte über das Niveau ihres Lebens hinauszuheben.

Mit welchen Schrecken Groth an den Tag des Austritts aus der Schule dachte, von dem an er sich vielleicht einer Beschäftigung widmen mußte, die seinen regen Geist veröden ließ, und mit wie heißem Verlangen er sich nach einer Stiege umsah, auf welcher er den Bretterzaun, der ihn von der Welt der Gebildeten trennte, übersteigen konnte, haben wir gehört.

Sie fand sich, als eines Tages der alte Rechenmeister Bakker bei seinen Eltern vorfragte, ob er nicht Lust hätte, bei einem von den „Herren," bei dem Kirchspielvogt, Schreiber zu werden. „Da war mir zu Mute, als wenn mir die Thür zu dem Glückstempel weit offen gemacht wurde. Ich würde viel Zeit haben, etwas zu lernen, hatte der Rechenmeister gesagt und ich wußte, daß das andere, was dazu gehörte, zu bekommen war: viele Bücher. Meine liebe Mutter kündigte mir die Nachfrage an, ihr standen dabei auch die Freudenthränen in den Augen. Mein ernsthafter Vater hatte nichts dagegen." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 144).

So wurde er denn Schreiber bei dem Kirchspielvogt, ähnlich wie sechs Jahre früher Hebbel in Wesselburen Schreiber wurde bei dem Kirchspielvogt Mohr.

„In unserer klugen Zeit, vierzig Jahre später," sagt Groth, „würde ein Junge von zwölf Jahren meinem Vater dies als eine große Dummheit vorgerechnet haben. Eine Dummheit war es, wenn man's mit dem kalten und kahlen Menschenverstand betrachtete. Wir waren keine armen Leute." „Als Bürgersleute hatten wir Ueberfluß." „Also aus Not war's nicht, daß ich zu dem Kirchspielvogt kam." Aber die ganze Welt war damals anders und dachte anders. Man lebte mehr für die Gegenwart als heute und sorgte weniger für die Zukunft. Es fehlte der vorausschauende Blick.

Ja, es war in der That eine Thorheit. Groth wurde für seine Bestimmung damit auf einen Weg gewiesen, so

dornenvoll, wie ihn außer seinem Landsmann Hebbel wohl kaum ein großer Dichter gegangen ist. Doch liegt es Groth ebenso fern als uns, seinen Angehörigen daraus einen Vorwurf zu machen — sie lebten in dem Gedankenkreis ihrer Umgebung und der damaligen Zeit und konnten nicht anders handeln. In ihren Augen war das Los, das dem begabten Sohne fiel, ein Glück verheißendes. „Diese Schreiberstellen bei den „„Vögten““, dem „„Pfennigmeister““, waren für die Söhne aus wohlhabenden Bürgerfamilien gesucht, sie führten durchschnittlich allmählich zu angesehenen Beamtenstellen im Zoll- und Postwesen 2c.“ (Groths handschriftl. Aufzeichnungen.) Freilich war dies nicht der Kurs, den Groth zu steuern hatte, aber einen andern kannte man eben in seiner Familie nicht. „Was ich war oder werden konnte, wenn ich Schreiber beim Kirchspielvogt wurde, darüber hatten vielleicht weder Großvater, Vater noch Mutter nachgedacht. „„Seine Pflicht thun und was lernen — das übrige findet sich und steht in Gottes Hand,““ damit waren sie wohl zu Ende, ebenso wie ich“. (Ges. Wk. Bd. 4 S. 146.) Der Vorwurf, der hier zu erheben ist, trifft vielmehr die „Herren,“ die sich seiner hätten annehmen sollen. In ihrer Abgeschlossenheit schenkten sie jedoch dem, was Großes und Gutes außerhalb ihres Kreises sich regte und geltend zu machen suchte, keine Beachtung. Aber wer weiß, ob es in diesem Falle nicht besser war, daß sie nicht bestimmend in Groths Schicksal eingriffen? Denn wer kann sagen, ob Groth geworden wäre, was er ist, wenn er mit Hilfe und unter dem bestimmenden Einflusse dieser Herren den vorschriftsmäßigen Studienweg gegangen wäre? Wir glaubens nicht und wir wollen deshalb einstweilen seinen Lebensgang weiter verfolgen in dem tröstlichen Gedanken, daß, wie sich später zeigen wird, auch in diesem Falle den Dichter seine Sterne glücklich führten.

X. Groth als Schreibergehilfe.

Der Uebergang zu der neuen Thätigkeit war kein plötzlicher, denn Groth war, weil sein alter Lehrer erklärte, mit dem vierzehnjährigen Knaben unter den übrigen nichts mehr anfangen zu können, schon ein Jahr vor seiner Konfirmation täglich einige Stunden bei dem Kirchspielvogt Dührsen als Schreiber thätig gewesen, aber von seiner Konfirmation an widmete er sich ganz dem neuen Berufe.

„Der Kirchspielvogt," in dessen Dienste Groth nunmehr trat, „war ein alter, hagerer Junggeselle." Er war, wie alle Dithmarscher Beamten, ein geborner Dithmarscher, hatte die Rechte studiert und war ein ausgeprägter Bureaukrat vom Wirbel bis zur Zehe. Er konnte, wie der Verfasser sich noch erinnert, sehr freundlich sein, war aber in seiner eigentümlichen Weise oft auch gegen das Publikum von solcher Rücksichtslosigkeit, daß man sich noch lange Jahre nach seinem Tode die interessantesten Geschichten von ihm erzählte. Er wohnte am Markt und hauste in einer langen, schmalen Stube, die für ihn, seine Akten und einen Tisch, worauf Papiere lagen, gerade groß genug war. Das Publikum war auf diese Weise gezwungen, an der Thür zu stehen. Der Garten hinter seinem Hause stieß ungefähr an Kleinheide. So blieb also Groth in der Nähe seines elterlichen Hauses und er meint, daß dies vielleicht ein Grund mit gewesen ist, ihn, den zart und schmächtig Gebauten, zu dem Kirchspielvogt zu geben, „da er (der Vater) mich auf diese Weise unter Augen behielt." Groth wohnte in dem großen, geräumigen Hause seines Prinzipals zusammen mit einem älteren Mädchen, das die Haushaltung führte. Im übrigen wurde er hingegeben, „ohne Kontrakt," „ohne feste

Aussicht auf Weiteres." „Ich bekam, glaube ich, Kleidung und zuweilen ein Geldgeschenk, das war alles. Zu thun hatte ich übrigens wenig, oft lange Zeit garnichts." Unter den Wunderlichkeiten des alten Herrn scheint Groth nicht zu leiden gehabt zu haben, denn ich erinnere mich nicht, daß er je Veranlassung genommen hat, darüber zu klagen.

In einer Beziehung hatte er also gefunden, was er gehofft hatte: er war frei von der schweren körperlichen Arbeit und hatte „viel Zeit". Wie stand es nun aber um die Ausnützung der Zeit, die er sich gewünscht hatte, nicht um in süßem Nichtsthun dahinzuleben, sondern um sich weiter zu bilden?

Von seinem Prinzipal war eine geistige Förderung nicht zu erwarten. Wenn er auch nicht gerade zu denen gehörte, „die durch Nichtsthun ihre Tage verbrachten" und wenn er auch mehr that und von seinem Amte mehr verstand, als der Postmeister, den Groth uns in „Sophie Detlefs un Ik," S. 144, so humorvoll schildert, so konnte doch auch bei ihm von irgend welchen „höheren Interessen" nicht die Rede sein. „Es ist z. B. eine Fabel, die, ich weiß nicht woher, stammt (man setzte es wohl als selbstverständlich voraus), daß ich bei meinem Prinzipal unsere deutschen Klassiker vorgefunden und kennen gelernt hätte. Mein Kirchspielvogt besaß weder Schiller noch Goethe oder Lessing und Hebbel lieh bekanntlich den „„Faust"" bei dem Pastor in Wesselburen (heimlich natürlich, bei Nacht)". (Handschriftl. Aufzeichnungen.) „Er mußte sehen, allein mit sich fertig zu werden. Eine junge Natur hat immer Hilfsmittel in sich. Wenn's nur so weit gekommen ist, daß man etwas Festes ins Auge faßt, so ist darin schon immer etwas, das hilft." (Ges. Wk. Bd. 3 S. 302.) „Er lernte zunächst, was er lernen konnte, ob es vielleicht einmal zu gebrauchen sein würde wie ein Schlüssel für ein unbekanntes Schloß." (Ges. Wk. Bd. 3 S. 289.) Er hat die Zeit redlich ausgenützt. Von der Zeit an hat die Sonne ihn zwanzig Jahre lang selten im Bett gefunden und was an Büchern für ihn vorhanden war bei dem Kirchspielvogt, dem Landvogt, dem Landschreiber, das war alles so gut wie sein eigen, aber er bekam sie meistens nur heimlich und hintenum von den Kollegen.

Die nächste Anregung für eine bestimmte Beschäftigung gab ihm seine Berufsthätigkeit. „Die Schreiber hatten schon ihrer Beschäftigung wegen das Bedürfnis, die in Land- oder Stadtschulen oft nur mangelhafte

Kenntnis und Beherrschung der Schriftsprache zu ergänzen. Deutsche Grammatik und Rechtschreibung bildete daher bei fast allen Gegenstände der Unterhaltung und des Studiums." (Handschriftl. Aufz.) „Ich sah bald," erzählte Groth an anderer Stelle, „die Lücken meines Wissens und Könnens und suchte sie auf alle Weise auszufüllen. Ein alter Lehrer ging mir ein wenig mit Rat und Hilfe zur Hand. Bei ihm schrieb ich allerlei Aufsätze, bald auch fast nur auf eigene Hand, denn ich hatte von Franklin gelesen und bildete Stil und Sprache nach seiner Methode. Ich schrieb wahrhafte Berge von Papier voll." Seine Schreibereien führten ihn fast notwendig auf sprachwissenschaftliche Studien und er arbeitete deshalb eine ganze Reihe von Werken dieser Art durch.

„Von fremden Sprachen lernte ich zunächst unter freundlicher Hilfe eines jüngeren Lehrers Dänisch," denn Schleswig-Holstein stand damals unter dänischer Herrschaft und von jedem Beamten wurde die Kenntnis der dänischen Sprache verlangt. Diese Sprache übte er dann weiter durch Lesen dänischer Bücher, die ein oder der andere Beamte, der vielleicht in Kopenhagen im Ministerium gearbeitet, mitgebracht hatte. „Sonst habe ich," schreibt er, „der ich bald von allen Büchern im weiten Umkreis Bescheid wußte, nie ein Werk in einer fremden Sprache gesehen." (Und nichtsdestoweniger beherrschte er später infolge seines auf eigene Hand fortgesetzten Sprachstudiums sämtliche europäischen Sprachen mit Ausnahme der slavischen, so daß er alle Hauptwerke studieren konnte, selbst die isländischen Sagas und die Edda.)

„Die Schreiber aber führte das Interesse weiter übers praktische Bedürfnis hinaus. Ein halbes Dutzend von ihnen in Heide hatte, als er in ihre Reihen trat, regelmäßigen Unterricht beim Propsten Schetelig, der mit ihnen Klopstocks Messias las." Und mit welchem Eifer unter den Schreibern das Lesen der klassischen Dichter und anderer Bücher betrieben wurde, schildert uns Groth in „Um de Heid", Ges. Wk. Bd. 3 S. 294, wo es heißt: „Denn alles was nun tägliches Brot ist, war damals etwas Neues, von Schiller und Goethe kam es nur stückweise zwischen die Leute, in ganz Dithmarschen gab es vielleicht nur einen Shakespeare; was man las, waren an vielen Stellen immer wieder die alten Chroniken von Viethen oder Bolten, wovon die Plätze und Stellen um einen herum lagen und oft von dem Volke am besten zu zeigen und

zu bezeichnen waren, und so konnte auch ein Schreiber wohl einmal eine Entdeckung machen, wovon gelehrte Leute nichts wußten."

„Mancher Kirchspielvogt oder Pfennigmeister stritt sich mit seinem kleinen Schreiberjungen, den er aus dem Armenhause oder aus einem Arbeitshause geholt und herangezogen hatte, über Schillers Räuber, Vossens Luise, über eine Ode von Klopstock an die Freundschaft oder über Adelungs und Gottscheds deutsche Sprachlehrbücher." Wir sehen daraus, wie strebsam und eifrig diese Schreiber waren, die wohl meistens die hervorragendsten Köpfe in der Schule gewesen sein mochten (und der Schulunterricht hatte damals bei all seinen Mängeln den großen Vorzug, daß begabte Köpfe über das Mittelmaß sich hinausarbeiten und hinauswagen konnten, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte). Der Propst Schetelig scheint aus seinem Kreise der einzige gewesen zu sein, der sich der jungen Leute erbarmte und ihnen den Weg zu höheren Zielen und edleren Genüssen wies. Groth hat ihm dafür, wie wir schon gesehen haben, stets ein dankbares Andenken bewahrt. Natürlich fiel diese Anregung besonders bei Groth auf fruchtbaren Boden. Ihm genügte nirgend der Anfang, er mußte in allem Grund und Ende sehen. Er setzte das Studium der deutschen Dichter mit unermüdlicher Ausdauer fort. „Anfänglich beschränkte sich meine Lektüre als Schreiber natürlich auf deutsche Klassiker und Uebersetzungen. Shakespeare las ich in einer Bendeschen Uebersetzung. Goethe zog mich bald vor allem an. Gegen Jean Paul hatte ich eine starke Abneigung." (Handschriftl. Aufz.) Um aber zugleich auch zu sehen, „was die Welt im Innersten zusammenhält", dehnte er seine Lektüre bald auch auf philosophische Schriften aus und keiner unserer Großen ist später von ihm ungelesen geblieben. „Nebenbei las er auch ein Konversationslexikon durch, teils aus Neugier, teils um sich zu orientieren, denn das war bei dem Mangel aller Führung das Schwierigste für einen Menschen von 15—19 Jahren." (Handschriftl. Aufz.)

In dem Bericht über Groths Schulzeit haben wir bereits sein tiefbegründetes, ernsthaftes und leidenschaftliches Interesse für Musik erwähnt. Wie dieses Interesse in seinem Gemüte wurzelte und wie es mit ihm wuchs und trotz des Mangels aller Anregung immer mächtiger wurde, darüber hat uns Groth die rührendsten Aufzeichnungen gemacht:

„Unter den Schreibern waren mehrere, die Klavier spielten.

Nachdem ich mich erst eine Zeitlang in meine Beschäftigung eingelebt hatte, war fast mein erstes, an Mittel und Wege zu denken, Klavierspielen zu lernen. Unterricht in der Musik zu bekommen, daran war aus allerlei Gründen nicht zu denken — es fehlte eigentlich an allem: an Lehrern, an Geld und an regelmäßig freien Stunden — aber ich hatte schon in den letzten Wintern in der Knabenschule gelernt, selbst zu lernen. Es mußte doch auch wohl möglich sein, Klavierspielen zu lernen nach Büchern? So dachte ich. Und ich habe eigentlich alles, was ich weiß und gelernt habe, soweit es von Wert und Bedeutung, still für mich aus Büchern gelernt.

Zunächst galt es, ein Klavier zu bekommen. Das fand ich auf einem Hausboden der Nachbarschaft, reparierte, bezog und stimmte es selbst. Dann schaffte ich mir Cramers Klavierschule an, dann ging's ans Notenlesen. Es machte keine Mühe. In einigen Wochen spielte ich leichtere Stücke, eins wenigstens von Mozart. Es war Sommer, für meinen Prinzipal fast nichts zu thun, ich war allein mit einem alten Mädchen, ein fast leeres großes Haus, hinten etwas Garten. Dort hauste ich, fast immer allein. Mein Bruder Johann kam, wenn sie im Vaterhaus frühzeitig, wie es auf dem Lande Brauch ist, aufgestanden waren, die paar hundert Schritte zu mir und weckte mich, meist um vier Uhr morgens. Dann habe ich bis abends zehn Uhr Klavier geübt, die Essenszeit ausgenommen. Es störte keinen Menschen, auch nicht im Hause, denn Ton hatte das Instrument der damaligen Art überhaupt kaum. Aber Musik war's doch, die es mich genießen machte, ich möchte sagen: bis zum Rausch." Einen gleichalterigen, gleichgestimmten Genossen fand er in Paul Egge, der nach der Konfirmation bereits soviel Geige gelernt hatte, daß er in dem Chor des Stadtmusikus Schulze mitwirken konnte. „Er spielte freilich zum Tanz die zweite Violine und mußte mit herum zu jedem Jahrmarkt und zu jeder Bauernhochzeit, um vor schmierledernen Stiefeln „„Hoppsa"" zu kratzen: aber er sprach mit Begeisterung von Musik." (Ges. Wk. Bd. 3 S. 303.) „Er kam, als ich Schreiber geworden war, bald jeden Abend ein Stündchen in der Dämmerung zu mir und schwärmte mit mir in Musik, soweit unsere Kunde reichte. Er war ein richtiger Schwärmer für die göttliche Kunst." „Was sie nicht hörten, davon lasen sie in der Musikzeitung, und waren die Jahrgänge auch nicht die letzten: man lebte

doch in einer schönen großen Welt.“ (Ges. Wk. Bd. 3 S. 303.) Als dann ein Herr Nielsen aus Schleswig nach Heide kam, sich ein Piano anschaffte und wöchentlich mit allen Bläsern und Streichern nach und nach Orchestermusik einübte, hörte Groth mit dem größten Erstaunen und Genuß Symphonien von Haydn, von Mozart, ja sogar von Beethoven. „Haydn“, sagt er, „verstand ich sogleich, Beethoven erbaten wir uns so oft, bis uns selbst die „„Erica““ verständlich wurde. Ich konnte jeden Abend zu Nielsens herumlaufen, da er einige Häuser von uns entfernt wohnte. Hier fingen wir auch bald an, Quartette für Männergesang zu üben. Ich sang als Tenor noch mit Knabenstimme von unglaublicher Höhe, die ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre behielt.“

„Da mein Klavier zu tonlos war für Begleitung meines Gesanges, verschaffte ich mir eine Guitarre und lernte sie nach meiner Methode nach einer gedruckten Anweisung spielen.“

„Daß ich nie ein ordentlicher Spieler geworden bin, versteht sich, aber ich habe soviel gelernt, daß ein großer Teil unseres vorhandenen Musikschatzes von Bach bis Brahms mir bekannt und vertraut geworden ist und tieferen Genuß gewährt hat — ich möchte sagen, als die Dichtkunst. Doch das ist wohl übertrieben.“

XI. Rückblick und Betrachtungen.

Beide sollen sich anschließen an ein Ereignis, das uns wieder zurückführt zu Groths eigentlicher Bestimmung, zu seinem dichterischen Beruf. Groth erzählt uns dieses Ereignis in seinen Aufzeichnungen mit folgenden schlichten Worten: „Als ich in den Kreis der Schreiber eintrat, sah ich einmal, wie mehrere Kollegen Friedrich Hebbel im Zimmer meines abwesenden Prinzipals bewundernd umstanden und ihn sprechen hörten. Hebbel war gerade im Begriff, nach Hamburg aufs Gymnasium zu gehen. Er war 21 Jahre alt, ich 15. Ich wußte damals schon Gedichte von ihm auswendig, wußte auch, daß er im Kreise unserer Prinzipale verlacht wurde. Einem seiner damaligen Freunde schrieb er ins Stammbuch:

„So hat die Stunde wirklich denn geschlagen,
Die Dich Geliebter von mir reißen soll?
So leb' denn wohl! Verstummet, meine Klagen!
Mein Freund, leb' in der Fern' auch wohl!"

Für Groth mag dieses Zusammentreffen mit Hebbel besonders interessant gewesen sein, denn offenbar wurde Hebbel unter seinen Genossen, die, anders als heute, alle mehr oder weniger „ideal gesinnte Leute" waren, nicht als Schreiber, sondern als Dichter bewundert. Wenn Klaus Groth nur in Bezug auf Sophie Detlefs sagte, daß er als Knabe sie und ihre beiden Schwestern bei ihrem Spaziergange über Kleinheide noch viel mehr angestarrt haben würde, wenn er gewußt hätte, „daß eine Dichterin in einer von den beiden steckte", so wird er sicher Hebbel nicht ohne innere Erregung und nachhaltige Anregung gesehen haben, zumal da „schon dem

halben Knaben der Kranz, mit dem man den Dichter schmückt, als das Erringenswerteste erschien." (Handschriftl. Aufz.)*) Hierin glich er Hebbel, und nichts beweist mehr, daß beide nicht, wie so manche Dichterlinge, später zufällig in Verhältnisse kamen, wo sie zum Dichten angeregt wurden, sondern daß sie beide wirklich zu Dichtern geboren und berufen waren. Daß demgemäß auch Groth schon in dieser Zeit im Dichten sich versucht hat, erscheint uns so selbstverständlich, daß wir uns wundern würden, wenn es anders gewesen wäre. Aber er war zu der Zeit noch nicht so selbstbewußt, wie Hebbel, der seine Gedichte schon veröffentlichte, — Groth war seinen eigenen Leistungen gegenüber kritischer. „Meine Verse aus damaliger Zeit," sagt er, „erschienen mir so sehr nur als Mittelgut, daß ich mir es heilig zuschwor, nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu trieb und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen. Diesen Schwur habe ich gehalten. Erst zehn Jahre später machte ich die ersten Gedichte, die auch gedruckt worden sind." „Etwas Tüchtiges lernen." — Das war sein nächster Vorsatz und dementsprechend sein einziger Wunsch: Viel Zeit und viel Bücher — auf alles andere konnte er verzichten und verzichtete er auch. Alles, was sonst die Jugend in diesen Jahren reizt, „Tanz, Spiel und derlei", war für ihn nicht da. Lernen und immer wieder Lernen — das war seine Losung. Und was lernte er denn in den vier Schreiberjahren? Er lernte alles, was die Bücher ihm boten, deren er in der ganzen Runde habhaft werden konnte, näher läßt sich das, abgesehen von dem Studium des Deutschen, der Klassiker und seiner Beschäftigung mit der Musik, nicht bezeichnen. Fast planlos und ohne Wahl verschlang er alles, was seinem leidenschaftlichen Heißhunger und seinem nimmersatten Wissensdrang erreichbar war. Und es war nicht bloß Zeitvertreib, wenn er vom frühen Morgen bis zum späten Abend über den Büchern lag, — nein, es war ihm heiliger Ernst um seine Bildung und mit vollem Bedacht opferte er seine fröhliche Jugendzeit der Zukunft.

*) Groth nahm später das Erscheinen der Gedichte Hebbels zum Anlaß, ihm persönlich den Dank entgegenzubringen für die Wohlthaten, welche er schon in seiner Jugend durch Hebbels Poesie versicherte empfangen zu haben. (Biographie Friedrich Hebbels von Emil Kuh 2. Bd. S. 575.)

Was hätte ein junger Mann mit solcher Kraft und solchem Streben bei richtiger Führung — und Groth beklagt in der That den Mangel einer solchen — nicht alles erreichen und leisten können, werden alle diejenigen sagen, die in den hergebrachten Wegen nach den herkömmlichen Zielen gewandelt sind. Aber Groth kannte diese Wege nicht, und wenn er sie gekannt hätte, er wäre sie sicher nicht in der vorgeschriebenen Weise gegangen — für ihn wäre es unmöglich gewesen, sich den Geist dressieren und in spanische Stiefeln schnüren zu lassen, um „bedächtig so fortan hinzuschleichen die Gedankenbahn“. Und wenn er sich genötigt gesehen hätte, durch „diese sichere Pforte in den Tempel der Gewißheit“ einzugehen, so hätte er gewiß von seiner urfrischen Kraft, von seiner Eigenart und von seinem ungetrübten Blick für das Volkstümliche so viel verloren, daß er uns nie geworden, was er jetzt uns ist. — Er ging seine eigenen Wege, — Wege, auf denen er sich ganz seiner eigenartigen Natur gemäß entwickeln und auf denen er mit dem Elternhaus und mit dem Volksleben seiner Heimat, als dem eigentlichen Nährboden, in dem sein Geist wurzelte, in stetiger Berührung blieb, so daß er später mit den größten Dichtern, insbesondere auch mit seinem Jugendgenossen Hebbel erfolgreich um die Palme ringen konnte.

Wir kehren hiermit zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zu der Begegnung mit Hebbel, zurück.

Ist es nicht merkwürdig, daß beide, Groth und Hebbel, aus den unteren Schichten des Volkes stammen und daß beide genau auf demselben Wege den ersten Schritt thaten, der sie hinausführte aus dem engen Kreis, in dem sie geboren waren? Groth war der Sohn eines Müllers, Hebbel der Sohn eines Maurers und beide wurden nach ihrer Konfirmation Schreibergehülfen bei einem Kirchspielvogt ihrer Heimat. Beide wußten frühzeitig, was sie wollten und beiden war mit ihrer außergewöhnlichen Begabung naturnotwendig auch der unwiderstehliche Drang gegeben, über die Sphäre, in der sie aufwuchsen, hinauszustreben. Wie zwei Doppelströme, die an der Quelle einander nahe sind und, in ihrem Laufe alle Hindernisse besiegend, an ihrer Mündung wiederum sich nähern, so arbeiten diese beiden Genies, beide demselben Erdenwinkel entsprossen, sich durch alle Widerstände des Lebens, um, lange einander fremd, in den Gefilden der Dichtung wieder sich zu nähern.

Und wenn wir weiter uns erinnern, daß der Dichter

Joachim Rachel, nächst Lauremberg der größte Satyriker seines Jahrhunderts, 1648 in Lunden geboren wurde und später von 1652—1660 als Rektor in Heide wirkte; daß gleichzeitig mit Groth, wenn auch etwa 20 Jahre älter, Sophie Detlefs in Heide lebte, deren Dichtungen später von Groth wieder herausgegeben wurden und noch heute nicht vergessen sind, und endlich, daß in unserer Zeit Adolf Bartels, ein geborner Wesselburner, als Dichter und Kritiker zu Geltung und Ansehen kommt, so mag es wohl scheinen, als wenn Dithmarschen mit seinen eigenartigen Verhältnissen der Natur und des Volkslebens, die Groth ausdrücklich „idyllisch" und „poetisch" nennt, etwas anderes ist, als die bloß zufällige Heimat dieser genialen Geister — vielleicht eine Stätte, wo der deutsche Genius seinem Urquell näher war, als anderswo. Schon der dithmarscher Geschichtsschreiber Neocorus scheint dies bemerkt zu haben, wenn er sagt: „Also hebben se (die Dithmarscher) sick ock vor allen benahburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen geovet und hervaergedan, wo dan solches de olden dithmarschen Gesenge tügen, de se vom ehren Schlachtingen — seltzamen Aventuren edder andern lustigen Schuenken — mit sonderlicher Lefflichkeit ände Meisterschop gedichtet." Und diese Neigung, zu dichten, die zu Groths Zeit in leere Reimschmiederei ausgeartet, in ihm und Hebbel aber mit Macht wieder zu neuer Blüte kam, scheint noch zu Rachels Zeit so lebendig gewesen zu sein, daß er sich veranlaßt fand, mit einer satyrischen Epistel, „Der Poet", dagegen zu Felde zu ziehen. Er sagt:

„Zwar tausend werden sich in vielmal tausend finden,
Die abgezählte Wort' in Reime können binden.
Auf einem Hochzeitsmahl da kommen oft geflogen,
Des künstlichen Papiers bei vierundzwanzig Bogen.
Kein Kindlein wird geboren, es müssen Verse fließen,
Die oft so richtig gehn und treten auff den Füßen
Als wie die Kindlein selbst — — —"

XII. Groth auf dem Seminar in Tondern.

Als Schreibergehülfe hatte er seine Lehrzeit, wenn wir sie so nennen dürfen, beendet. Sollte er nun auf dem eingeschlagenen Lebenswege weiter wandern, um in einer für seine Begriffe recht einträglichen und angesehenen Beamtenstelle im Zoll- und Postwesen sein Ziel zu finden? — Für seine Angehörigen mochten diese goldnen Früchte verlockend sein, Groth reizten sie nicht. Das tägliche Brot und ein behagliches Dasein waren ihm nicht das Höchste, er trug weit besseres Verlangen. Er konnte seine Befriedigung nicht finden in dem Nichtsthun und den geistlosen Arbeiten, die mit diesen Stellungen verbunden waren, sondern nur in geistiger Thätigkeit, im Lernen und Lehren. „Lernen und immer wieder Lernen“ war nach wie vor seine Losung und es liegt in der Natur der Sache, daß mit diesem Bedürfnis auch die Kehrseite solchen Strebens, die Lust zum Lehren sich geltend machte. Ein höheres Lehramt erschien ihm als das erstrebenswerte Ziel und sein Wunsch, zu studieren, war immer mächtiger geworden. Wenn für seine Entscheidung sein Wille allein maßgebend gewesen wäre, so hätte er es vielleicht gemacht, wie sein reichlich 40 Jahre älterer Landsmann Klaus Harms, der in seinem 20. Lebensjahre als Knecht den Pflug verließ und aufs Gymnasium ging. Aber solche Wege und Ziele lagen wohl dem Kreise, in dem er aufgewachsen war, zu hoch und zu fern, und überdies gestatteten auch die Umstände seines Vaters eine solche Ausbildung nicht. Um nicht ganz aus der Bahn geworfen zu werden, mußte er sich bescheiden und zunächst mit der Laufbahn eines Volksschullehrers

sich begnügen, die derzeit weder an Ehren reich noch an irdischen Gütern viel verheißend war. Aber wenn Höheres nicht zu erschwingen war, so gab das Amt eines Lehrers ihm immer noch die beste Gelegenheit, den innersten Kern seines Wesens zur Entfaltung zu bringen. So ging er denn, um sich auf den Beruf eines Lehrers vorzubereiten, in seinem 19. Lebensjahre auf das Seminar in Tondern.

Tondern, ein kleines Städtchen an der Westseite Schleswigs, noch kleiner als Heide, war derzeit nicht viel mehr als ein ansehnliches Dorf. Was ihm seine Vaterstadt an Bildungsmitteln nicht hatte bieten können, suchte er natürlich auch hier vergebens. Er war also lediglich auf sich selbst und auf das Seminar angewiesen. Hier lehrten derzeit allerdings Männer wie Diekmann, Bahnsen u. s. w., deren Ruf in der schleswig-holsteinischen Lehrerwelt noch heute nicht ganz verklungen ist, und für junge Leute gewöhnlichen Schlages mochte die Anstalt eine tüchtige Berufsschule sein. Es mochte aber wohl kaum jemals ein junger Mann mit so umfassenden Kenntnissen und mit solchem Streben aufs Seminar gekommen sein, wie Groth. Es ist daher kein Wunder, daß er ebenso sich enttäuscht fand, wie seiner Zeit Klaus Harms, der, als er für seine Aufnahme in die Prima des Meldorfer Gymnasiums geprüft wurde, auch dachte: „Wissen die Herren Primaner nicht mehr?“ — Wie leicht hätte ihm nicht ein den Bildungswert der Anstalt unterschätzendes Vorurteil zum Verderben werden können, wenn er für ein leichtes Leben angelegt gewesen wäre und nicht eine so ernste Erziehung genossen hätte! Aber er brachte so viel Pflichtgefühl mit, daß er nichtsdestoweniger alles leistete, was von ihm gefordert wurde. Seine Seminarhefte, in deren Besitz ich bin, geben Zeugnis von dem redlichen Fleiß, den er dem Unterricht widmete. Sie sind mit einer Sorgfalt und Sauberkeit geschrieben, daß es noch jetzt, nach 60 Jahren, ein Vergnügen ist, darin zu lesen. Aber eine wesentliche Erweiterung seiner Kenntnisse erfuhr er nicht und was war für ihn natürlicher, als daß er sofort auch über dieses Niveau hinausstrebte. „Von den Lehrern,“ sagt Groth, „lernte ich nur kurze Zeit etwas und das Selbststudium wurde nur noch eifriger und freier fortgesetzt.“ Er ging seinen eigenen Weg, indem er sich mit mehreren jungen Leuten zusammenthat, die die Prima des Gymnasiums durchgemacht hatten, mit denen

und mit deren Hilfe und Anleitung er Latein, Französisch, Schwedisch trieb, wozu später noch Italienisch und Altdeutsch kam. Aber nicht nur die Sprachen, sondern auch Naturwissenschaften und Mathematik wurden studiert, fast mit noch größerem Eifer. Zu diesen jungen Leuten gehörten Hans Ellerbrok, dem er das unten mitgeteilte Gedicht bei Uebersendung seines „Quickborn" widmete,*) Leonhard Selle, ein hervorragendes musikalisches Talent. Es war also naheliegend, daß auch die Musik, an der Groth eine „grenzenlose Freude" hatte, in diesem Kreise ihre Pflege fand. Groth sagt darüber in seinen „Musikalischen Erlebnissen": „Da mein Klavier zu tonlos war für Begleitung meines Gesanges, verschaffte ich mir eine Guitarre und lernte sie nach meiner Methode nach einer gedruckten Anweisung spielen. Sie war mir besonders angenehm in Tondern, wo ich kein Klavier mieten konnte, ich hatte doch meine Kenntnis in der Musik von Liedern und Arien zu vermehren. Etwas Unterricht in Gesang und Orgelspiel genossen wir allerdings dort, auch trieben wir unter Leitung ein wenig Orchesterspiel. Ich wollte als Lückenbüßer Horn blasen lernen, doch hielt mich der Direktor dazu für zu schmächtig. Und also blies ich Pickelflöte. Bei unseren Gesangsübungen lernte ich ein paar schöne Kantaten von Klein kennen.

Mein Freund Leonhard Selle war ein wirklicher Virtuose auf dem armseligen Instrument. Ihm sah ich soviel ab, daß wir einmal zusammen in einem Konzerte auftreten konnten, wo ich allerdings nur zweite Guitarre bei drei Beethovenschen Walzern, die Selle für die zweite Guitarre arran-

---

*) Du meenst, ik harr die ganz vergeten?
Hans Ellerbrok?
Un harr so oft die Kees' op eten —
Den Doewel ok!
Wer harr mi holn ant Conjugeren
Un'n Kikero!
So wull ik di min Bok verehren
Un'n Vers darto.
Schast sehn, de Quickborn gift keen Water
As Pump un Sot;
Du findst em rut, ob fröh, ob later
Din oln

1853. August. Klaus Groth.
Lütjenburg.

giert hatte, spielte. Etwas musikalische Grammatik lernte ich auch." (Handschriftl. Aufzeichnungen)

So vielseitig war Groths Beschäftigung, aber trotzdem wissen seine Freunde von seiner außerordentlichen Arbeitskraft und der nie ermattenden Frische seines Geistes nicht genug zu erzählen.

Da der Unterricht im Seminar nur einen Teil seiner Kraft in Anspruch nahm, so nutzte er, um keine Zeit zu verlieren, die Stunden in derselben Weise aus, die er von der Schule her gewohnt war, indem er mit dem Ohre dem Vortrage des Lehrers folgte und gleichzeitig Auge und Hand im Dienste einer andern selbstgewählten Arbeit beschäftigte. Obschon dies hinter dem Rücken seiner Mitschüler geschah, blieb es doch von den Lehrern nicht unbemerkt. Sie glaubten darin eine Mißachtung ihres Unterrichts zu sehen und suchten Groth durch kontrollierende Fragen zu überraschen und zu ertappen. Aber zu ihrer Verwunderung und vielleicht auch zu ihrem stillen Aerger stand Groth trotzdem stets mitten in der Sache. Er besaß eben die Fähigkeit, zwei Gedankenreihen gleichzeitig und nebeneinander zu verarbeiten. Leider war mit dieser Art, die Zeit zu nützen, der Mißstand verbunden, daß er das, was er an Kenntnissen gewonnen, an der Gunst seiner Lehrer verlor. Er täuschte sich darüber nicht, aber er fühlte sich stark genug, durch Tüchtigkeit das zu erzwingen und zu ertrotzen, was andere ohne die Gewogenheit der Lehrer nicht glaubten erreichen zu können.

Von dem, was man weltliche Freuden nennt, hatte Groth bisher nichts genossen und man könnte wohl erwarten, daß er in den drei Jahren seines Studiums in Tondern ein wenig sich entschädigt hätte; es pflegen ja gemeinhin diese Jahre die Jahre des Sturms und Dranges auch in dieser Hinsicht zu sein. Aber Groths ganzes Wesen war hierfür nicht angelegt, es war auf einen andern Grundton gestimmt. Doch hat er sich den Freuden der Jugend nicht ganz verschlossen; denn in seinen Aufzeichnungen lesen wir die wirklich rührende Bemerkung: „Auch lebte ich hier ein wenig Jugendleben, wenig!"

Im übrigen war er unter seinen Genossen angesehen und geachtet. Er war unter den 200 jungen Leuten allerdings wohl der kleinste (er wuchs erst später zu der Hühnengröße seiner Vorfahren auf) und wurde nie anders als der „kleine

Groth" genannt; aber sie respektierten seine hervorragende Tüchtigkeit und erkannten seine Ueberlegenheit willig an; seine Freunde hingen mit Liebe und Verehrung an ihm. Nach dreijährigem Kursus bestand er sein Examen, aber nicht wie man wohl erwartet hatte und erwarten mußte, mit der höchsten, sondern nur mit der nächsthöchsten Nummer, mit dem Zeugnis einer sehr rühmlichen Befähigung zur Verwaltung eines Schulamtes. Sein allzugroßer Eifer hatte ihn wohl verhindert, nach jeder Seite hin ein sogenannter Musterschüler zu sein.

Groth in Heide und auf Fehmarn.

XIII. Groth als Lehrer in Heide,

von 1839—1847.

Zu der Zeit, als Groth das Seminar in Tondern verließ, waren seminaristisch gebildete Lehrer gesuchte Leute und mit einem so glänzenden Zeugnis konnte es Groth nicht fehlen, eine Lehrerstelle nach seiner Wahl zu finden. Nach verstandesmäßigem Ermessen hätte es für ihn am nächsten gelegen, sich nach Kiel zu wenden, dem Sitze der Universität und der gelehrten Bildung, wo er vielleicht, ähnlich wie Herder in Königsberg, durch Unterricht seinen Unterhalt hätte verdienen und nebenbei die Vorlesungen hätte besuchen können. Statt dessen kehrte er wieder in seine Heimat nach Heide zurück, wohin er für eine Stelle an der Mädchenschule berufen wurde.

Warum ging er nicht nach Kiel und warum suchte er seine Vaterstadt, die ihm doch kaum noch etwas bieten konnte, wieder auf?

Groth hat sich in seinen Aufzeichnungen darüber nicht geäußert und fast scheint es, als wenn er hierin, ohne viel Erwägungen, einem unmittelbaren Impulse gefolgt ist. Doch dürfen wir annehmen, daß die Anhänglichkeit an seine Heimat, die allen Dithmarschern, und besonders allen Kleinheidern, ihm aber im höchsten Grade eigen war, vielleicht unbemerkt, aber auf dem tiefuntersten Grunde seiner Seele um so nachdrücklicher bei der Entscheidung mitgewirkt. Für uns aber, die wir seinen Lebensgang rückwärts überschauen und wissen, daß er durch die poetische Darstellung des Dithmarscher Volkslebens in die Reihe der größten Dichter des deutschen Volkes

aufgestiegen ist, muß es als die Fügung einer höheren Macht in die Augen springen, daß er nach dreijähriger Trennung vom Elternhaus abermals in seiner Heimat Wurzel schlug, um die köstliche Frucht seiner Bestimmung zu zeitigen. Sie konnte nur hier gedeihen. „Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen," sagt Goethe im Egmont. „Das Innerste des Menschen," „die Konsequenz des angebornen Charakters" ist der „innere Kompaß, der geheime Zug, der jeden richtig auf den Weg bringt, welcher allein der ihm angemessene ist, dessen gleichmäßige Richtung er aber erst gewahr wird, wenn er ihn zurückgelegt hat." (Schopenhauer, Parerga rc. Bd. 1 S. 220,) So war es bei Groth. Er folgte, um mit den Alten zu reden, seinem Genius, ohne zu wissen, wohin derselbe ihn führen würde, und wurde Lehrer an der zweiten Mädchenklasse in Heide.*)

Er wohnte bei seinen Eltern auf Kleinheide und unterrichtete in dem Schulhause zu Süden am Markt, wo der Bruder seines Freundes L. Selle, der Organist Selle, ein verdienstvoller Schulmann, der noch zu meiner Zeit als Herausgeber von Landkarten und Tafeln für den physikalischen Unterricht bekannt war, wohnte und die 1. Klasse verwaltete, zugleich aber auch in verschiedenen Fächern in der 2. Klasse zu unterrichten hatte. Nach einem Jahr wurde Groth die 2. Klasse endgültig übertragen. Er hatte in der Kirche mit zwei andern Kandidaten eine Lehrprobe abzulegen, die so glänzend ausfiel, daß er mit großer Stimmenmehrheit gewählt wurde. Wie wenig ihm übrigens an seiner Wahl lag, beweist die Aeußerung, die er am Morgen des entscheidenden Tages seiner Mutter gegenüber that, die ihn in ihrer Besorgnis trieb, sich doch zu der Lehrprobe endlich zu rüsten. Groth erwiderte: „Es ist mir gleich, ob ich gewählt werde oder nicht; werde ich nicht gewählt, so gehe ich sofort aus Heide, denn Lehrer bleibe ich doch nicht." „Ich ahnte," sagte er später, „daß der Beruf eines Lehrers meine Lebensbestimmung nicht sei, aber wohinaus, wußte ich selbst nicht." „Er hatte unter dem Zwange der äußern Umstände sich dem Schulfache gewidmet, zugleich aber auch mit dem

*) Was Karl v. Hase in seinen „Idealen und Irrtümern" von sich sagt, daß Gott ihn gleichsam mit verbundenen Augen seinem Ziele entgegenführte, gilt zum Teil auch von Groth.

Entschlusse, daß, wenn es nun einmal sein sollte, er dann auch so viel leisten und sein wollte, als es ihm mit allen seinen Kräften möglich war. Mit diesem Entschluß begann er seine praktische Thätigkeit.“ Was er als Lehrer leistete, davon zeugt zunächst der Umstand, daß er nach einem Jahr, das gleichsam als Probejahr galt, fest angestellt wurde, überdies aber auch das ehrenvolle Andenken, das seine Schülerinnen ihm bewahren bis auf den heutigen Tag. Wohl hielt er auf strenge Zucht, energisch und entschieden, während sein Kollege Selle ein mehr sanfter und nachsichtiger Mann war; aber trotzdem hingen seine Schülerinnen, wie ich aus ihren eignen Munde erfahren, mit Liebe und Verehrung an ihm. Was von Herder gesagt wird, der ebenfalls, durch die Not gedrängt, eine Zeitlang das Schulszepter schwingen mußte, daß das Feuer und die Lebhaftigkeit des noch so jungen Mannes die Schüler entzündete, deren Liebe ihn wieder begeisterte, das gilt in demselben Maße auch von Groth. Doch hören wir das Nähere von einem seiner Kolleg[illegible] Er schreibt:

„Als Lehrer war er bedeutend und seiner Zeit vorausgeeilt. Ich stand damals dreiviertel Stunden außerhalb der Stadt, wurde aber auch bald nach Heide befördert, verkehrte viel mit den Lehrern in Heide, wozu auch Klaus Groth gehörte, hospitierte in seiner Schule und er inspizierte wieder in meiner Schule mit befreundeten Kollegen und freute sich, wenn er auf dem Lande Kollegen fand, die ihn verstanden. Und mir waren der Verkehr mit ihm schöne Stunden, da man von ihm stets lernen konnte. Es war damals eine erregte Zeit auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, wo mit dem alten Herkömmlichen gebrochen und in neue Bahnen geleitet wurde. Namentlich war es der deutsche Unterricht, der bisher nach Adelung, Heinsius &c. betrieben war. Mit dieser alten Sprachschule sollte gebrochen und das Neue nach Wurst, Becker und Kellner Platz greifen. Um mit Diesterweg zu reden: „Das Beste war uns für die Schule eben gut genug.“ In dieser Zeit war es, als der Herr General-Superintendent zur Kirchen- und Schulvisitation Dithmarschen bereiste und auch nach Heide kam, wo unser Kollege Groth seine Schule vorführen sollte. In beiden Mädchenoberklassen war damals Fachsystem, wo Groth in beiden Klassen deutsche Sprache und Stilistisches hatte, die seine Fächer waren. Der Herr General-Superintendent wünschte deutsche Sprache, und zwar über die 10 Wortklassen, wie es nach der alten

Lehrweise üblich war. Das aber paßte unserm Groth nicht, der längst nach Beckers Sprachsystem unterrichtete. Er bat um ein Lesestück, welches er sprachlich behandeln wollte. Der Herr Visitator war damit nicht einverstanden, sondern verlangte die 10 Wortklassen. Groth, ärgerlich darüber, ließ seine Mädchen das Gesangbuch nehmen und von Nr. 87 den ersten Vers: „„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte““ von einer Schülerin laut vorlesen, was in einer ausgezeichnet schönen, verständnisvollen Weise geschah. Und nun wurde der Vers erst sachlich erklärt und dann ging es an das sprachliche Zergliedern der Satzteile, wobei die Wortlehre auch ihre Berücksichtigung fand. Jedoch dauerte die Zeit dem Herrn General-Superintendenten wohl zu lange, ehe die Wortlehre an die Reihe kam, wollte unterbrechen und sagte: „Wortl .....,“ als der Propst seine Hand sanft auf den Arm des Superintendenten legte und sagte: „Wollen sich Ew. Magnificenz nicht noch ein wenig gedulden, er wird schon darauf kommen, denn Herr Groth leistet auf diesem Gebiete etwas Ausgezeichnetes.“ Ich stand dicht hinter diesen Herren und konnte jedes Wort deutlich hören. Kaum, daß der Herr General-Superintendent weiter dem Unterricht zuhörte, so sagte er: „„Das ist gut, das ist ja ausgezeichnet; das ist mir noch nicht vorgekommen. Wo ist der Mann her?““ — War das nicht eine große Anerkennung? Es war eine Freude, einer Unterrichtsstunde in seiner Klasse beizuwohnen. Die Schüler hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Wort des Lehrers und gaben sich ganz dem Unterricht hin. Wo das Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern so ist, wie es sein muß, da konnte der Erfolg nicht ausbleiben, daher stand zu der Zeit auch die Heider Mädchenschule sehr hoch, wie ich sie kaum später wieder so gesehen habe. Wenn nun der Lehrer eine solche Unterrichtsstunde hinter sich hatte, so war er nicht nur, sondern auch die Schüler sehr mitgenommen, was die glühenden Gesichter zeigten, und bedurften beiderseits einer kurzen Erholung. Unser Groth pflegte dann auch wohl manchmal ein Viertelstündchen in der frischen Luft in den Anlagen sich zu bewegen, währenddes den Schülern eine weniger anstrengende stille Beschäftigung gegeben worden war. Wenn Groth eine Stunde unterrichtete, so hatte er wohl auch das geleistet, was andere kaum in zwei geleistet hätten.“

„Wie oft haben mir die Mütter von meinen Schülerinnen, die Groths Schüler gewesen, in meiner langjährigen Lehrthätigkeit von ihrer Anhänglichkeit an ihren früheren Lehrer

mit Begeisterung erzählt. Ja Groth war ein ganzer Lehrer, wie er nicht oft vorkommt!"

„In den Konferenzen der Lehrer, an denen auch Groth sich lebhaft beteiligte, war er ein scharfer und gefürchteter Kritiker. Ueberall stand er, wo es galt, Neues und Besseres zu erstreben, im Vordertreffen, so auch auf dem Gebiet des Rechenunterrichts, auf dem er als tüchtiger Mathematiker besonders zu Hause war und der damals durch die Rechenbücher von Saß in neue Wege geleitet wurde." (Lebenserinnerungen S. 60—66.) Ich weiß nicht, wann die Worte jenes Kollegen geschrieben sind, aber ich kann bezeugen, daß man heute, 50 Jahre nach dem Groth hier gewirkt hat, noch ebenso urteilt.

Das Amt eines Lehrers ist kein leichtes und für gewöhnlich verlangt es den ganzen Mann. Anders bei Groth. Nachdem er sich in seinen neuen Wirkungskreis eingelebt hatte, nahm sein Amt „bald nur einen geringen Teil seiner Kräfte in Anspruch." Was sollte er denn nun mit seiner freien Zeit und seiner überschüssigen Kraft beginnen? Sollte er, wie so manche von seinesgleichen es thaten, sich zur Ruhe setzen und das Leben, das bis jetzt für ihn nur Mühe und Arbeit gewesen war, genießen? — Seine Berufsbildung hatte er ja zum Abschluß gebracht und durch ein glänzendes Examen seine Fähigkeit bezeugt, und auch war er ja im Besitze einer Stelle, die ihm Brot gewährte und die Zukunft sicherte; er hätte ja nun, nachdem er mit den vollen Segeln der Leidenschaft auf dem endlosen Meer menschlichen Wissens umhergetrieben war, wie ein bedächtiger Schiffer die Segel einreffen und in dem Hafen der sichern Lebensstellung ruhig sich vor Anker legen können. Ja, er hätte es können, aber er konnte es nicht. Ihm wäre es eine Höllenstrafe gewesen, wenn er mit seiner seltenen Begabung, mit seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft und seinem unbezwingbaren Wissensdrang die Zeit, wo sein Beruf ihn nicht beschäftigte, im Nichtsthun oder im faden Genusse hätte vergeuden sollen.

Er wußte viel, aber er wollte eben alles wissen, was zu wissen möglich war, er wollte bis an die Grenzen der menschlichen Erkenntnis vordringen. Mit Leidenschaft griff er deshalb von neuem auf seine früheren Studien zurück.

Zunächst war es das große Gebiet der Naturwissenschaften, wo es für ihn noch zu lernen gab. Mit seinem Buch in der Tasche und mit der Botanisiertrommel um den

Nacken durchstreifte er im Sommer Feld und Flur, Wiese und Wald, um seine alten Bekannten aus der Jugendzeit, die Gräser und Sträucher, die Blumen und Kräuter, wieder zu begrüßen, nach Form und Farbe zu betrachten, nach ihrem Bau zu untersuchen und nach ihren Charakteren zu ordnen. Wenn er sie von früher her auch nicht wissenschaftlich zu benennen und zu beschreiben wußte, so kannte er sie doch fast alle von seiner Knabenzeit her, wo diese lieblichen Kinder Floras ihm bei der schweren Feldarbeit Gesellschaft geleistet und mit freundlichem Lächeln sein kindliches Herz erfreut hatten. „Erst jetzt lernte ich," sagt Groth, „was für einen Schatz ich mir bei den Arbeiten sommers erworben, wo ich mich oft schmerzlich nach der Schule und meinen Büchern sehnte." Und mit welchem Entzücken er diese Lieblinge seiner Jugend begrüßte, erzählt er uns inbezug auf die eigentümliche Blume, über welche er, wie wir bereits gehört haben, mit seinem Großvater auf „Dubenheid" sich unterhielt. „Später," sagt er, „habe ich an derselben Stelle nachgesucht, ich fand die Blume nicht; ich habe gesucht mit dem Eifer und der Trauer um einen verlornen Schatz; ich wußte die Stelle auf dem Raume einer Quadratrute, die Blume schien vom Erdboden verschwunden. Erst nach Jahren fand ich sie, weit davon in einem Walde. Ich fiel darüber her, wie über einen wiedergefundenen Liebling. Ich erkannte sie sogleich. Ich würde laut geweint haben, hätte ich nicht zufällig an einen ähnlichen Vorfall gedacht, den Rousseau in seinen Konfessionen erzählt. Es kam mir wie eine Nachahmung vor und ich bezwang deshalb meine Thränen. Die Blume war eine Orchis, Gymnadenia odoratissima." Und ich kann inbezug auf diese Pflanze hinzufügen, daß er mir, als ich ihn 1893 in Kiel besuchte, also in seinem 75. Lebensjahre, 50 Jahre nach jenem Fund, noch ganz genau die Stelle beschrieb, wo er im Walde diese in Dithmarschen seltene Pflanze neu entdeckt hatte. Er trieb diese Beschäftigung jahrelang mit solcher Energie und Gründlichkeit, daß er, wie mir Paul Hennings, jetzt am botanischen Institut in Berlin, einer der tüchtigsten Erforscher unserer schleswig-holsteinischen Flora, sagte, noch immer einer der besten Kenner unserer Dithmarscher Pflanzenwelt ist und daß die Botaniker bei ihm noch immer die sicherste Auskunft erhalten können.

Aber nicht nur die Pflanzenwelt fesselte ihn, er betrieb ebenso eifrig das Studium der heimischen Tierwelt.

Die Vögel wurden in ihrer Lebensweise beobachtet und Käfer und Schmetterlinge gegriffen und bestimmt.

Wie bei allen Dingen, so suchte Groth zugleich auch hier in das Innere der Natur, bis zu dem Gesetzmäßigen der Erscheinung vorzudringen. Er studierte deshalb nebenher „Physiologie der Organismen, Chemie und Physik. Mit dem Studiosus Heinrich Petersen, einem Bruder von Theodor Petersen, dem das Sonett „An Theodor" gewidmet ist und mit dem er besonders befreundet war, Schüler der Astronomen Enke und Jacobi in Berlin, trieb er Mathematik und arbeitete mit an den astronomischen Rechnungen, die diesem übertragen waren.

„Neben der Beschäftigung mit der Natur und Naturwissenschaften zogen mich von je her, und namentlich auch als Lehrer, sprachliche und litterarische Studien an," sagt Groth, und er trieb deshalb mit Eifer auch Litteratur und neuere Sprachen, indem er, um in letzteren vorwärts zu kommen, Unterricht nahm im Englischen und Französischen bei Luise Schrader. „Tante Lowise," (die noch in dem Namen Luisenstraße in Heide fortlebt) „hatte eine Mädchenschule eingerichtet (in dem Hause der jetzigen Wöhrdenhofschen Gastwirtschaft). Bei ihr habe ich Englisch und Französisch gelernt, so gut sie es konnte. Ach, sie war so bescheiden und so still ergeben! Meine Arbeitskraft und mein Gedächtnis setzten sie beinahe jede Stunde in Schrecken." („Sophie Dethlefs un ik", Ges. Wk. Bd. 4 S. 147.)

Mit dem jungen Pastor Koopmann, dem späteren Landesbischof, arbeitete er Latein und Philosophie, wobei sich dann meistens zeigte, daß Groth von den schwierigen Problemen der letzteren Wissenschaft mehr verstand als Koopmann, obgleich auch der nicht auf den Kopf gefallen war.

Man sollte nun billigerweise denken, daß mit dem Beruf und diesen umfassenden Studien Groths Kraft vollständig in Anspruch genommen gewesen sei oder daß er doch für alles außerhalb dieses Rahmens Liegende weder Sinn noch Interesse gehabt hätte. Wer sich nach dem Bisherigen Groth vorstellt wie einen Schulmeister, wie einen Stubenhocker und Bücherwurm mit all den üblen Nebenbedeutungen, die diese Wörter haben, der macht sich von ihm ein durchaus verkehrtes Bild. Er war aus dem Volke hervorgegangen und stand und wurzelte trotz seines Strebens nach allem Höheren und Edleren noch mitten im Volksleben. Allerdings suchte er das Volk nicht

auf in der Schenke bei seinen niederen Genüssen, das war nun einmal seine Passion nicht; wo es aber galt, aus der eignen Entschließung des Volkes heraus etwas Gutes und Nützliches durch gemeinsame Arbeit zu schaffen, da war er dabei. Alle gemeinnützigen Bestrebungen fanden in ihm stets einen eifrigen Förderer.

Er gründete in den vierziger Jahren den Bürgerverein zusammen mit Andreas Stammer, den er im Quickborn (Ges. Wk. Bd. 1 S. 94) in dem ihm gewidmeten Gedicht „Drees" als Jäger von sich sagen läßt,

„Heff Knaken as Isen, en Magen as en Perd,
Bün weli as'n Taet mit't Leid ünnern Steert!"

Der Verein, an dessen Gründung neben Groth und Stammer auch der damalige Landvogt Boysen hervorragend beteiligt war, hatte in erster Linie die Pflege geistiger Interessen im Auge und Groth hielt auf eine an ihn ergangene Aufforderung die ersten Vorträge, die naturwissenschaftlichen Inhalts waren. Er besteht noch heute und hat eine recht wertvolle Bibliothek, im übrigen entspricht er nicht mehr seinem ursprünglichen Zweck.

Mit dem in Heide wohnenden Vollmacht Horstmann zusammen gründete er einen landwirtschaftlichen Verein, der erst in den letzten Jahren infolge der durch Gesetz neu organisierten Vertretung der Landwirtschaft aufgelöst worden ist. Der Verein hat sich nicht geringe Verdienste um die Förderung der hier so hoch entwickelten Landwirtschaft und der Heranbildung eines tüchtigen Bauernstandes erworben. Bei der Auflösung des Vereins gab der Schriftführer nach den noch vorhandenen Protokollen einen Ueberblick über die Geschichte desselben, wobei als interessante Thatsache auch erwähnt wurde, daß der Verein im Jahre 1846 durch Klaus Groth auf einer großen Vertreterversammlung in Güstrow in Mecklenburg vertreten worden sei. Wenn man bedenkt, daß unsere Landwirte nicht gerne jemand mit der Vertretung ihrer Angelegenheit betrauen, der nicht ihres Standes ist, sondern lieber selbst ihre Sache in die Hand nehmen, dann können wir daraus entnehmen, welches Ansehen und welches Vertrauen Groth in diesen Kreisen genoß.

Mit dem Vollmacht Horstmann und dem Buchhändler Pauly zusammen gründete er eine freiwillige Feuerwehr, da-

mals „freiwilliges Brandkorps“ genannt. In der Dithmarscher Zeitung vom Jahre 1847 wird berichtet, daß dieses Korps aus 200 rüstigen, zum größern Teil jüngern Männern bestand und militärisch organisiert war. Interessant ist es, daß Groth eine Spritze erhielt, die er zu führen hatte.

In Gemeinschaft mit Andreas Stammer wurde von ihm das sogenannte „Hahnenbier“ neubelebt, so daß es sich später zu einem bedeutenden Fastnachts-Volksfest entwickelte. Das Fest bestand in dem hier in Dithmarschen und überhaupt an der Westküste Holsteins so beliebten Eisboßeln gegen die Hemmingstedter, in Umzügen und in einem Ball. Groth hat mehrere Jahre hindurch die Festrede gehalten, auch dann, als einmal mit diesem Fest eine Feier des Sieges der Dithmarscher bei Dusendüwelswarf verbunden wurde.

Auf seine Anregung wurde auch die sogenannte Papagoyengilde wieder erneuert. Die Gilde ist sehr alt, ihre revidierten Statuten reichen in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Sie hat ihren Namen nach einem silbernen Vogel, den der König trug als Zeichen seiner Würde, und bestand in einem Schießen nach einem hölzernen Vogel. Solche Gilden bestanden früher zahlreich in Dithmarschen; 1559, als Dithmarschen von den Dänen erobert wurde, mußten sie aber Statuten und Embleme, besonders die Waffen, herausgeben, denn die Eroberer betrachteten sie als die Stätten des freiheitlichen Geistes. Die meisten Gilden lebten nicht wieder auf, aber die Heider besteht noch bis auf den heutigen Tag. Den wenigsten Mitgliedern wird es aber wohl bekannt sein, daß Groth sich um die Neubelebung und den Fortbestand ein so wesentliches Verdienst erworben hat.

Endlich war er hervorragend beteiligt an der Gründung der „Heider Liedertafel,“ deren Leiter er ein Jahr lang gewesen ist. Der Verein besteht noch heute und feierte 1894 in Verbindung mit dem hier in Heide tagenden niedersächsischen Sängerfest sein fünfzigjähriges Jubiläum. Groth war als Ehrengast geladen (konnte aber mit Rücksicht auf sein Alter nicht anwesend sein); aber von dem Verfasser wurde in der Festrede seiner mit warmen Worten gedacht. Im Archiv des Vereins finden sich noch eine ganze Anzahl von Groth geschriebener Schriftstücke, die sich alle durch besondere Korrektheit und Sauberkeit auszeichnen. Im Jahre 1846 macht er als einer der Leiter dieses Vereins im Auftrage desselben die Sängerfahrt nach Würzburg mit, wo er

eine begeisternde, von echt deutscher Gesinnung getragene Rede hielt, die gleichsam der mächtige Wiederhall des Schleswig-Holstein-Liedes war, das auf dem schleswig-holsteinischen Sängerfest in Schleswig 1844 zum ersten Mal gesungen wurde und das Groth dort als Vertreter der Heider Liedertafel gehört und empfunden hatte und wir haben ja bereits mehrfach gehört, wie tief und energisch er empfand. Wenn wir uns erinnern, daß um diese Zeit „der Freiheit Hauch mächtig durch die Welt“ ging und daß auch in Schleswig-Holstein immer entschiedener der Haß gegen die drückende Fremdherrschaft der Dänen sich geltend machte, so sehen wir, daß Groth auch dieser Hinsicht mit seinem Volke fühlte und litt. — Auf dieser Reise besuchte er auch Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, den Main und den Rhein. Wenn er auch nicht Zeit hatte, allzulange an den besuchten Orten und Gegenden zu verweilen, so ist doch jedenfalls diese Reise für ihn ein bedeutungsvolles Ereignis seines Lebens gewesen, da er wahrscheinlich zum ersten Mal Gelegenheit hatte, über die Elbe hinaus zu kommen und einen nicht unbeträchtlichen Teil seines deutschen Vaterlandes kennen zu lernen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß unter dem Drucke der Dänenherrschaft gerade jetzt das nationale Empfinden so mächtig hervorbrach, wie nie zuvor, dann können wir ermessen, wie tief und nachhaltig die Eindrücke gewesen sind, die er von dieser Reise heimgebracht hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß „das Treiben des jungen Schullehrers, der mit wenigen in vertrautem Umgange, aber mit vielen im Verkehr lebte, der bald einsam mit seiner Kapsel durch Feld und Moor streifte, bald Tag und Nacht auf seinem Zimmer studierte,“ die Aufmerksamkeit der Leute und das Gerede derselben rege machte. Man war so etwas nicht gewohnt, hatte so etwas nie gesehen und vergebens fragte man sich, was das bedeuten solle, welchen Zweck das haben könne? — Ja es kam endlich soweit, daß man den jungen Mann mehr mit Bedauern als mit Verwunderung betrachtete, indem man glaubte, er sei vor Gelehrsamkeit übergeschnappt. Daß so etwas möglich sei, davon wußte man sich Beispiele genug zu erzählen und bei Groth, dessen Treiben man absolut nicht verstand, mußte dies sicher der Fall sein. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ein Nachbar bei meinen Eltern (wir wohnten in Süderholm, reichlich eine halbe Meile von Heide), als über meine guten Fort-

schritte in der Schule gesprochen wurde, (ich war ein Knabe von etwa 9 Jahren) meinen Vater ganz bedenklich darauf hinwies, daß manchmal solche Anlagen dem Menschen auch zum Verderben gereichen könnten, wie man dies ja bei Müller Groths Sohn in Heide gesehen, der so viel gelernt habe, daß er nun endlich verrückt geworden sei. Er habe zuletzt mit einem Freunde zusammen am Wege gelegen und Seifenblasen aufgeworfen, um daraus zu berechnen, wann die Welt untergehen werde (wohl eine Erinnerung an sein Zusammenarbeiten mit Petersen), und das sei doch wohl Beweis genug dafür, daß es in seinem Kopfe nicht mehr richtig sei. Mein Vater war freilich verständig genug, an das Märchen, daß man vom Lernen verrückt werden könne, nicht zu glauben und Groths Vater genierte das Gerede ebensowenig. „Mein Vater," sagt Groth, „störte mich nicht mit neugierigen Fragen in der Arbeit. Eine befriedigende Antwort hätte ich ihm auch nicht geben können. Einmal allerdings, als er vom Sonnabendsmarkt heimkehrte, sagte er, daß ein Bekannter ihn gefragt, was ich denn eigentlich vorhätte. Sein Bericht lautete wörtlich: „„Ich antwortete, er möge Dich selbst fragen, ich wüßte es nicht und verstände es auch nicht."" Und da ich nichts antwortete, war die Sache abgethan, und ich konnte ungestört weiter arbeiten. Nur einmal sagte mir mein Vater, kurz bevor ich wirklich zusammenbrach: „„Klaus, das geht nicht, mein Sohn. Du bringst dich um. So'n Arbeiten ohne Erholung kann kein Mensch ertragen."" Ich antwortete ihm: „„Lieber Vater, es mag wahr sein. Aber ich bin wie ein Mann, der über einen Graben springen will. Ich nehme just den Anlauf und will eben den Springstock ansetzen, da rufst du mir zu: „„Halt an! Das geht nicht."" — Hinüber komme ich, vielleicht tot, aber das muß seinen Willen haben."" Kopfschüttelnd antwortete er mir: „„Du mußt es wissen!""

XIV. Groths Lebensaufgabe.

Was war denn das für ein Graben, den Groth im Begriffe war, zu überspringen, selbst auf die Gefahr hin, daß er Gesundheit und Leben dabei opfern müsse?

Es war die große Aufgabe seines Lebens, die ihm zum Bewußtsein gekommen war und in nichts Geringerem bestand als in der dichterischen Darstellung des Dithmarscher Volkslebens in Dithmarscher Mundart, in plattdeutscher Sprache, wie sie in seinem „Quickborn" jetzt vor uns liegt.

War denn das etwas so Besonderes, etwas so gar Schweres? wird vielleicht Mancher verwundert fragen. Wer der Dichtkunst ferne steht und nie Gelegenheit gehabt hat, in den Lebensbeschreibungen der Dichter zu lesen, unter welchen ungeheuren Anstrengungen und Aufregungen oft selbst die kleinsten Dichtungen, mitunter die heitersten Kinder dieser Muse, geboren werden, dem verübeln wir diese Frage nicht; wir möchten aber doch im Vorwege zu bedenken geben, daß Reimen noch lange kein Dichten ist und daß das wirkliche Dichten, obgleich eine Gabe Gottes, meistens eine Sache des tiefsten Studiums und des schwersten Ringens ist.

Aber vielleicht glaubt man, daß es mit dem Dichten in der schlichten plattdeutschen Mundart doch anders sei, vielleicht ebenso mühelos, wie das Erlernen der plattdeutschen Sprache, die uns Plattdeutschen ja, wie wir zu erinnern meinen, nicht die geringste Mühe gemacht, während wir uns sehr wohl der vielen schweren und traurigen Stunden erinnern, die uns das Erlernen des Hochdeutschen bereitet hat.

Und erst recht mag ihm die Darstellung der simplen Verhältnisse des Volkslebens als etwas nicht Allzuschweres erscheinen. Er mag wohl denken, wie Groths Bruder Johann, der, als er zum ersten Male den „Quickborn“ in die Hand bekam, ganz enttäuscht ausrief: „Das ist ja garnicht, wie sonst solche Bücher, das sind ja ganz gewöhnliche Menschen, lauter Leute wie wir!“ Groths Vater, dem Johann dies sagte, wußte darauf auch nichts zu erwidern, als daß er sagte: „Klaus muß es doch wohl wissen, er ist klüger als wir beide.“ Er hätte, wenn er den Einfall gehabt hätte, vielleicht die Gegenfrage thun können: Wer ist als Schneider der größere Künstler, derjenige, der aus dem simplen selbstgewebten Stoff ein schönstehendes, den Menschen wirklich schmückendes Kleid macht, oder derjenige, der aus dem teuersten Stoffe ein solches Kleid herstellt; oder wer ist der beste Koch, derjenige, der aus den einfachsten Zuthaten eine schönschmeckende Speise bereiten, oder derjenige, der dies nur aus den kostbarsten Vorräten machen kann? — Er hätte damit wohl ahnen lassen können, daß derjenige, der sich das Dichten in plattdeutscher Sprache wie eine Sache vorstellt, die wohl jeder einigermaßen begabte Mensch leisten kann, wenn er sich nur dazu hergiebt, auf grundfalschen Wegen ist; er hätte dadurch ahnen lassen können, daß das Dichten in plattdeutscher Mundart im Gegenteil unendlich viel schwerer ist, und besonders zu Groths Zeit unendlich viel schwerer war, als in hochdeutscher, zumal die Dichtungen, wie Groth sie liefern wollte, zugleich auch ein getreuer Spiegel des Volkslebens sein sollten. Aber statt dessen berief er sich einfach auf einen Klügeren, auf seinen Sohn Klaus selbst. Wir könnten uns wohl auch auf ihn berufen, wenn es ihm selbst nicht unschicklich erscheinen würde, Richter in eigner Sache zu sein. Hören wir also, ehe wir die Schwierigkeit dieser Aufgabe mit Hülfe von Groths eigenen Mitteilungen näher erläutern, was ein nicht minder kluger, wenn auch dichterisch nicht begabter Mann, Groths berühmter Landsmann, Professor Karl Müllenhoff, darüber gesagt hat, dessen Urteil für jeden, der die Bedeutung des Mannes kennt, unbedingt maßgebend sein muß. Er sagt: „Der Quickborn ist nicht nur eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer neueren Litteratur, sondern der Litteratur überhaupt. Es ist damit eine That vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist

durch ihn versöhnt und geschlossen.“ Doch gehört der Leser vielleicht nicht zu denen, die geneigt sind, auf des Meisters Wort zu schwören und wir müssen ihn deshalb bitten, uns auf einer kleinen Excursion zu folgen, damit er von der Eigenart des Unternehmens und den ungeheuren Schwierigkeiten selbst sich überzeuge.

Ein Volk, das sich recht versteht, hat allezeit seine Poesie in Ehren gehalten, nicht eben, weil sie ihm hin und wieder eine angenehme Stunde bereitet, weil sie ihm Vergnügen macht und ihm die lange Zeit vertreibt, sondern weil sie ihm das Herz erschließt, ihm einen reinen, klaren Spiegel vor sein geistiges Auge stellt, in dem er sein verklärtes Bild, das erbauende und erhebende Ideal seines Lebens schaut. Das hatte nun Groth mit seinem „Quickborn“ im Sinne. Er sollte ein treuer Spiegel und zugleich eine poetische Verklärung des Volkslebens seiner Landsleute und damit zugleich aller niederdeutschen Sprachgenossen sein. Er wollte ein Bild zeichnen, woran seine Sprachgenossen nicht ihren zeitvertreibenden Spaß, sondern ihre herzerhebende und herzstärkende Freude haben konnten. Um das zu erreichen, durfte er aber die Gestalten, die er zeichnete, nicht in einem fremden Gewand, etwa wie es die Gebildeten in ihrer klassisch verbrämten Sprache trugen oder, wie es zu seiner Zeit Mode war in der sog. „feinen Welt“; er durfte sie, ohne Bild zu sprechen, nicht in der hochdeutschen Sprache auftreten lassen, man hätte sich in diesem Kleide nicht wieder erkannt; sondern er mußte seine Leute auftreten lassen in den selbstgemachten Kleidern, wie sie unter dem Volke Sitte waren: er mußte sie reden lassen in ihrer eigenen, von ihnen selbst geformten Sprache. Nur dann konnten seine Leser sagen: „Jawohl, das ist Blut von meinem Blut und Geist von meinem Geist.“ Er mußte in plattdeutscher Sprache dichten, in ihr das Gute und Schöne, das Hohe und Edle, das im Volke lebte, sagen.

Nun ist es bekannt, daß jeder Dichter, der neue Bahnen erschlossen hat, in seiner Jugend Muster und Vorbilder gehabt hat, nach denen er sich richtete, an denen er sich bildete, bis ihm die Schwingen so weit gewachsen waren, daß er höher steigen und eigne Kreise ziehen konnte. Wie stand es in dieser Hinsicht nun mit Groths Unternehmen? — Allerdings gab es Leute, die in ihrer Mundart gedichtet hatten, wie z. B. Hebel in der allemannischen und Burns in der schottischen und Groth verdankte diesen, wie wir wissen, manche

Anregung, aber wo waren die Leute, die ihm in der plattdeutschen Sprache den Weg zeigen konnten?

Es gab solche nicht. Seit dem Jahre 1820 war in plattdeutscher Sprache nichts Nennenswertes gedichtet worden. Von dem alten „Reinecke Voß“ (1498) an waren die plattdeutschen Dichter immer spärlicher geworden und mit den plattdeutschen Dichtungen des Altmärkers Wilhelm Bornemann und des Hamburgers Bärmann, der als fahrender Sänger die „bessere Gesellschaft“ auch in Heide durch Vorträge aus seinem „Groten Haeg und Hewelbok“ belustigte, war der Faden ganz abgerissen.

Wir wollen nun einige Proben aus Bornemanns Buch mitteilen, um den Leser selbst urteilen zu lassen, ob Groth hier anknüpfen konnte.

In der Beschreibung einer „Bauernhochzeit“ sagt Bornemann, indem er das Essen schildert:

„Klümpe mehr as fustendick,
Op de Mann en twintig Stück,
Backebeeren un Swinebraden,
Fleesch mit sure Brö gesaden,
Kokenwark ward opgepackt,
Dat de Dischen pipt un knackt.“

Oder:

„Vaer dat freten Napp an Napp
Is to sehn dat Dischdok knapp.
Wer kann wul in eenen Magen
All de Hochtidsgaben slagen?
Doch, wenn wi gemötlich kaun,
Lett sik all wat rünner staun.“

In der Abteilung „Ländliches“ wird zuerst der „Braunkohl“ besungen, vom Pflücken an, übers Kochen hinweg, bis ans Essen heran. Dann wird gebetet:

„Mütz aff, Peter! nich to hast,
Dischgebet segg vaer:
„„Kumm, Herr Jesu, unse Gast!““ —
Nu de Schöttel her!

Lieschen, will dat nich mehr gan?
Stopp man rin in't Lief!
Is de Ranzen vull gesla'n,
Sitt de Rock hübsch stief . . .“

Im „Amtmannsleben“ heißt es S. 143:

„En Amtmannsleben, so to seggn,
Lett in veer Worten rin sik bring'n:
He slöpt, he qualmt, he fritt, he süppt,
Bet em de Dod den Hals to knippt.“

In „Fruen-Unglück“ erzählt ein Witwer von seinen drei verstorbenen Frauen: Die erste

Man enen Fehler hett se hatt
Dat se mal all to gierig fratt,

und so eine Wurst verschlang, worin zufällig das Einschlagsmesser mit hineingestopft war,

Wat er in Liev sik ingeknappt
Un den Hartbüdel er afgesnappt.

Ich frage den Leser, ob er, wenn er ein Bauer oder gar ein Amtsvorsteher ist, in dieser Rolle und in diesem Kleide sich gefällt? Oder die Leserin vom Lande, ob sie an solchem Porträt sich erbauen und erheben kann? —

Ich frage den Leser, ob er nicht selbst zur Verachtung seiner Muttersprache kommen muß, wenn nichts Besseres in ihr gedichtet werden kann, als so unflätiges Zeug?

Ich frage endlich, ob Klaus Groth, der an seinem Volke die Einfalt, die Demut, die Treue, die biedere Frömmigkeit bewunderte und in dem schlichten Manne mit den einfachen Sitten die Zukunft seines Vaterlandes sah, hieran anknüpfen konnte?

Jeder wird mit „Nein!“ antworten und mir zugeben, daß Groth für sein Ideal Vorbilder nicht hatte.

Allerdings hatte Johann Heinrich Voß plattdeutsche Idyllen gedichtet, die ebenso wie die späteren Grothschen, Bilder aus der Natur und dem Volksleben der Heimat darstellen, aber in einer Sprache und Denkweise, die eigentlich nicht als plattdeutsch bezeichnet werden kann. Seine Gestalten tragen Kleider, die allerdings aus selbstgemachtem Stoffe sind, die aber ganz den modernen Schnitt haben und mit Besatz und Spitzen so reichlich versehen sind, daß sie seinen Leuten stehen, wie dem Grobschmied der Frack.

Groth hatte also keine Vorbilder; er strebte höher hinaus und mußte dafür selbst Norm und Regel finden.

Er hat sie gefunden und der „Quickborn", wie er vor uns liegt, hat, um mit Müllenhoffs Worten fortzufahren, „das Bild norddeutschen Lebens nach Süddeutschland getragen und zum Heil der Nation die Tiefe desselben kennen gelehrt, wo sie so oft verkannt wurde. Die That, die Groth vollbracht, wird nie verjähren, ihre Wirkung wachsen; möge die Gegenwart nicht vergessen, wie viel er ihr geopfert!" Der Quickborn ist also in hohem Grade auch eine nationale That und es lohnt sich bei diesem Hauptwerke Groths etwas länger zu verweilen, um uns zu vergegenwärtigen, wie in dem Geiste des Dichters diese seine Lebensaufgabe allmählich in den Vordergrund seines Strebens trat und welche Schwierigkeiten er für die Lösung derselben zu überwinden hatte.

Daß Groth, wie sein Vater, ein überzeugter Freund seiner plattdeutschen Muttersprache, daß er ein besonderer Freund von plattdeutschen Rätseln und Reimen und von volkstümlichen Redensarten war, daß sich schon früh eine dichterische Anlage bei ihm offenbarte in seiner Kunst zu erzählen, in seiner tiefen Empfindung, in seinen kindlichen und jugendlichen Versuchen, zu dichten, sogar plattdeutsch zu dichten (man erinnere sich des Schornsteinfegerliedes), haben wir gesehen und auch haben wir bereits gehört, daß schon dem 15jährigen Knaben der Lorbeer des Dichters das Erstrebenswerteste zu sein schien. Daß er schon als Schreiber im Dichten sich versuchte, hat er uns ebenfalls verraten, zugleich aber auch, daß er nichts veröffentlichen wollte, bevor er nicht etwas Tüchtiges gelernt hatte. In „Sophie Dethlefs un ick" erzählt er, daß er, als er in Heide Lehrer war, mit Sophie Dethlefs auf einem Polterabend zusammentraf, wozu beide Verse gemacht hatten, er hochdeutsche, sie plattdeutsche. „Ihr Gedicht ist gedruckt in ihrem Buch und heißt: „„De ol Perseptersch"". Ich hätte, wie man sagt, meine Pfeifen bisher im Sack behalten. Es dauerte noch eine ziemliche Zeit, bis ich etwas Ordentliches zustande hatte, und so versteckte ich meine Kunst wieder noch tiefer als zuvor." (Ges. Wk. Bd. 4 S. 147.) Er blieb seinem Vorsatze, erst etwas Tüchtiges zu lernen, getreu, „ohne eigentliche Hoffnung, ohne Erwartung, denn dem dunklen Drange überlassen, lebte und strebte er ins Grenzenlose."

Allgemach drängte sich jedoch der Grundgedanke seiner dichterischen Bestimmung aus

dem Grunde seiner Seele herauf, in den Mittelpunkt seines Denkens sich stellend. An der Hand seiner sprachlichen Studien, die er nach Grimm, Gottsched, Adelung, Herling, Becker u. a. mit besonderem Eifer betrieb, wurde ihm klar, welchen Wert die plattdeutsche Sprache hat und welcher Schatz in ihr verloren zu gehen drohte. Es war etwa im Jahre 1842, als er einem Jugendfreunde, Petersen, der in Berlin studierte, diese Ansicht mit ausführlichen Gründen darlegte. Sofort rief dieser aus: „Schreib das doch alles auf und laß es drucken, da es noch Zeit ist, auf daß den Leuten die Augen aufgehen!“ Groth erwiderte jedoch: „Das würde garnichts helfen und nützen. Das würden ein paar Gelehrte oder Gebildete lesen und damit wäre die Sache aus. Erfolg könnte eine solche Auseinandersetzung erst haben, wenn sie auf eine That fußen könnte: Schriften in der Muttersprache, durchschlagende, ein Kunstwerk, Gedichte, die jedermann lesen würde. Dann würde das andere folgen und mit helfen.“ „Und so etwas,“ setzt Groth hinzu, „dachte ich mit der Zeit zu liefern.“ Er hatte, wie er im Vorwort zur 4. Auflage seines Quickborn sagt, die betrübende Erfahrung gemacht, „daß das Plattdeutsche in unseren größeren norddeutschen Städten und Flecken, — besonders seit 1848 — immer mehr verschwand,“ und es schmerzte ihn, „in unserm Bürgerstande so wenig erhebendes Selbstgefühl zu finden, daß man sich bedientenhaft seiner plattdeutschen Sprache schäme und lieber ein ohrzerreißendes Kauderwelsch stammele, welches man für das feinere Hochdeutsch halte“; er hatte gesehen, wie man in sogenannten plattdeutschen Gedichten und Deklamationen unsere herrliche Muttersprache mißhandelte, „daß sie tanzte, wie ein geprügelter Bär und daß man dazu lachte, als sei das Spaß“; er hatte längst erkannt, daß die plattdeutsche Sprache „eine selbständige Sprache, die ebenbürtige, ja die ältere Schwester der hochdeutschen ist,“ eine Sprache, die „für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengeist den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand“ hat, eine Sprache, die „nicht etwa naiv, oder komisch, oder derb, oder schlicht ist, sondern die zum Lachen und Weinen die Gebärde hat, die mit edlen Anstand gar vornehm und herablassend

sein kann" und die es nicht verdient, in dem üblen Sinne des Wortes eine platte, d. h. gemeine und niedrige Sprache genannt und geschimpft zu werden.

Hier haben wir also die Idee des Quickborn vor uns. Wir sehen, was Groth will.

Er will die Ehre der plattdeutschen Mundart retten, die plattdeutsche Sprache vor ihrem Untergange bewahren oder richtiger, ihr das Terrain sichern, das sie inne hatte und mit vollem Recht als ebenbürtige Schwester des Hochdeutschen beanspruchen konnte.

Zugleich will er aber noch ein anderes: er will dem Volke, d. h. dem ungelehrten Manne, dem Manne hinter dem Pfluge, der Frau am Herd, dem Meister in der Werkstatt einen Quell der Poesie erschließen, an dem er sich wirklich erquicken, erheben und erbauen kann, einen erfrischenden, neubelebenden Jungbrunnen, der beständig fließt und das Volk sein verklärtes Bild im reinsten Spiegel schauen läßt, einen sprudelnden Born, der ihm eine Oase in der Wüste des Lebens ist. Er will Menschen zeichnen, wie sie wirklich sind und denken, wie sie wirklich sprechen und empfinden, „heimische Leute," damit dem gemeinen Mann seine Heimat, sein stilles Dasein, seine einförmige Marsch, sein Garten und sein Hühnerhof wieder lieb und teuer werden und damit er wieder lernt, sich selbst zu achten und an sich selbst zu glauben. Während unsere Gebildeten an unsern hochdeutschen Dichtern sich laben und erbauen, jammert ihn des Volkes, das bei all seiner Mühe und täglichen Plage dieses edlen Genusses entbehren muß, obgleich doch seine Seele nicht minder schmachtet nach dem erfrischenden Trunk, den die Musen reichen. „Denn," sagt Groth, „bei aller Hochachtung vor unsern hochdeutschen Dichtern, war mir das doch klar, daß die Ideale derselben meist weit über unserer Sphäre lagen. Selbst in Goethes „„Hermann und Dorothea"" hat der „„kleine Mann,"" haben „„Lüttlüd"" keinen Raum. Man mußte tiefer hinunterlangen ins Volk, wenn man es sich selbst verklären wollte, mußte es thun, ohne es ins Possenhafte zu ziehen, ohne sich über dasselbe lustig zu machen."

Das war also die große Doppelaufgabe, vor die sich Groth gestellt sah. Er wollte etwas leisten, was noch nicht geleistet war, weil es noch Niemand hatte leisten können, auch unsere größten Dichter nicht, weil sie alle dem wirklichen Volks-

leben zu fern standen, weil keiner von ihnen den Herzschlag des Volkes gründlich genug kannte, sodaß man, wie Müllenhoff sagt, gezweifelt hatte, ob es jemals ein Mensch werde leisten können.

Ich sage, er wollte etwas leisten, was noch niemand vor ihm sich getraut hatte, — aber es ist wohl richtiger, zu sagen, er sollte es leisten, denn eben diese Aufgabe war es, die ihm von höherer Hand als die Bestimmung seines Lebens gesetzt war, die wie ein Fatum über seinem Schicksale waltete, und mit einem geheimnisvollen Zuge ihn wieder nach seiner Heimat zurücklenkte, die ihn zwang, auf alle Freuden des Lebens zu verzichten, die ihn trieb, in dunklem Drange ins Grenzenlose zu streben und andererseits doch auch in allen Beziehungen in und mit dem Volke zu leben und zu streben.

Aber nur langsam wurde er sich dessen bewußt, nur langsam rang sich das Bild dieser Aufgabe aus dem tiefunterstem Grunde seiner Seele los, bis es endlich in immer deutlicheren Umrissen, in immer lebhafteren Farben vor dem Auge seines Geistes stand. Im Jahre 1842 war es ihm soweit klar, daß er den Grundgedanken seinem Jugendfreunde in begeisternden Worten auseinandersetzen konnte. Aber die Idee zeigte sich ihm zunächst nur von einer Seite, von der Seite, die der Photograph das Negativ nennt. Er sah den Schatz, der in der plattdeutschen Sprache vorhanden war, und die Gefahr des Unterganges, die ihm drohte, aber er sah nur ahnungsweise das, was seinerseits zu geschehen hatte, um mit Erfolg der Gefahr entgegen zu treten.

Ganz klar wurde ihm dies erst, als er zum ersten Mal den allemannischen Dichter Hebel las, an dem er sich, wie er sagt, „redi dun leſ“ und der fortan zu seinen Heiligen gehörte. Doch hören wir ihn darüber selbst:

„Durch Marcus Petersen, Pfarrer in Tellingstedt, dem Geburtsort meiner Mutter, lernte ich neben einer Masse anderer Dichtungen Tegners Frithjofssage in schwedischem Urtext, die altdänischen Kämpeviser (Kampflieder), altnordische Sagas in der Ursprache, die Sammlung englischer und schottischer Balladen von Walter Scott und Chambers, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh sowie Grimms Mythologie kennen; besonders denke ich dabei an Hebel. Ich denke noch an den Tag als einen der wenigen, wo man bis ins Innere erschüttert wird. Es war im Hochsommer. Ich hatte die zwei Meilen von Heide aus

einsam zurückgelegt und langte erhitzt in Tellingstedt an. Ich wandte mich sogleich zum ersten Haus rechts, da wohnte der Pastor, sagte ihm kurz Gutentag, kündigte meinen Besuch auf den Nachmittag und Abend an und erbat mir ein Buch, um mich bei meinem Vetter, der in meiner Mutter Stammhaus wohnte, zu erholen. Dann wandelte ich mit dem Buche, das mir der Pastor unter den Arm gesteckt hatte, an der Kirche vorbei dem bekannten Hause am Mühlbach zu, ging, nachdem ich den Vetter begrüßt, ins kühl überschattete sogenannte Comptoir, mein gewohntes Zimmer, legte mich aufs Bett und las. „Die Wiese" las ich, oder nein, verschlang ich, las mit einem Rausch von Entzücken, wie ihn mir noch kein dichterisches Kunstwerk verschafft hatte. Das war Fleisch von meinem Fleisch, das war Duft, wie Blumen duften aus einer höheren Welt, das war Verklärung des Wirklichen, Greifbaren, Sichtbaren durch die Macht der Dichtung. Damit war mein Los beschlossen. Es trieb mich durchaus nicht zur Nachahmung an, doch mein Traumbild war Wirklichkeit geworden, ich lustwandelte darin." (Lebenserinnerungen S. 48 und 49.)

Ja er lustwandelte darin — und doch mußte er sein Vorhaben wie ein Geheimnis in seiner Brust verschließen — niemand hätte ihn verstanden, weder die „Gebildeten" noch die „Ungebildeten". Er konnte mit dem Dichter Platen sagen:

„Was um mich ist, errät mich nicht
Und drängt und drückt mich nieder;
Doch, such ich Trost mir im Gedicht,
Dann find ich ganz mich wieder."

Nur einmal ließ er sich hinreißen zu sagen, was er wollte und zwar als er wieder einmal in Tellingstedt war.

Marcus Petersen reiste bisweilen zu Versammlungen des damals thatsächlich sehr einflußreichen Mäßigkeitsvereins nach Kiel. „Der Pastor erzählte mir", sagt Groth, „von einer solchen Reise unter anderem, daß ein Schuhmacher aus Heide, Namens Dancker, auf der Versammlung gesprochen hatte. „„Denkt nur"", sagte der Pastor und seine Augen glänzten, seine Stimme erhob sich, „„ein einfältiger Schuhmacher sprach kräftig und zwar plattdeutsch! Wenn ich eine solche Rede schriftlich hätte, ich würde sie in Gold fassen."" Ich kannte die Danckers sehr wohl, es waren Nachbarn meiner Eltern, baumstarke Leute, nur, und besonders der genannte, am leiden-

schaftlichen Trunk erschlafft. Mir war es gar kein Wunder, daß dieser Mann aus eigener Erfahrung von dem Unheil sprechen konnte, das der Branntwein anrichtete, noch weniger, daß er es plattdeutsch gekonnt hatte, da die Macht und Schönheit meiner Mundart mir bereits bekannt waren. Dadurch wurde ich verleitet, das Geheimnis zu brechen, in welches ich mein Thun und Streben hüllte; die Begeisterung meines Freundes öffnete mir gewaltsam die Lippen, und ich antwortete ihm: „„Sie haben mir wohl einmal zu verstehen gegeben, daß Sie nicht wüßten, lieber Herr Pastor, was ich eigentlich vorhätte, wohin mich meine Arbeiten führen sollten; jetzt will ich es Ihnen sagen: „„So etwas will ich Ihnen einmal schreiben.““ (Lebenserinnerungen S. 50.) „Da sagte mein Freund, ich weiß nicht, ob erschrocken oder verstört: „„Sie wissen, was ich von Ihnen denke; ich habe es Ihnen früher gesagt, da ich weiß, daß es Ihnen nicht schaden wird: Sie können viel, vielleicht alles, was Sie wollen; nur das können Sie nicht; dazu sind Sie zu gelehrt, zu voll von Sprachkunst, nicht einfältig genug!““ (Lebenserinnerungen S. 51.) Groth fügt hinzu: „Er hatte später Gelegenheit, diese seine Worte zu prüfen, der gute Pastor. Von Fehmarn aus schickte ich ihm durch meinen Freund Selle den „„Peter Kunrad““, dessen Held er ist. „„Dat bün ik! Ja he kann't!““ lautete nun sein Urteil.“ Groth will mit dem Zusatze sagen, daß er doch im Rechte war, so etwas zu unternehmen; aber der Pastor hatte von seinem Standpunkte auch Recht. Er erwog und vergegenwärtigte sich die ungeheuren Schwierigkeiten, die der Durchführung dessen sich entgegenstellten, was Groth wollte. Er urteilte ganz richtig, daß dazu zwei Dinge gehörten, die sich fast niemals in einer Person vertragen: Einfalt des Herzens einerseits und ein hoher Grad gelehrter Bildung andererseits. Der volkstümlichen Einfalt fehlt meistens das gelehrte Rüstzeug und dem Gelehrten ist meistens die Einfachheit des Empfindens verloren gegangen.*)

*) Näheres siehe: George Sand, Vorrede zu „Franz der Champi“: „Und besonders dieser letzte Punkt ist die Ursache meiner Verzweiflung, daß ich gezwungen bin in der Sprache der Akademie zu reden, während es doch eine andere, weit bessere Sprache giebt, die viel geeigneter ist Gefühlen und Gedanken Ausdruck zu verleihen, welche einer andern als jener modernen Welt angehören.“

„Ich finde nicht die rechte Sprache, die das Gefühl des Landmannes in seiner Einfachheit und Treue zu schildern vermöchte. Lasse

Er sah aber nicht, daß Groth eben ein Mensch war, der vermöge seiner Anlage und seines eigentümlichen Bildungsganges beides vereinte; er sah nicht, daß Groth zu den ungewöhnlichen Menschen gehörte, die weit mehr konnten, als man sonst von Menschen zu erwarten pflegt.

In Dithmarschen erzählt man sich eine Geschichte von einem starken Bauern (siehe die Ballade von Hebbel), der ein zu hoch geladenes und im Scheunenthor festgeklemmtes Fuder Heu, das die vereinten Kräfte seiner Knechte und seiner starken Pferde, denen vor Anstrengung der Schaum vom Munde und das Blut vom Leibe troff, nicht vorwärts bringen konnten, an dem Deichselende faßte und, was kein Mensch für möglich gehalten hätte, ins Haus zog, obgleich die Knechte ihn nicht unterstützten, sondern ihm entgegenarbeiteten. Was nach der Sage die ungewöhnliche Körperkraft des Bauern hier leistete, das hatte Groth auf geistigem Gebiete zu leisten, wenn er seine Aufgabe lösen wollte. Er arbeitete mit geistigen Mitteln und mit einem Maße von geistiger Kraft, das man weder kannte, noch für möglich hielt. Aber nichtsdestoweniger hat er mit den Schwierigkeiten seiner Aufgabe ringen müssen in einer Weise, die ebensosehr über alles menschliche Maß hinausgeht. Je lebhafter sie in ihrem Umrissen und in ihren Einzelheiten sich ihm darstellte, desto mehr türmten sich die Schwierigkeiten wie Berge vor seinem Geiste auf, und es wäre ihm trotz seiner seltenen Begabung und seiner ungewöhnlichen Geisteskraft nicht möglich gewesen, mit seinem „Quickborn“ die Arbeit zu leisten, die jetzt vollendet vor uns liegt, wenn nicht zugleich auch eine Reihe von günstigen Umständen ihm zustatten gekommen wären. Ein günstiger Umstand war es für Groth zunächst, daß er in der Sphäre der plattdeutschen Sprache und des plattdeutschen Volkslebens täglich sich bewegte. Schon das Elternhaus bot dem beobachtenden Dichter den mannigfachsten Stoff. Mit dem regen geschäftlichen

---

ich ihn in seiner eigentümlichen Weise reden, so muß ich dem civilisierten Leser seine Sprache übersetzen; gebe ich ihm aber unsere Ausdrucksweise, so wird er ein unmögliches Wesen, dem man einen Ideengang zuschreiben müßte, welcher ihm fremd ist.“

„Ach Freund, du bürdest mir hier eine Arbeit auf, bei welcher ich den Verstand verlieren könnte, und die ich niemals unternommen habe, ohne von der Ohnmacht meiner Bestrebungen durchdrungen und unzufrieden mit mir selbst zu werden.“

Verkehr über das ganze dithmarscher Land und weit darüber hinaus flossen hier die scherzhaftesten Geschichten in seltener Menge zusammen. Und die Brüder teilten mit Groth die Gabe, genau zu beobachten und urgetreu wiedergeben zu können. „Jedes Original wurde beschrieben, nachgemacht, karikiert," besonders des Mittags bei Tisch, der selten ohne Humor und heiteres Gelächter verlassen wurde. „Was ich nicht selbst sah und hörte, das vernahm ich hier aus eben so sicherer Quelle oft schon zubereitet, fast zum Niederschreiben," sagt Groth. In ganz Dithmarschen wurde damals noch Plattdeutsch gesprochen.*) „Reiche Bauern, die man anderwärts wohl Gutsbesitzer genannt haben würde, studierten, darunter Schriftsteller, wie Vollmacht Mohr, Deputierte der Landesverwaltung, Vollmachte nicht bloß, auch Beamte bis zum Landvogt hinauf, sprachen als Eingeborne mit Bequemlichkeit und Behagen die heimische Mundart, das von der Dithmarscher Mundart abweichende und unter sich verschiedene Plattdeutsch, das Hannoveraner, Lauenburger, Hamburger, Mecklenburger, Pommeraner in Groths Nachbarschaft sprachen, gab ihm täglich Gelegenheit, die verschiedenen Mundarten mit der heimischen zu vergleichen und den Reichtum und die Schönheit der letzteren zu erkennen und zu würdigen. Er saß also an der Quelle und konnte aus ihr schöpfen, so unmittelbar, wie wohl noch nie ein Dichter dazu Gelegenheit gehabt hatte — d. h. ein wirklicher Dichter, denn Dichterlinge hatten wohl vor ihm Versuche gemacht, das eigenartige Geistesleben, was in dieser derben, aber doch so kernigen und wohlklingenden Sprache sich ausdrückte, dichterisch zu erfassen und zu gestalten, aber sie waren sämmtlich fehlgeschlagen. Bärmann, derzeit ein bekannter Stegreifdichter in plattdeutscher Mundart, bereiste 1847 auch Dithmarschen und besuchte auch Meldorf und Heide. Er fand mit seinen Vorträgen, wie die „Dithmarscher Zeitung" berichtet, bei den „Herrschaften" vielen Beifall und Sophie Dethlefs soll in einer Gesellschaft einmal mit ihm um die Wette gedichtet haben. Aber er war viel zu oberflächlich, um die respektable Eigenart des Plattdeutschen würdigen, um das Gold in dem Charakter des Plattdeutschen von den

*) Aber nicht in den Schulen, wie Carl Eggers meint, wenn er sagt: „Der Unterricht ward selbstverständlich in plattdeutscher Sprache erteilt." (Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung S. 15.)

Schlacken scheiden zu können, um den Humor des Volkslebens bis in seine Tiefen, in seine reinen, urfrischen Quellen zu verfolgen. Es waren im Grunde nur alberne Plattheiten, die sich über die Dummheiten der Bauern, die ihre Muttersprache redeten, lustig machten und die wohl dem gemeinen und oberflächlichen Geschmacke interessant und kurzweilig sein mochten, die aber nicht geeignet waren, den Plattdeutschen, den sie verspotteten, zu erheben, sondern eher dazu beitrugen, ihn um den letzten Rest der Selbstachtung und der Wertschätzung seiner Muttersprache zu bringen.

Sophie Dethlefs erhob sich allerdings soweit über dies Niveau, daß Groth in seiner Erzählung „Sophie Dethlefs un ik“ den Wunsch ausspricht, daß Schleswig-Holstein diese Dichterin nicht sobald vergessen möge, und daß er später ihre Gedichte herausgab. Aber Klaus Harms hatte doch geäußert, daß ein solcher Pastor, wie Sophie Dethlefs ihn male, doch eigentlich ein Esel sei „und ich dachte,“ setzt Groth hinzu: „ein solcher Bauer sei nicht viel anderes.“

Und die plattdeutschen Idyllen von Johann Heinrich Voß, die bei Sophie Dethlefs den Anstoß gegeben haben sollen, waren, wie bereits gesagt, so unzureichend und Groth schon lange vor seinen eigenen plattdeutschen Arbeiten wegen ihrer unplattdeutschen Sprache so zuwider gewesen, daß er einen Freund, der von diesen Gedichten mitunter zu deklamieren pflegte, zur Ruhe schalt oder davon lief. Vorarbeiter oder Vorbilder hatte er also nicht, oder nur insofern, als ihm gezeigt worden war, „was er nicht machen mußte“; das konnte er an ihnen lernen, mehr auch nicht. Selbst Hebel, der ihn so mächtig anregte, konnte ihm kein nachzuahmendes Muster sein, sondern höchstens ihm Weg und Ziel zeigen. „Gesucht werden mußten all die verschiedenen Töne, die ich, der erste, in plattdeutscher Sprache angeschlagen habe; ob dichterische Kraft vorhanden war, frisch und frei in ihnen zu singen, das ist eine von Wissen und Studium ganz unabhängige Sache. Gebraucht waren diese Töne nie; Rhythmus, Reim, Worte und Taktregister, Bilder lagen nicht gedruckt vor, wie in hochdeutscher Poesie. Sie mußten alle mündlich erhorcht, dem Volke, alten Reimen abgelauscht werden.“ „Mühsam mußte ich mir das Instrument schaffen, auf dem ich spielen wollte.“ „Namentlich der Wegfall der meisten weiblichen Reim-Endungen sowie die vorwiegende Preisgabe des gewohnten fünffüßigen Jambus bedingten einen kunst-

volleren Strophenbau, für welchen ich außer bei Platen in Byrons Werken Studien machte." „Daß ich, ehe ich es (das was er an Stoffen und Motiven im Elternhaus und in der Umgebung gehört, erlebt und gesammelt hatte) niederschrieb, dafür erst die Formen gesucht und gefunden oder erfunden, das ist in aller Kunst die notwendige Vorarbeit. Wenn mir jemand diese Vorarbeit vorweggenommen, so hätte ich weniger Zeit und Kraft gebraucht. Wer da glaubt, daß ein Dichter sich nur so hinsetzt und losschreibt, der kennt nicht die Vorarbeiten Bürgers für den Ton der Ballade, z. B. der „Leonore," die rhythmischen Studien Klopstocks und Vossens für Epos und Idyll, die ganze gewaltige Arbeit deutscher Dichter vor Goethe, der da sagen konnte, als durch Lessings „Laokoon" der Weg gewiesen war: „„„Wir fühlen uns von allem Uebel erlöst."‟ Seiner Arbeit darf man sich ja rühmen, nach Lessing." (Handschriftl. Aufzeichnungen).

Neben seinen sprachlichen Studien sah er sich von seinem Genius besonders auch auf naturwissenschaftliche Studien hingewiesen, die ihn für das Hauptwerk seines Lebens in ihrer Weise rüsteten und befähigten, einesteils weil sie den Hintergrund bildeten für das Gemälde volkstümlichen Lebens, das er schaffen wollte, andernteils weil sie seine Beobachtungsgabe, das Achten auf alle Kleinigkeiten und ihre charakteristische Bedeutung, schärften und für ein treues, ungetrübtes, rein sachgemäßes Auffassen der Dinge und Erscheinungen bildeten, eine Fähigkeit, die für Groths Aufgabe insofern von Bedeutung wurde, als die Erscheinungen des geistigen, insbesondere des sprachlichen Lebens, nach einer Seite hin rein natürliche Vorgänge sind und als solche aufgefaßt werden wollen.

Groth dachte inbetreff seiner Aufgabe ganz wie Novalis, der seinen Heinrich von Osterdingen sagen läßt: „Ich kann Euch nicht genug anrühmen, Euren Verstand, Euren natürlichen Trieb, zu wissen, wie alles, was sich begiebt und untereinander nach Gesetzen der Folge zusammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterstützen. Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher, als Einsicht in die Natur jedes Geschäftes, Bekanntschaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen . . . . . Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt . . . . Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug sein. Zur wahren melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn."

Der Dichter Geibel, sein späterer Freund, der in seiner Eigenart etwas leichter gebaut war und für wissenschaftliche Studien nicht die Beharrlichkeit Groths besaß, tröstet sich hingegen mit dem Distichon:

„Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.“
(„Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten“ von Gaedertz, S. 77.)

Groth stimmte wohl dem ersten, aber nicht dem letzten Teil des Verschens zu. Er faßte seine Aufgabe in solcher Tiefe und solcher Weite auf, daß er sich auch nicht das Geringste von der Forderung, mit der nötigen Sprach- und Volksbeobachtung und mit der erforderlichen Gelehrsamkeit sich zu rüsten, erlassen wollte.

Jetzt werden wir einigermaßen einsehen, warum die Versuche seiner Vorgänger allesamt fehlschlagen mußten: entweder standen sie, wie z. B. Voß, infolge ihrer gelehrten Bildung und ihrer Lebensstellung dem Volksleben innerlich zu fern und nicht vorurteilsfrei gegenüber, oder es fehlte ihnen außer der dichterischen Gabe der Reichtum des Wissens, die Höhe und Tiefe der Bildung, die Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen, geschweige denn zu lösen. Was ihnen fehlte, hatte Groth, dank seinem Schicksale, das ihn mit allen Wurzeln seines Wesens an seine Heimat und an die Sphäre fesselte, die er verherrlichen sollte, und die ihm die erforderliche wissenschaftliche Bildung gewinnen ließ, ohne ihm den Blick zu trüben für den „Wert und Reichtum, den sie, ihr selber unbewußt, in sich trug.“

XV. Groth auf Fehmarn

von 1847—1853.

Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge sollte man denken, daß Groth seine Vaterstadt Heide, wo er sich trotz seiner Jugend in kurzer Zeit einen über das Amt beträchtlich hinausreichenden Wirkungskreis geschaffen, wo er an dem Pastor Petersen in Tellingstedt, an dem Studenten Petersen und dessen Bruder, dem Kaufmann Theodor Petersen, an Andreas Stammer und einigen anderen vertraute Freunde gefunden hatte, nicht wieder verlassen hätte. Und doch war es der Fall, im Jahre 1847 verließ er Heide und ging nach Fehmarn zu seinem Freunde Selle.

Wie kam das?

Trat etwas Besonderes ein, was ihn fortzugehen zwang? Wurde er durch irgend ein Vorkommnis gewaltsam aus seiner Bahn hinaus geworfen? Nichts von alledem: die Trennung von Heide war nichts anderes, als die einfache Konsequenz seiner inneren Entwicklung.

Groth war Lehrer und wir haben ja gehört, mit welchem Eifer er sich seinem Berufe widmete. Wir haben ferner gehört, wie rastlos er bemüht war, den Umkreis seines Wissens zu erweitern und seine Bildung nach allen Richtungen zu vertiefen, nicht um eines äußern Vorteils willen, sondern im Dienste eines so erhabenen Zieles, wie ein Mensch es sich nur setzen kann. Dem Fünfzehnjährigen war schon der Kranz, der den Dichter schmückt, als das Erstrebenswerteste erschienen und je länger, je mehr wurde ihm seine poetische Sendung klar, bis endlich, an der Hand seiner sprachlichen

Studien und Beobachtungen seine besondere Lebensaufgabe, seinen Landsleuten in der Darstellung ihres Volkslebens einen Spiegel zu schaffen, in dem sie dichterisch verklärt sich schauen konnten, in den Mittelpunkt seines geistigen Lebens rückte, ohne daß er davon irgend etwas seiner Umgebung verriet. Je mehr dieser Gedanke seine Seele beherrschte, desto mehr trennte er sich innerlich von seinem Beruf. Nicht daß er ihn vernachlässigte, dazu hatte er zu viel Ehr- und Pflichtgefühl; aber der Schwerpunkt seiner Lebensinteressen lag außerhalb desselben, und es konnte für ihn nur noch die Frage sein, auf welche Weise er die Bande lösen sollte, die ihn mit seinem Amte verknüpften.

Im Einverständnis mit seinen Eltern und wahrscheinlich unter dem Beirat und mit Unterstützung des Landvogts Boysen verständigte er sich mit seiner Behörde dahin, daß er im Sommer 1847 seiner amtlichen Pflichten entbunden wurde und für die Dauer von vier Jahren ein Wartegeld erhielt. Wie weit dafür bei seinen Eltern und bei seinen Vorgesetzten der Umstand maßgebend gewesen ist, daß Groths Kräfte von dem rastlosen Arbeiten vollständig erschöpft waren, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist es aber, daß er nicht ohne Einfluß gewesen ist. Mit dem Wartegeld und den „geringen Ersparnissen arbeitsreicher Jahre“ sollte Groth sich von nun an ganz seiner Aufgabe widmen. „Ein weiteres hoffte Boysen durch seine Verwendung von der Gnade des Königs Christian VIII. von Dänemark. Als aber Boysens Einladung eintraf, ihm zum Könige nach Föhr zu folgen, war Groth bereits erkrankt.“ Was der Vater gefürchtet und warnend vorausgesagt hatte, war eingetroffen: seine Kraft war infolge unausgesetzter Arbeit und geistiger Anstrengung endlich gebrochen; die Aerzte standen ratlos. Bald blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen, um in der Stille die Genesung abzuwarten. Groth begab sich nach Fehmarn. Nur mit Mühe erreichte er die Insel, nicht ohne vorher noch in Preetz ein vierwöchentliches schweres Krankenlager zu überstehen.

Fünf Jahre hatte er hier sich aufgehalten bei seinem Freunde Leonhard Selle, dessen wir jetzt mit einigen Worten gedenken müssen.

Leonhard Selle ist uns schon einmal begegnet, und zwar in Tondern, wo Groth wohl zuerst mit ihm bekannt geworden ist und Freundschaft fürs Leben mit ihm geschlossen hat. Er

gehörte zu dem kleinen Kreise der jungen Leute, die auf eigene Hand sprachliche Studien trieben. Selle war ein Bruder von Groths Kollegen Selle in Heide, der mit ihm zusammen an der Mädchenschule arbeitete. Er war, wie Groth erzählt „ein Mann, der schon, bevor er das Lehrerseminar in Tondern besuchte, Gymnasialbildung genossen hatte, aber verhindert war, die Universität zu besuchen. Er wurde später Organist in dem kleinem Flecken Landkirchen auf Fehmarn wo er als Junggeselle lebte mit einer alten Wirtschafterin, die ihm den Hausstand führte. Von Natur war er Tonkünstler. „Wenn er es nicht zu einem weitklingenden Ruhm gebracht hat," sagt Groth, „so liegt die Schuld an den Verhältnissen, die ihm nicht den geeigneten Raum und Freiheit gönnten. Einen geachteten Platz hat er allezeit eingenommen und sich bei bescheidenem Sinn darin glücklich gefühlt." „Ich darf mich berühmen," sagt er weiter, „daß ich, seit ich ihn verließ, nicht nachgelassen habe, für ihn das Wort zu führen, alsdann auch, daß ich ihn ermunterte, einige meiner Lieder zu komponieren. Und der Ruf dieser Lieder hat bewiesen, daß ich mich nicht in ihm getäuscht habe; denn seine beiden Hefte Quickbornlieder werden besonders auf dem Lande noch immer am meisten gesungen, vorwiegend von Leuten, die nicht vermuten, wer sie gemacht hat, obschon seitdem ein viertelhundert deutsche Komponisten sich an denselben Texten erprobten und ihre Lieder drucken ließen."

Uebrigens steht er schon zu der Zeit, als Groth noch Mitglied der Heider Liedertafel war, also schon ehe Groth nach Fehmarn ging, in dem Verzeichnis des genannten Vereins als dessen einziges Ehrenmitglied aufgeführt mit der Bemerkung: „Ehrenmitglied: Leonhard Selle, Organist auf Landkirchen." Leider sind die Gründe für seine Aufnahme als Ehrenmitglied nicht angegeben.

Hier bei diesem Freunde wollte oder vielmehr sollte Groth nach dem Rat seiner Aerzte und Freunde sich erholen. Aber was war das für eine Erholung! Groth stand noch immer unter dem Banne der nicht gelösten Aufgabe, für ihn galt noch immer das Wort von dem Graben, über den er hinüber mußte, gleichviel, ob lebendig oder tot:

„Nach ewigen ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden." Goethe.

Er konnte nicht ruhen, ehe seine Mission erfüllt war. Er nahm deshalb seine Studien von neuem auf, zum Teil in Gemeinschaft mit seinem Freunde Selle. „Er las mit mir“, berichtete Groth, „schier alle europäischen Sprachen, wir lasen zusammen die ganze klassische Litteratur der Italiener und Spanier, des Winterabends gewöhnlich ein Hauptstück aus Virgil. Dänisch und Schwedisch hatten wir schon auf dem Seminar gelesen, englische und französische Werke bekamen wir kistenweise aus der Hamburger Leihbibliothek von Laeisz, ferner entliehen wir Bücher aus der Universitätsbibliothek in Kiel und von dem freundlichen Buchhändler Klose daselbst. Wissenschaftliche und philosophische Studien lagen meinem Freunde weniger nahe, auch fehlte ihm Zeit, obgleich er, als unverheiratet, fast unmittelbar nach seinen Amtsverrichtungen sich mit mir ans Buch setzte. Was ich damals in fünf Jahren alles gelesen habe, das würden wohl vier Pferde nicht ziehen können. Ich las noch einmal Goethes und Schillers Werke und vollständigen Briefwechsel, so weit er erschienen war, alle deutschen Dichter der neueren Zeit, geschichtliche und philosophische Werke, wie Schlosser und Macaulay, Schleiermachers Plato-Uebersetzung, alles, was zur Philosophie gehörte, möglichst im Urtexte, wie Spinoza, Cartesius, die englischen und deutschen Philosophen, soweit ich sie nicht kannte, mit inbegriffen Werke wie Whewells Geschichte der induktiven Wissenschaften, Heinrich Ritters 12 Bände Geschichte der Philosophie, Karl Ritters 14 Bände Erdbeschreibung, die Geschichte der Chemie von Kopp, die Chemie von Graham-Otto, die technische Chemie von Knapp, die „Epochen“ von Apelt, hundert Bände Reisebeschreibungen in allen Sprachen, Grimms Grammatik in 4 Bänden, Dubois-Reymonds schwieriges Buch über tierische Elektrizität, — um einiges zu nennen, denn ein großer Teil wäre noch aufzuzählen, um die Liste zu vervollständigen.

Dabei unternahm ich selbständig eifrige pflanzen-anatomische Beobachtungen, kannte Schleidens großes Werk „Grundlagen einer wissenschaftlichen Pflanzenkunde“ ganz genau, so daß ich sehr wohl als Professor der Botanik hätte angestellt werden können. Diese Studien teilte Selle.“ (Lebenserinnerungen S. 78—80.)

Mathematik trieb er mit einem Lehrer der Umgegend, namens Harß, der später Groth gegenüber äußerte: „Wenn ich noch daran denke, wie wir die Mathematik trieben, so

rieselt es mir noch jetzt wie ein kalter Fieberfrost durch die Glieder."

Gleichwohl fand Groth noch Zeit, mit diesen und jenen Umgang zu pflegen, wenn auch nicht mit vielen, denn die Kälte und Interesselosigkeit der abgeschlossenen Insulaner gegen alles höhere Geistige stieß ihn ab."*) „Um aber ihr Interesse anzuregen, stiftete er einen landwirtschaftlichen Leseverein, der wenigstens so lange bestanden hat, als Groth auf der Insel war."

Halten wir einen Augenblick inne, um uns zu vergegenwärtigen, welche ungeheure Arbeit hinter diesen kurzen Mitteilungen steckt. Manchem mag freilich der Gedanke kommen, als wäre es eine bloße Lesewut gewesen, der Groth hier in der Einsamkeit genügt hätte. Keineswegs! Groth las nicht zum Zeitvertreib, wie das frevelhafte Wort heißt, er las mit den ernstesten Absichten und mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft, mit dem Kopfe nicht nur, sondern auch mit dem Herzen; alle seine Geisteskräfte kamen dabei ins Spiel, oder sagen wir lieber: in die angestrengteste Thätigkeit. Das Gelesene ging deshalb auch nicht nur an seinem Geiste vorüber, wie an einem Spiegel, in dem die Bilder verschwinden, wenn der Gegenstand aus seiner Sphäre rückt; im Gegenteil, was er las, wurde seinem Inhalte und vielfach auch seinem Wortlaute nach sein geistiges Eigentum. Er hatte ein so staunenswertes Gedächtnis, daß er in der Lage einer notgedrungenen Verteidigung an den berühmten Sprachgelehrten Welcker in Bonn kühnlich die Aufforderung richten konnte, ihm zu sagen, „was er ihm augenblicklich von Platen hersagen solle, und wären es auch seine 50 himmlisch schönen Sonette auf Venedig." Und ich selbst habe, als ich ihn im Jahre 1897, also in seinem 78. Lebensjahre auf einige Tage besuchte, die Beobachtung gemacht, daß er jedesmal, wenn von mir irgend eine Stelle aus seinen Werken, gleichviel ob aus seinen Gedichten oder aus seinen Erzählungen, angeschlagen wurde, sogleich und ohne Nachdenken die wörtliche Fortsetzung geben konnte, so daß ich

*) Interessant ist es, in einem Artikel des Schleswig-Holsteinischen Sonntagsblattes Nr. 16, 1880, Groth gegenüber dem Friesen Nissen die Ansicht vertreten zu hören, daß nach seinen dort gemachten Beobachtungen an der Sprache der Fehmaraner diese ursprünglich nicht Friesen, sondern Dithmarscher gewesen sind. Für seine Aufgabe ist der Umstand offenbar nicht ohne Bedeutung.

den Eindruck bekam, daß er seine aus vier Bänden bestehenden Werke vollständig von einem Ende bis zum andern auswendig weiß, und das in einem Alter, wo seine Altersgenossen, die ich über ihn befragt habe, über Schwäche und Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses klagten. Und nicht nur aufgestapelt wie in einem Speicher lagen die Gedanken und Sachen, die sein Gedächtnis aufnahm, neben und übereinander, sondern geistig durchdrungen und in ihren Verhältnissen zu einander und in ihren inneren Zusammenhängen erfaßt. Mit Recht konnte deshalb sein gelehrter Freund Otto Jahn in Bonn, dem er es nach einer interessanten Unterhaltung über die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Bildwerke aussprach, daß er ihn um den Reichtum in seinem Gedächtnisse mitunter beneide, erwidern: „Du trägst ja außer den Gegenständen auch noch den ganzen Farbentopf im Gedächtnisse,“ „außer dem Wissen,“ setzt Groth hinzu, „meinte er richtig das Empfinden, zum Kopfe das Herz.“

Außer Theologie, für die er keine Neigung gehabt zu haben scheint, waren es alle Gebiete des menschlichen Wissens, die er an der Hand der berufensten Führer bis an ihre Grenze durchmaß. Wenn er, wie er sagt, angefüllt mit allerlei Wissen nach Fehmarn ging, so wandelte er hier gleichsam beständig auf den Höhen des Geistes dahin, aber nicht gemächlich und leichten Schrittes, sondern ohne Rast und Ruh, wie jemand, der nichts mehr fürchtet, als vor dem Abend nicht sein Ziel zu erreichen und dabei doch wie ein leidenschaftlich sammelnder Forscher stets schwerer sich bepackend mit allen Schätzen des Wissens. Kein Wunder, daß sein ohnehin geschwächter Körper gleichsam fortwährend keuchte und seufzte unter der Last, die ihm zugemutet wurde.

XVI. Die Entstehung des Quickborn.

Ich bin nun gar sehr in Versuchung, fortzufahren: „Und nebenher entstand auch das Hauptwerk seines Lebens, der „„Quickborn““ — und mancher Leser würde daran keinen Anstoß nehmen, in dem Gedanken, daß die Arbeiten, wie Groth sie uns beschreibt, gewiß seine ganze Zeit ausfüllten und seine volle Kraft in Anspruch nahmen. So nahe diese Annahme liegt, so falsch ist sie doch; die Sache liegt umgekehrt. Was Groth von der Mathematik sagt, die er mit Hartz fortsetzte, daß diese Arbeit ihm nur zur Erholung diente, gilt wohl mehr oder weniger von allem, was er an theoretischen Studien trieb, so umfassend uns diese auch zu sein scheinen. Der „Quickborn“ war nicht nur das „Hauptwerk seines Lebens,“ sondern auch die Hauptarbeit während der Jahre auf Fehmarn.

Mit ihm haben wir uns also jetzt näher zu beschäftigen.

Was er seinem Grundgedanken nach sein sollte, haben wir bereits erörtert, und es ist für uns nun die Frage: „Wie hat dieser Grundgedanke Gestalt gewonnen? Was ist der „„Quickborn““ und wie ist er entstanden?“

Aeußerlich ist er, was so viele seiner Brüder sind, „eine Sammlung von Gedichten“ (die in plattdeutscher Mundart das dithmarscher Volksleben darstellen); aber nicht ein Buch, das „erdacht und geschrieben ist, etwa wie „„Ut min Franzosentied,““ sondern das allmählich entstanden ist im Laufe von Jahren, endlich zusammengestellt und auf gewisse Art abgerundet.“ Es sind Gedichte in der Sammlung aus fast jedem Jahre von 1852 und früher bis 1882.“ Die Ge-

burtsstätte des Quickborn ist aber Fehmarn, hier ist der Stamm entstanden, dem die späteren Gedichte wie Knospen und Blüten sich ansetzten.

Groths Freund Müllenhoff hat uns in der kurzen Lebensbeschreibung, die er von Groth veröffentlichte, die Zeitfolge, in welcher die einzelnen Gedichte entstanden sind, in folgender Weise beschrieben: „Im Juli 1849 sind entstanden: „„Min Annamedder,““ „„Dagdeef,““ „„De Melkdiern,““ „„Min Modersprak,““ „„Grotmoder,““ etwas früher oder um dieselbe Zeit: „„Schietkraet““ und „„Hans Schander,““ dann im März 1850: „„Spatz,““ „„De Krautfru,““ „„Wihnachtnabnd““ und „„Hanne ut Frankrik,““ im Juli: „„Peter Kunrad““ und das „„Gewitter““. Beim nächsten Anlauf, im Herbst (Oktober und November) 1851 aber entstanden: „„Min Jehann,““ „„Dat Dörp in Snee,““ „„Abendfreden,““ „„Min Platz vaer Daer,““ „„De Kinner larmt,““ „„Unruh Hans,““ „„Ol Büsum,““ „„Herr Johannis““ (diese drei an einem Tage), „„En Breef,““ „„An de Maan““ und „„De olle Harfnistin““. Endlich, als der Druck schon eingeleitet war und begonnen hatte, ja zum Teil noch kurz vor Schluß desselben, im März 1852: die vier letzten Familienbilder („Der Sonntagmorgen,“ wahrscheinlich schon im Herbst vorher), „„De Floth,““ „„Peter Plumm,““ im Mai darauf: „„Vaer de Gaern,““ „„Se lengt;““ im Juni: „„De Rumpelkamer,““ im Juli: „„Dat staehnt int Moor,““ „„Kaneeljud,““ „„Apotheker int Moor,““ im August; „„Dat weer en lüttje Burdiern,““ „„Min Anna ist en Ros'““, „„Dar geit en Bek,““ „„O wullt mi ni mit hebb'n? „„He sä mi so vel““ (diese drei an einem Tage) und „„Wahr di,““ im September: „„De Fischtog na Fiel,““ „„Dat gruli Hus,““ „„De hille Eek““ „„De Pukerstock““ (in drei Tagen nach einander beendigt), „„Aanten int Water;““ zuletzt noch am 4. Oktober „„Hartleed.““

Zu Anfang November 1852 ward die erste Auflage des „Quickborn“ ausgegeben. Der Verleger Mauke überraschte Groth persönlich mit dem fertigen Buche; in den letzten Tagen des Oktober und in den ersten des November waren noch die fünf Lieder des „„Leederkranz,““ „„Se is doch de stillste““ „„Verlarn““ fertig geworden, sie mußten jetzt bis weiter mit „„Aanten int Water““ und „„Wahr di““ für die etwaige zweite Auflage zurückgelegt werden. Und diese ließ nicht lange auf sich warten. Schon im Januar des nächsten Jahres war sie nötig geworden, doch zog sich ihr Erscheinen

bis in den Juli hin, so daß außer den genannten noch die „„Dünjens,““ eine neue Art, die elegischen Lieder: „„Hell int Finster,““ „„Wenn de Lurk treckt,““ „„Int Holt,““ „„As ik weggung,““ die Ballade: „„He wak““ und die historischen Stücke „„Ut de ol Krönk““ hinzukommen konnten.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie die einzelnen, nie welkenden Blüten der Grothschen Dichtungen zu einem Kranze sich fügten, wollen wir einen Augenblick inne halten, um uns nach den Triebkräften umzuschauen, durch welche sie erzeugt worden sind. Vielleicht gelingt es uns, einen Blick zu thun in die Welt der Gedanken und Stimmungen, aus denen heraus das Ganze und das Einzelne geboren ist.

Zunächst springt die Thatsache in die Augen, daß der „Quickborn“ gerade in der Zeit entstanden ist, die wir in Schleswig-Holstein als „die Zeit der Erhebung“ zu bezeichnen pflegen, als eine Zeit, wo der Volksgeist sich erhob gegen die Ein- und Uebergriffe der Dänenherrschaft und wo eine nationale Bewegung anhub, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus ihre Wellen schlug und mit der Gestaltung des deutschen Reiches ihren Abschluß fand.

Sollte das Zufall sein?

Allerdings bemerken wir an der Oberfläche der Grothschen Dichtungen den Pulsschlag dieser Zeit kaum irgendwo, aber ein tieferer Zusammenhang ist unseres Erachtens dennoch vorhanden. „Politisch,“ sagt Groth, „war ich immer ein sehr entschiedener Deutscher, sehr lange herzoglich, bis es nicht mehr nötig.“

Wir hätten dies schließen können, auch ohne daß er es ausdrücklich bekannt hätte. War er doch, wie wir erinnern, in einer Zeit und in einem Kreise aufgewachsen, wo der Sinn für die ruhmvolle Geschichte Dithmarschens noch lebendig war; reifte er doch zum Manne heran, indem er mit dem Volke lebte und strebte und wo man sich innerlich und später auch äußerlich rüstete zu dem blutigen Ringen um das Recht und die Freiheit der Herzogtümer; war doch der Eindruck, den das Nationallied der Schleswig-Holsteiner, als es zum erstenmal auf dem Sängerfest in Schleswig gesungen wurde, bei ihm ein so gewaltiger, daß er sich desselben noch heute erinnert und daß die Stimmung dieses Liedes nach zwei Jahren, auf dem Sängerfest in Würzburg, zu einer zündenden Rede aufschlug.

Während nun seine Landsleute 1848—1851 mit den

Waffen in der Hand für die Ehre des Landes kämpften, rang er in der Stille auf der abseits gelegenen Insel Fehmarn um die Ehre der plattdeutschen Sprache, um ihr diejenige Stellung und dasjenige Ansehen zu sichern, die sie ihrem Werte nach beanspruchen und behaupten konnte gegenüber dem Andringen der in hochdeutschem Gewande vordringenden Scheinkultur. Sein Werk war eine Erhebung des niedersächsischen Sprachgeistes gegen das allzu anspruchsvolle Auftreten der hochdeutschen Schwester-Sprache. Es war, wie wir von Müllenhoff gehört haben und wie Fürst Bismarck 1870 von Rheims aus an Groth schrieb, eine nationale That, indem seine „Gedichte mitgewirkt, die deutschen Stämme einander kennen und achten zu lehren," eine That, die auf dem Gebiete der Sprache und des deutschen Schrifttums dem äußern Kampf um die nationalen Güter parallel ging, die aber nicht von einem ganzen Volke oder Stamme, sondern von ihm allein vollbracht wurde. Und daß er dabei von den hochgehenden Wogen der Bewegung, die bis in den fernsten Winkel und in die ärmlichste Hütte des Landes ihre letzten Kreise zog, getragen worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Die Liebe zu seinem Volke und zur Sprache seines Volkes war also die eine Quelle, aus der seine Dichtungen flossen. (Siehe das Gedicht: „Als uns das Schwert genommen war." Ges. Wk. Bd. 2 S. 19, wo dies schlagend zum Ausdruck kommt.)

Bei Groth floß aber diese Quelle zusammen mit einer andern verwandten, mit der Liebe zu seiner besondern Heimat Dithmarschen. Wie stark dieses Gefühl des Heimwehs in den Dithmarschern derzeit war, hat uns Groth selbst so lebhaft geschildert und schildern können, weil es in seinem gesteigerten Gefühlsleben stärker war, denn in irgend einem andern. Er war dermaßen mit seinem Vaterland verwachsen, daß er 1857 an seinen Landsmann Hebbel nach Wien schrieb: „Ich kann's außerhalb Schleswig-Holstein nicht aushalten." Und gerade auf Fehmarn, das zum Unterschied von seiner Vaterstadt am äußersten Rande der entgegengesetzten Seite des Holstenlandes lag, „zog ihn unter gesteigerten körperlichen Leiden und äußerer Vereinsamung immer mächtiger die Sehnsucht hinüber nach der Heimat, zu seinem Vater und den Brüdern, den Freunden und dem ganzen Kreis seiner glücklichen Jugend.

Je weiter und je länger er von der Heimat entfernt war, desto mehr traten in der Vorstellung von ihr die Schattenseiten in dem Bilde zurück und die freundlichen Lichtseiten hervor, desto verklärter erschien sie ihm.

Und vor allem war es die Heimat seiner Jugendzeit, die mit ihren lachenden Farbentönen ihn zur tiefsten Wehmut stimmte und das schmerzlichste Heimweh in ihm nährte. Seine Kindheit und das Ländchen, wo seine Wiege stand, flossen ihm zusammen in der Erinnerung zu einem farbenreichen Bilde voll Licht und himmlischen Sonnenscheines. Während Hebbel seine Jugend eine Hölle nennt, war sie für Groth sein „Jugendparadies". „Ich bleibe dabei," sagt Hebbel, „die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen." So war es bei Groth: „die Sehnsucht nach seiner Heimat und seiner Kindheit, kann man sagen, hat den Quickborn gedichtet."

Fast genau so war es bei dem Dialektdichter Hebel (vgl. Gervinus Bd. 5 S. 78) und bei seinem Landsmann, dem Dichter Theodor Storm. Was Groth von diesem ihm befreundeten Dichter sagt, „daß das Holstenheimweh — „dat „„Lengn"", wie es der Dithmarscher nennt — ihn zum Poeten gemacht, daß die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen sei und daß in dieser Sehnsucht sich ihm die Heimat verkläre und er sie uns verkläre," (Siehe Theod. Storm, Sein Leben und seine Dichtung von Dr. Paul Schütze S. 5—6) gilt genau auch von ihm selbst.

Wenn wir nun hiermit einen Blick gethan haben in die verborgenen Tiefen, wo der Born seiner Lieder quillt, in die mächtigen Unterströmungen, in welche die Wurzeln seiner Muse hinabreichen, so dürfen wir uns doch nicht vorstellen, daß die einzelnen Dichtungen des Quickborn mühelos aus ihnen hervorgewachsen und gleichsam wie das Produkt eines glücklichen Naturtriebes dem Dichter wie reife Früchte in den Schoß gefallen sind — im Gegenteil sind die Stimmungen, aus denen sie geboren wurden, wie bei allen wirklichen Dichtern, so überwältigend, daß wir sie nur als die furchtbarsten seelischen Aufregungen bezeichnen können. Chateaubriand sagt in seinen

Memoiren: „Ich wurde beständig von der Muse geplagt“ und Groth bekennt:

„Ich habe nicht gesungen
Vor Freude mancherlei —
Mir ist es abgerungen
Wie Not- und Schmerzensschrei.“
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 309.)

Hebbel war, wenn er in dichterischer Stimmung lebte, „das Bild eines Traumwandelnden. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust in einander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er (denkend und dichtend) durch die Straßen Wiens.“ Die Aufregung, die sich Schillers bemächtigte, war so stark, daß man seinen lauten Atem hörte. „In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt garnicht vorhanden.“ „Der dunklen Gefühle Gewalt“ war dann so groß, daß er der gebietenden Stunde gehorchen mußte und z. B. mitten unter den Zurüstungen zu der gefahrvollen Flucht aus Stuttgart ein Gegenstück zu einer Klopstockschen Ode dichtete.

Aehnlich war es bei Klaus Groth. Er selbst hat uns darüber einige Beispiele erzählt. „Es ist freilich gleichgültig,“ sagt er, „ob ein Gedicht schnell fertig geworden ist, wichtig ist allein, daß es gut sei. Ich habe an einzelnen Gedichten viele Jahre getragen, ehe ich den Griff dafür fand. Das bekannte „Min Jehann“ z. B. hing sozusagen wie eine reife Frucht wohl 5—6 Jahre vor mir am Zweig, aber immer, wenn ich zulangen wollte, griff ich fehl. Wer Dichter ist, wird mich verstehen, wenn ich sage: daraus entstehen leicht halbe Gebilde. Es ist schwer, vom Zulangen abzustehen, und doch muß man es versuchen. Als ich es endlich packte, war ich vom langen innern Formen ohne Resultat so aufgeregt, daß ich es, wie im Fieber, niederschrieb, freilich mit dem befriedigenden Bewußtsein: nun sei es gefunden, und als es fertig dastand, liefen mir die Schweißtropfen am ganzen Körper hinunter. — Ein anderes Beispiel: „Während meines ersten Aufenthaltes in Kiel trat eines Morgens im Garten plötzlich das Bild von „Matten Has’“ (ein Gedicht, das Hebbel besonders wertschätzte) vor meinen Geist. Ich nahm mein Notizbuch, um das Gedicht

Je weiter und je länger er von der Heimat entfernt war, desto mehr traten in der Vorstellung von ihr die Schattenseiten in dem Bilde zurück und die freundlichen Lichtseiten hervor, desto verklärter erschien sie ihm.

Und vor allem war es die Heimat seiner Jugendzeit, die mit ihren lachenden Farbentönen ihn zur tiefsten Wehmut stimmte und das schmerzlichste Heimweh in ihm nährte. Seine Kindheit und das Ländchen, wo seine Wiege stand, flossen ihm zusammen in der Erinnerung zu einem farbenreichen Bilde voll Licht und himmlischen Sonnenscheines. Während Hebbel seine Jugend eine Hölle nennt, war sie für Groth sein „Jugendparadies“. „Ich bleibe dabei,“ sagt Hebbel, „die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwärmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen.“ So war es bei Groth: „die Sehnsucht nach seiner Heimat und seiner Kindheit, kann man sagen, hat den Quickborn gedichtet.“

Fast genau so war es bei dem Dialektdichter Hebel (vgl. Gervinus Bd. 5 S. 78) und bei seinem Landsmann, dem Dichter Theodor Storm. Was Groth von diesem ihm befreundeten Dichter sagt, „daß das Holstenheimweh — „dat „Lengn““, wie es der Dithmarscher nennt — ihn zum Poeten gemacht, daß die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen sei und daß in dieser Sehnsucht sich ihm die Heimat verkläre und er sie uns verkläre,“ (Siehe Theod. Storm, Sein Leben und seine Dichtung von Dr. Paul Schütze S. 5—6) gilt genau auch von ihm selbst.

Wenn wir nun hiermit einen Blick gethan haben in die verborgenen Tiefen, wo der Born seiner Lieder quillt, in die mächtigen Unterströmungen, in welche die Wurzeln seiner Muse hinabreichen, so dürfen wir uns doch nicht vorstellen, daß die einzelnen Dichtungen des Quickborn mühelos aus ihnen hervorgewachsen und gleichsam wie das Produkt eines glücklichen Naturtriebes dem Dichter wie reife Früchte in den Schoß gefallen sind — im Gegenteil sind die Stimmungen, aus denen sie geboren wurden, wie bei allen wirklichen Dichtern, so überwältigend, daß wir sie nur als die furchtbarsten seelischen Aufregungen bezeichnen können. Chateaubriand sagt in seinen

Memoiren: „Ich wurde beständig von der Muse geplagt" und Groth bekennt:

„Ich habe nicht gesungen
Vor Freude mancherlei —
Mir ist es abgerungen
Wie Not- und Schmerzensschrei."
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 309.)

Hebbel war, wenn er in dichterischer Stimmung lebte, „das Bild eines Traumwandelnden. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust in einander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er (denkend und dichtend) durch die Straßen Wiens." Die Aufregung, die sich Schillers bemächtigte, war so stark, daß man seinen lauten Atem hörte. „In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt garnicht vorhanden." „Der dunklen Gefühle Gewalt" war dann so groß, daß er der gebietenden Stunde gehorchen mußte und z. B. mitten unter den Zurüstungen zu der gefahrvollen Flucht aus Stuttgart ein Gegenstück zu einer Klopstockschen Ode dichtete.

Aehnlich war es bei Klaus Groth. Er selbst hat uns darüber einige Beispiele erzählt. „Es ist freilich gleichgültig," sagt er, „ob ein Gedicht schnell fertig geworden ist, wichtig ist allein, daß es gut sei. Ich habe an einzelnen Gedichten viele Jahre getragen, ehe ich den Griff dafür fand. Das bekannte „Min Jehann" z. B. hing sozusagen wie eine reife Frucht wohl 5—6 Jahre vor mir am Zweig, aber immer, wenn ich zulangen wollte, griff ich fehl. Wer Dichter ist, wird mich verstehen, wenn ich sage: daraus entstehen leicht halbe Gebilde. Es ist schwer, vom Zulangen abzustehen, und doch muß man es versuchen. Als ich es endlich packte, war ich vom langen innern Formen ohne Resultat so aufgeregt, daß ich es, wie im Fieber, niederschrieb, freilich mit dem befriedigenden Bewußtsein: nun sei es gefunden, und als es fertig dastand, liefen mir die Schweißtropfen am ganzen Körper hinunter. — Ein anderes Beispiel: „Während meines ersten Aufenthaltes in Kiel trat eines Morgens im Garten plötzlich das Bild von „Matten Has'" (ein Gedicht, das Hebbel besonders wertschätzte) vor meinen Geist. Ich nahm mein Notizbuch, um das Gedicht

niederzuschreiben, als ich plötzlich mitten in der Arbeit die Hausthür hörte. Herr Gott, wer kommt da? Der macht das Gedicht zuschande, das auf jeden Fall jetzt gut geworden wäre! In meiner Angst hocke ich mich am äußersten Ende des Gartens nieder, dichte und schreibe, als ob es das Leben gelte, sehe die Gartenthür sich öffnen, meinen langen mageren Freund Rehbenitz mit dem sonderbaren Malerhut erscheinen, die Treppe herabsteigen, die Gartenwege langsam absuchen und als er endlich vor mir stand, steckte ich, von Angst befreit, das Notizbuch ein, mit der Ueberzeugung, etwas gemacht zu haben, das nicht vergehen soll, so lange die Sprache lebt, in der es geschrieben ist." (Groth gebraucht hier die Worte Hebbels.)

Einen andern Fall berichtet Groth folgendermaßen. „Wenn meinem Freund Müllenhoff mitunter besonders etwas im Kopf und Herzen lag, erschien er auch mittags nach seiner Vorlesung. Ich hörte und erkannte schon seinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick eines Kurzsichtigen trat er ins Zimmer und war sogleich bei seiner Sache. Oft betraf es Stoffe, deren Bearbeitung er mir vorschlug. Einmal war er voll von dem Gedanken, ich möchte ein oder anderes „Bispill" — eine Art Fabel — nach der Art der mittelhochdeutschen Dichter machen. Er hatte auch einen Vorwurf im Kopfe; wie ein Mann eine Katze hat, sie ertränkt, da sie ihn mit ihrem Miauen im Mittagsschlaf störte und dafür nun durch die Mäuse geplagt wird. Er hatte sogar den Anfang in Worte gefaßt: „„De Mann de wull slapen"" oder dergleichen. Aber er könne mit der Form nicht fertig werden. Während er mir erzählte, entwarf ich in Umrissen das Gedicht und als er langsam die Treppe hinunterging, stand ich schon am Pulte und schrieb mit eiliger Feder auf großem Bogen unter dem Titel: „„Professor Müllenhoff sin Bispill"" das Gedicht, das im „Quickborn" gedruckt ist:

„„De Mann de wull liggn,
De Kater wull singn,
Do neem he den Kater
Un smeet em int Water:
Ik will di doch wisen,
Wull Herr in min Hüs'n!"" rc. rc.

In einigen Minuten war das Gedicht geschrieben, kouvertiert und adressiert an Herrn Professer Karl Müllenhof in Kiel. Damit sandte ich sogleich einen Boten auf kürzerem

Wege über Wasser nach Müllenhoffs Wohnung, der auch richtig ernsthaft nichtsahnend meinen Brief schon an der Hausthür beim Heimkommen empfing. Natürlich freute ich mich wie ein Spitz auf sein Erscheinen abends 5 Uhr zur gewohnten Stunde, hörte ihn wie gewöhnlich die Treppe heraufkommen, anklopfen und auf mein Herein! eintreten. „„Das muß ich gestehen,““ sagte er, als ich ihm lachend die Hand gab, „„Sie verstehen Ihr Handwerk.“ — „„Ja,““ erwiderte ich, „„man muß Euch Gelehrten das mitunter einmal zeigen.““ Das Gedicht wurde buchstäblich abgedruckt. — Endlich noch ein viertes Beispiel, wo die Umstände, unter denen das Gedicht entstand, weniger lustig waren: Wie Groth mir einst erzählte, äußerte eine Dame einmal ihm gegenüber inbetreff eines Gedichtes (dessen Titel mir leider entfallen ist), daß es doch etwas unendlich Beseligendes sein müsse, solche Gefühle zu haben, wie sie in dem Gedichte ausgedrückt seien. Groth erwiderte, daß er dies Gedicht gemacht in einem Augenblicke, wo er, von den furchtbarsten Zahnschmerzen gepeinigt, sich auf dem Fußboden gewälzt habe.

Diese Beispiele lehren uns, daß die Quelle der Poesie in dem Dichter durchaus nicht immer gleichmäßig floß. Nicht selten brach sie hervor aus den verborgenen Tiefen mit so urplötzlicher Gewalt, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte; aber oft nur auf so kurze Dauer, daß er mit solcher Angst und Aufregung den Augenblick erhaschen mußte, „als gälte es das Leben.“ In solcher Stimmung dichtete er „Matten Has'.“ Mitunter gab sie ihm auch 3 Gedichte an einem Tage, während sie zu andern Zeiten sogar 3 Tage anhielt und erst in vier Gedichten sich erschöpfte. Bei andern Gedichten wiederum, wie z. B. bei dem Gedicht „Min Jehann,“ wo es galt „die Angst und das Sehnen des Herzens in Symbole zu kleiden“ (Hebbel), mußte er viele Jahre mit Geduld und Entsagung des Augenblicks harren, um die rechte Form zu finden. Ganz im Gegensatz dazu war es ihm in andern Fällen möglich, gleichsam die Poesie zu kommandieren, wie das „Bispill“ lehrt und „Sandburs Dochder,“ ein längeres Gedicht, das er auf Professor Wolffs Anregung nach zwanzigjähriger Unterbrechung vollendete, ohne daß man zwischen der ersten und letzten Hälfte einen Unterschied in der Stimmung bemerkt. Glich er in den ersteren Fällen seinem Landsmann Hebbel, der jedesmal, wenn die Stimmung in einer dichterischen Leistung sich erschöpft hatte, warten mußte, bis sie

wieder erwachte und stets in der Angst lebte, daß sie garnicht wiederkehren werde, so glich er in den letztern Fällen Goethe, von dem Hebbel sagt, daß die Poesie in ihm beständig flüssig war.

Die Sammlung der Gedichte war also fertig, doch fehlte noch der Titel. Manchem mag wohl scheinen, daß es doch keine so schwierige Sache sein könne, einem fertigen Buche auch einen passenden Titel zu geben. Und doch hat dies manchmal seine Schwierigkeiten. Hören wir darüber indes Groth selbst: Er nannte, wie wir bereits wissen, sein Buch schließlich „Quickborn" und sagt: „Quickborn nannten unsere Alten Orte an immerfließenden Quellen. Quickborn sagt Neocorus „„hefft sinen Namen von dem schonen Springe (von dem schönen Springquell) de to Saden (Süden) daran Dag un Nacht lopt (läuft), wo hart it frust (wie hart es auch friert).““ Es bedeutet also eigentlich einen lebendigen Born, eine aufsteigende Quelle, einen Jungbrunnen.

Das Eigenschaftswort „„quick““ ist dasselbe, das in dem Worte Quicksülwer, hochdeutsch Quecksilber (gleichsam lebendiges Silber) und ähnlichen Zusammensetzungen vorkommt. Im Englischen heißt dasselbe Wort quick lebendig, rasch, flink.

Ich hatte zehn Jahre in Vorbereitung, Studien mannigfachster Art und wirklichster Ausarbeitung meiner Gedichtsammlung, fünf Jahre davon in vollständiger Einsamkeit auf der genannten kleinen Ostseeinsel Fehmarn gebraucht. Ich wußte wohl, was ein treffender Name für eine solche eigenartige Sammlung für einen Wert hat. Seit mein alter Freund und Landsmann, der berühmte Kanzelredner Klaus Harms, der später das Vor- und Fürwort zu meinem „Quickborn" geschrieben, sein vortreffliches Volks- und Schullesebuch „„Gnomon““ herausgegeben, kam mir der Anfang seines Vorwortes nicht aus den Gedanken: „„Man liebt kurze Büchertitel.““

So ging ich denn ernsthaft auf die Suche nach einem kurzen Titel für mein Buch. Wie ich das angestellt habe, würde unter den Lesern nur diejenigen interessieren können, die etwas Aehnliches vorhätten. Nur soviel sei ihnen mitgeteilt, daß es schwerer war, als sie sich wohl denken, nachdem ihnen das Ergebnis in zwei Silben vorliegt. Als Beweis der Schwierigkeit habe ich viele Jahre einen großen Foliobogen aufbewahrt, der sich vielleicht noch unter meinen Papieren findet, der ganz bedeckt ist mit versuchsweisen Titeln, mit vorhandenen, die mir einfielen oder die ich aufstöberte, und mit Nachahmungen solcher für meinen Zweck. Endlich

blieb ich an dem schönen alten Worte „„Quickborn““ hängen und hatte nur das eine Bedenken dabei, daß man den Titel vielleicht als anmaßlich ansehen würde: man denke: ein Dichter wagt es, sein Erstlingswerk einen Jungbrunnen zu nennen! Aber ich beschwichtigte meine Zweifel und Bedenken mit dem Gedanken, daß die wenigsten Leser überhaupt nachdenken und die allerwenigsten die Wortbedeutung der seltsamen Bezeichnung ahnen würden. Dann kam mir doch jedenfalls die Kürze und der seltsame Klang zu Nutzen: man behielt den Titel im Gedächtnis. Ich hatte Recht. Unter Hunderten von Lesern schlug auch kaum einer im Glossar nach, um die Bedeutung des Wortes zu erfahren. Denn selbst nähere Freunde und geborene Plattdeutsche, Landsleute von mir, haben mich zu Dutzenden gelegentlich gefragt, was eigentlich „„Quickborn““ besage.

Aus Vorsicht schrieb ich doch noch an Klaus Harms um seine Meinung. Der aber war mit meiner Titelwahl garnicht einverstanden. Ganz im Gegensatz zu seiner im Gnomon geäußerten Ansicht über kurze Büchertitel schlug er mir vor, meine Sammlung zu benennen: „„Dithmarschen, as et sprikt un wrikt, levt un wevt““ oder so ungefähr und äußerte als Hauptbedenken gegen den „„Quickborn““, daß die Leser dabei an unser Dorf in Dithmarschen denken würden.

Nachdem ich mir das überlegt hatte, blieb ich doch bei meiner Wahl. Denn, sagte ich mir, wie viele kennen wiederum das Dorf Quickborn? Und was schadet's, wenn sie denken, der Titel rühre daher? Also so kam mein Buch zu seinem Namen, der ihm nicht geschadet hat.“

Groth beruhigte sich um so eher bei dem Namen, da er in der That den Nebengedanken an das Dorf „Quickborn“ in Dithmarschen dabei hatte, indem er, wie wir bereits gehört haben, vermutet, daß seine Vorfahren vielleicht aus diesem Dorfe stammen.

Die Arbeit war also gethan — doch nein, nur die Hauptarbeit, denn wir müssen noch der „Hundert Blätter“ gedenken, einer Sammlung von hochdeutschen Gedichten, die Groth nebenher dichtete, einesteils um seine verschiedenen „Stimmungen, Gedanken und Betrachtungen, die im Plattdeutschen nicht zu ihrem Rechte kommen konnten,“ in ihnen niederzulegen, anderenteils um für sein Hauptwerk, den „Quickborn“, die nötigen Formstudien zu machen. Sie sind, da man den Geschmack an die eigenartigen und herrlichen Früchte

des „Quickborn“ gewöhnt hatte, von dem Publikum viel weniger beachtet und geschätzt worden, als sie verdienen. Aber einer der berufensten Männer, Karl Müllenhoff, sagt von ihnen: „Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik urteilen indes ganz anders. Sie finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohn'scher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Genauigkeit der Form, wie sie nur der ausgebildetste und bewußteste Kunstsinn zu geben vermag, und dieselbe Leichtigkeit und Gewandtheit vielleicht in noch höherem Maße in den Sonetten, einer Form, die, so oft sie gebraucht, fast auch mißbraucht und mißverstanden worden und in Wahrheit bisher unter uns nur von Platen mit dem rechten Geschick behandelt ist.“

Andere, wie z. B. Dr. Carl Eggers, haben über diese Arbeiten minder günstig geurteilt, indes muß doch auch er anerkennen, daß in einzelnen dieser Gedichte, wie z. B. in dem Gedichte „Isis“ auch im „Hochdeutschen Höchstes geschaffen und dem dichterischen Gehalt nach Gleichwertiges mit der überwiegenden Anzahl seiner plattdeutschen Dichtungen geleistet“ ist. („Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung“ S. 23.) Es ist allerdings wahr, daß sie stark an dem Ueberwiegen der Reflektion leiden; finden wir aber nicht bei jedem Dichter Versuche derart, und ist es denn nötig und sonst üblich, immer wieder auf diese, nicht immer voll ausgereiften Früchte der Muse des Dichters hinzuweisen, um darzuthun, daß er als hochdeutscher Dichter seine Schwächen habe? — Welcher hochdeutsche Dichter war in seinen Erstlingswerken von solchen frei und wer ist so bescheiden gewesen, seine ersten Arbeiten selbst als Paralipomena, als vorbereitende Versuche, zu bezeichnen? — Für die Stimmungen, in denen der Dichter lebte, als er seinen „Quickborn“ schuf und für seine Formstudien, bei denen er, wie man aus den „Hundert Blättern“ überall heraushört, besonders Platen sich zum Muster nahm, sind sie von hervorragendem Werte.

Die „Hundert Blätter“ verschloß Groth einstweilen in sein Pult, und erst später hat sein Freund Müllenhof sie durchgesehen und herausgegeben; den „Quickborn“ aber ließ er in der Gestalt, die er damals hatte, hinausgehen in die Welt — ohne Bangen und Zagen, denn er hatte das günstige Urteil eines maßgebenden Mannes in

der Hand. Einen Teil seines Buches hatte er nämlich in Abschrift an den berühmten, strenge prüfenden Litterarhistoriker Gervinus geschickt und als Antwort einen Brief erhalten, dessen Hauptteil gleich nach den Einleitungsworten lautete: „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich. Ihre Gedichte werden sein, wie eine Oase in der Wüste." „Diesen Brief von Gervinus," erzählt Groth, „empfing ich an einem kalten Märzmorgen des Jahres 1852. Ich brach ihn auf und las die ersten Zeilen. Dann fiel er mir aus der Hand .... Ich saß wie versteinert, weinte nicht, jubelte nicht, saß vielleicht zwei Stunden. Mein ganzes Leben zog lebendig an mir vorbei; wie ein Vorhang fiel es von meinem inneren Auge und ich sah nun erst, wie ich ohne eigentliche Hoffnung, ohne Erwartung, dem dunkeln Drange überlassen, ins Grenzenlose gelebt und gestrebt hatte ...

Da ging eine Thür: mein Freund Selle kam aus der Schule. „„Bitte, nimm auf und lies!"" Das konnte ich herausbringen und nun erst hörte ich den Inhalt vollständig und vergewisserte mich durch Selles Gegenwart, daß es keine Sinnestäuschung, kein Traum war.

Hätte ich Gervinus' Brief auch nur fünf Jahre früher in Händen, d. i. eine Zukunft vor Augen gehabt, wer weiß, was geschehen wäre. Wozu jetzt die Anerkennung, vielleicht der Kranz, der den Dichter schmückt?"

Wie? — das, was Groth schon in seiner Jugend als das Erstrebenswerteste erschienen war, der Kranz, der den Dichter schmückt, scheint ihm jetzt, nachdem Gervinus ihm diesen Schmuck aufs Haupt gelegt, mit einem Male wertlos zu sein? Wie erklärt sich das?

Die Antwort liegt zum Teil in einer Wunde seines Herzens, zum Teil in seinem körperlichen Befinden.

Infolge von Ueberarbeitung war er zusammengebrochen und zur Erholung nach Fehmarn gegangen. Schonung und Ruhe waren das einzige Heilmittel, das ihm helfen konnte. Statt dessen aber arbeitete er mit übermenschlicher Kraft. Und wie arbeitete er! Nicht mit dem Kopfe allein, sondern auch mit dem Herzen. Seine Studien waren stets von leidenschaftlicher Aufregung begleitet, um den brennenden Durst der nach Wahrheit und Klarheit ringenden Seele zu stillen. Und wo diese Studien einmal ruhten, war es das Gefühl der Vereinsamung, die Sehnsucht nach seinen Freunden, nach seiner Heimat und dem Paradiese seiner Kindheit, wovon er ge-

peinigt wurde und zwar mit so nervenzerrüttender und markerschütternder Gewalt, daß die tiefsten Tiefen seines Seelenlebens dadurch erregt und aufgewühlt wurden.

Freilich besaß er die göttliche Gabe, die Schmerzen, die ihm durch die Seele schnitten, in bindende Reime zu gießen und sie in dichterische Töne verklingen zu lassen; wir wissen aber bereits, mit welchen tief erschütternden Aufregungen das Dichten in vielen Fällen verbunden war. „Wenn all die innern Ströme rauschten und brausten, wenn sie sich gegenseitig verschluckten und ineinander wühlten, dann ging es anders her wie beim Schmetterlingsfang und Kränzewinden“. Wenn es für seinen Geist auch eine erholende Abwechselung war, so war es doch für seinen Körper nicht weniger aufreibend als die wissenschaftlichen Studien. Es war eine Riesenarbeit, die Groth in den Jahren auf Fehmarn leistete, eine Arbeit, von der man bis dahin nicht geglaubt hatte, daß sie jemals ein Mensch allein werde bewältigen können. Groth bewältigte sie und zwar mit einem halb genesenen Körper. Ist es da ein Wunder, daß sein Zustand sich nicht besserte, muß es nicht vielmehr natürlich und unausbleiblich erscheinen, daß bei solchem Arbeiten und Schaffen die körperlichen Leiden fortwährend sich steigerten und trotz aller Kuren, die er anwandte, nicht zum Bessern sich wenden wollten? Ist es ein Wunder, wenn mit dem Zunehmen seiner Leiden auch immer stärker der Gedanke ihn peinigte, daß er möglicherweise das Werk seines Lebens nicht vollenden werde? Liegt es nicht nahe, daß bei jedem Rückfall in die alte Schwäche der Gedanke im Hintergrunde seiner Seele auftauchte:

„Wenn nächstes Jahr der Kuckuck ruft,
Und bin noch auf der Erden,
Und liege nicht in kühler Gruft —“.

(Hundert Blätter.)

Ein abermaliger Zusammenbruch mußte unausbleiblich sein. Er kündigte sich denn auch an durch wiederholte Krisen, die von Zeit zu Zeit mit verstärkter Gewalt sich einstellten und ihn daniederwarfen, bis endlich ein Zustand furchtbarer Ueberreizung und Abspannung eintrat, an dessen Folgen er die Hälfte seines Lebens schwer getragen hat. Täglich und stündlich konnte er erwarten, daß der letzte Rest seiner Kräfte erschöpft sein werde; aber trotz des übermenschlichen Ringens seines Geistes mit seinem geschwächten Körper hielt er sich

über Wasser bis sein Werk vollendet war, aber auch nicht länger. „Dann legte ich mich müde zu Bett und lag ein halbes Jahr," sagt Groth.*)

---

*) An diesen Brief von Gervinus knüpft sich noch ein bezeichnendes Erlebnis, das wir hier nicht unerwähnt lassen wollen. In Landkirchen waren derzeit zwei Prediger, von denen der jüngere Groth mehr besuchte, als diesem erwünscht war. Er war korpulent und nicht bedeutend und deshalb nicht ohne einen gewissen Hochmut, der es damals natürlich fand, dem gewesenen Schulmeister als einem Untergeordneten, obschon nicht gerade unfreundlich, zu begegnen. Groth behandelte ihn zuweilen so schlecht, daß er einige Zeit fortblieb. Doch führte ihn die Langeweile, nicht die Zuneigung, bald wieder zu Groth zurück. Ihm schickte Groth nun einige Abschriften von Gervinus' Brief zur Bescheinigung der Richtigkeit, die er als Empfehlung bei einem guten Verleger und bei einigen gelehrten Herren in Kiel benutzen wollte. Mit diesen als richtig bescheinigten Abschriften in der Hand stürzte er sofort atemlos in Groth's Zimmer mit der Frage: „Ist das unser großer Gervinus?" Groth: „Ja." — Er: „Dann sind Sie ja in einigen Wochen ein berühmter Mann." Groth: „Kann sein." — Er: „Das habe ich nicht vermutet." Groth: „Das glaube ich wohl." Er: „Dann bleiben Sie auch wohl nicht lange hier?" Groth: „Nein, was soll ich hier?" (Hansen, Kl. Groth rc.)

In Kiel und in Bonn, Leipzig und Dresden.

XVII. Groths Uebersiedelung nach Kiel.

Im „Quickborn“ hatte Groths Lebensideal Gestalt gewonnen. Wie ein dunkles Verhängnis hatte dies Ideal vor und über ihm geschwebt und ihn gezwungen, alles zu opfern, woran sonst ein Menschenherz zu hängen pflegt:] die Freuden der Jugend, die Genüsse der Welt, sein Amt, seine Ersparnisse und endlich das wertvollste aller irdischen Güter, seine Gesundheit. Er lag wieder einmal auf dem Krankenbette vom Herbst 1852 bis zum Frühjahr 1853. Soweit er einer Freude fähig war, genoß er das Glück des brieflichen Verkehrs mit den Freunden, die der „Quickborn“ auf seiner Wanderung ihm unter den besten seines Volkes warb. Die anerkennenden Worte, die Gervinus auf die Wage seines Geschickes legte, wogen schwerer als alle Sorgen und Mühen der vergangenen Tage. Zu Gervinus gesellte sich kein Geringerer als Alexander von Humboldt, von dem Groth nach dem Erscheinen des „Quickborn“ den ersten Brief erhielt. „Er schrieb, daß ihm im „Quickborn“ alles verständlich sei und zu Herzen spreche, und in einem spätern Brief hieß es unter Anspielung auf die Grothschen Verse: „„Es ist nach 2 Uhr und tiefe Nacht; de ganze Welt is still un slöpt. Sie sehen ich werde sentimental und dramatisch.““ *)

---

*) Groth hatte dem berühmten Naturforscher in aufrichtiger Verehrung ein Exemplar seines „Quickborn“ nebst einem Brief gesandt. Später in Bonn erhielt er noch einmal einen Brief von ihm und zugleich ließ er sich durch Prof. Mendelssohn aus Berlin, der zum Besuch dort war, nach seinem Befinden und seinem Gesundheitszustand erkundigen. Bald darauf schickte er ihm namenlos eine Rolle Gold, die ihm von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. für den Dichter übergeben worden war. Die erste Anerkennung aus dem preußischen Königshause, der später so reiche folgen sollten.



Vor allem aber war es Professor Karl Müllenhoff in Kiel, der sofort erkannte, daß der „Quickborn" den größten Dichterwerken an die Seite gestellt werden konnte und daß sein Verfasser ein Genie ersten Ranges sei. Zwischen ihm und Groth entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, der rasch zu einer aufrichtigen und innigen Freundschaft führte. Je öfter die Briefe sich kreuzten, desto lebhafter wurde bei Groth der Wunsch, diesem Manne persönlich nahe zu sein. Und sein Geschick versagte diesen Wunsch ihm nicht. Unter der Pflege seines treuen Bruders, Johann, der den Winter über bei ihm gewesen war, und seines Freundes Selle war er im Frühjahr 1853 soweit wieder gekräftigt, daß er daran denken konnte, endlich die traurige Einsamkeit auf der Insel Fehmarn verlassen zu können. So machte er sich denn mit seinem Bruder Johann auf den Weg nach Kiel. Aber nur mit Mühe erreichte er Lütjenburg. Er blieb Monate lang todkrank liegen, gepflegt und getröstet von seinem Johann, von Müllenhoff und Selle in den Pfingsten besucht. Erst in der zweiten Hälfte des August konnte er nach Kiel gebracht werden.

Wir wollen diesen Abschnitt nicht schließen, ohne eines kleinen Erlebnisses zu erwähnen.

Dem Dichter war von einem unbekannten Verehrer ein schönes Windspiel mit der Post nach Fehmarn geschickt worden. Das Tier war von gelber Farbe, hatte eine feine Stimme und wurde von Groth Fellow getauft. Es scheint sehr anhänglich gewesen zu sein, denn Groth erzählt:

„Un sleep ik Middags Uennermeel,
So leeg und lur he op de Dęl,
Denn rich he sick und reck de Kęl,
Keem sacht un slau,
Un krop mi achtern Rügg, un heel
Ok Middagsrau."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 322.)

Der Hund scheint für Groth dieselbe Bedeutung gehabt zu haben, wie das Hündchen, das Hebbel besaß und auf seiner winterlichen Fußreise von München nach Hamburg mit so rührender Sorgfalt hegte und pflegte; denn so einsam, wie Hebbel in der Großstadt München sich fühlte und so wertvoll ihm die Gesellschaft seines Hündchens deshalb war, fast so vereinsamt fühlte sich Groth unter der kalten, schwer zugäng-

lichen Bevölkerung Fehmarns, so daß er halb scherzend, halb unwillig sagt:

„Dit Veh von Fehmarn ist poetisch,
Dat Volk is leddern."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 322.)

Als er aber in Lütjenburg erkrankte und seinem Hündchen nicht mehr die Aufmerksamkeit widmen konnte, die es gewohnt war, entlief es und verirrte sich zu Pastor Claudius in Blekendorf, dem Sohne des Wandsbecker Boten, des Dichters Claudius. Als man dort den Eigentümer des niedlichen Tierchens endlich erkundet hatte, baten die beiden Töchter des Pastors den Dichter, ihnen das Hündchen zu überlassen, was dann auch geschah, begleitet von einem Gedicht, worin der Dichter seinem Hündchen scherzweise nachrühmt, einem poetischen Ziele gefolgt zu sein.

XVIII. Groths erster Aufenthalt in Kiel

vom Sommer 1853 bis 1855.

Um Groth für alle Mühen und Entbehrungen, soweit wie es Menschen möglich war, zu entschädigen, hatten seine Freunde in Kiel, Müllenhoff an der Spitze, darauf gedacht, ihm den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu machen. Sie kannten Groths Liebe zur Natur, zum Meer und vor allem seine Freude am volkstümlichen Leben und hatten ihm deshalb eine Wohnung eingerichtet auf der Seebadeanstalt auf Düsternbrok, dem schönsten Teile Kiels. Keiner konnte empfänglicher für das sein, was hier dem sinnenden Blicke sich bot, als Groth. Er berichtet darüber:

„Als ich im Sommer 1853 mit meinem lieben Bruder Johann nach Kiel kam, hatten meine Freunde uns ein paar Stübchen auf der Seebadeanstalt verschafft, die etwas abseits vom Hauptgebäude in einem Schuppen eingerichtet waren. Dort zogen wir ein. Eine Holztreppe führte fast unmittelbar vom Rasen aus hinauf. Der große, leere Raum zur Seite, vortrefflich im Regenwetter geeignet zum Wandern, diente im Winter zur Aufnahme der Badekarren. Mitunter versammelten sich hier die Ellerbecker Fischer bei solchem Wetter, um unter Dach und Fach ihre Mahlzeiten zu verzehren und ihre Geschichten zu erzählen. Ihre Boote lagen angepfahlt ebenhin vor Augen, das Ufer kaum 20 Schritt entfernt. Sie wurden natürlich bald alle meine Freunde und sind es geblieben. Welche Ruhe sonst, welche himmlische Stille! Aus meinen Fenstern sah man auf den Kieler Hafen hinaus, links den Düsternbrok (Wald) ganz nahe, wie eine grüne Wölbung an-

steigend, rechts Ellerbeck, das Fischerdorf, und die Mündung der Schwentine, zu Füßen ein großes Oval grünen Rasens, rund um den wohlgepflegten Fußsteig, Gruppen von Gebüsch, Bänke darunter, wandelnde und sitzende Gäste, Badekarren und Stege, alles so lautlos, daß man die plätschernden Wellen Tag und Nacht vernehmen konnte."

„Jetzt ist alles verändert, größtenteils zerstört und vernichtet. Die Anstalt selbst mit ihren freien Plätzen, zerstreut liegenden Gebäuden, stillen Gängen, alten Bäumen ist seit 1865 Kaiserlich-Königl. Werft geworden und dem Publikum verschlossen. Auf einem kleinen, angrenzenden, sumpfigen Wiesenraum, wo damals „„Badeheinrich"" Kartoffeln baute, ist die jetzige neue Anstalt angelegt. Nachdem man den Grund aufgefüllt, Bäume und Gebüsch gepflanzt; allerdings noch immer ein Schmuck in der Umgegend Kiels und ein vielbesuchter Erholungsort, aber nicht zu vergleichen mit dem früheren. Der Düsternbroker Weg war zu der Zeit, von der ich spreche, eine fast einsame Allee, von der aus man auf jedem Schritt die Aussicht über den Hafen genoß. Jetzt verdecken eine fast ununterbrochene Reihe von Häusern und Villen die freie Aussicht. Wenn man von der Stadt aus dem Schloßgarten kam, verkündeten nach den ersten 1000 Schritten weidende Kühe durch ihr Glockengeläute, daß man in voller Einsamkeit und aus dem Bereiche des geschäftlichen Treibens war. Nur am Morgen und am Abend kamen Leute zum Baden heraus, bei der geringen Anzahl allerdings bald bekannte Gestalten. Dann hörte man wohl „„Badeheinrichs"" mächtige Stimme oder das Plätschern, wenn er auf dem alten „„Hans"" ins Wasser ritt, die Badekarren für die Nacht aufs Trockene zu ziehen, sonst war alles lautlose Stille. Die wenigen ansässigen Gäste zerstreuten sich auf dem weiten Raum so sehr, daß man jedem ausweichen konnte. Nur Sonntags bewegte sich eine größere Anzahl Kieler und Fremde hinaus, Musik zu hören und Kaffee zu trinken, auch diese ohne unsern Kreis zu stören. Die Erinnerung an diese Zeit der Ruhe, des Friedens, an die landschaftliche Umgebung, die kaum ihresgleichen hat, wenigstens habe ich auf meinen späteren vielen Reisen nichts Anmutigeres gefunden, eine Zeit, die sich lange Jahre jeden Sommer auf Monate wiederholte, entzückt mich noch jetzt und zaubert mir eine Zeit vor, in der jede Stunde poesievolle Gegenwart war."

Was für ein Unterschied und Gegensatz zu Fehmarn, dieser allerdings fruchtbaren, aber von Wald und Strauch fast ganz entblößten Insel mit ihren einförmigen Bodenverhältnissen und ihren kaltherzigen Bewohnern!

Die Freunde hatten nicht nur dafür gesorgt, daß seine Wohnung in einer freundlichen, stimmungsvollen Gegend lag, sondern, so erzählt Groth weiter, „ich fand auch eine vollständige Hauseinrichtung für einen Junggesellen vor, Bett und Waschtisch, Eßgeschirre, Schrank und Kommode, gefüllt mit Wäsche, mit Tuch zur Kleidung, Cigarren, Tintenfaß, Reiseneccessaire, sogar ein „„Quickborn““ fand sich vor in Form einer Wasserkaraffe mit silberner Einfassung und der bezeichnenden Inschrift. So gut dies gemeint, so zart es eingerichtet war, so will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick der vielen Geschenke etwas gemischt waren, ich fühlte mich etwas gedrückt und gedemütigt dabei. Ich hatte bis dahin niemand etwas zu danken als dem lieben Gott und meinem Vater, sonst hatte ich alles erobert, errungen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft, zum ersten Mal empfand ich etwas von Abhängigkeit. Doch war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint und ich sagte ohne Widerstreben meinen Dank.“

„In Kiel begann für mich eine ganz neue Existenz. Bis dahin hatte ich das Leben nur gekannt als eine fortgesetzte Arbeit, den Genuß nur als Raub und Diebstahl, den ich sogleich zu ersetzen hatte durch neue größere Anstrengung. Diese Art zu existieren hatte sich immerfort gesteigert und nur eine unglaubliche Naturkraft und Elastizität hatte es möglich gemacht, daß ich mich nicht, wie Klaus Harms fürchtete, thatsächlich tot gearbeitet habe. Es hauchte mich an, wie Stille nach dem Sturme, als ich in Kiel mit einer ganzen Anzahl von Professoren und Doktoren verkehrte, immer in wissenschaftlicher Atmosphäre, ohne gewaltsame Anstrengung. Ich schwamm wie ein Fisch, der zum ersten Mal in sein Wasser kommt. Mein Herz ist noch von Dank erfüllt gegen jeden ohne Ausnahme in der Gelehrtenrepublik meiner neuen Heimatstadt Kiel. Trotzdem hatte das neue Leben seine Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen ich vielleicht nur entgangen bin, weil ich zu schwach war, an eitlen Ehren Genuß zu finden und nicht jung genug, sie nicht zu erkennen. Mir war es wohl bewußt, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seine Ge-

burtsstellung empor zu arbeiten. Meine gelehrten Freunde ausgenommen, die mich durchweg als ihresgleichen behandelten und nicht die schmerzende Sonde in mein Inneres hinab senkten, betrachteten mich alle als einen Gegenstand der Neugier, die sie oft durch unzarte Fragen und Aeußerungen befriedigten. Dies hat mich mehr gereizt und empört, als mir jemals eine Schmeichelei wohlgethan.“ — Fast jeder hatte sich im Vorwege ein Bild von ihm gemacht und er bekam es fast immer mehr oder weniger unfein zu hören, daß er diesem Bilde nicht entsprach. Schon seine äußere Erscheinung gab dazu Veranlassung und er ärgerte sich darüber. Weiß Gott, warum jedermann sich gedacht hatte, er müsse aussehen, wie ein kleiner, dicker, behäbiger Bauer, während er doch von übergewöhnlicher Manneslänge war, schmal und mit lebhaften Gesichtsfarben. „Also so sieht er aus!“ rief es laut aus einem Haufen von Studenten, als er zum ersten Mal einem Trupp dieser Herren begegnete und Groth, der ohnehin seines schweren körperlichen Leidens wegen in sehr reizbarer Stimmung war, konnte es nicht unterlassen, ihnen seinen Aerger zu äußern.

„Dat heff ik oft belęvt op Eern,
Un mutt dat wul noch öfter lehrn:
Am besten is dat ute feern
Mit König un Dichter;
Neeg bi küunt se een aisch verfehrn
Mit ęr Gesichter.“

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 323.)

Zu seinen besonderen Freunden aus dem Stande der Gelehrten zählten Professor Karl Müllenhoff, der schon 1856 eine kurze Lebensbeschreibung von Groth und eine Würdigung seiner dichterischen Bedeutung veröffentlichte, sowie der Historiker Professor Nitsch und der Philosoph Prof. Harms. Er wurde von seinen Freunden, vor allem von den genannten Herren und ihren Frauen, wie auf Händen getragen und es lag nicht an ihnen, wenn er nicht wie auf samtnen Kissen ruhte und seine Glieder in Wohlbehagen dehnte. Er war damals so zerschlagen, wie wohl wenig Menschen in ihrem Leben gewesen sind. Man spricht von Märtyrern für ihr Ideal und meistens kann man es der staunenden Menschheit zeigen, wie sie im Gefängnis gesessen, geschlagen und gekreuzigt worden. Das war allerdings bei Groth nicht der Fall, aber er war für sein Ideal so vernichtet, daß er für jede An-

Was für ein Unterschied und Gegensatz zu Fehmarn, dieser allerdings fruchtbaren, aber von Wald und Strauch fast ganz entblößten Insel mit ihren einförmigen Bodenverhältnissen und ihren kaltherzigen Bewohnern!

Die Freunde hatten nicht nur dafür gesorgt, daß seine Wohnung in einer freundlichen, stimmungsvollen Gegend lag, sondern, so erzählt Groth weiter, „ich fand auch eine vollständige Hauseinrichtung für einen Junggesellen vor, Bett und Waschtisch, Eßgeschirre, Schrank und Kommode, gefüllt mit Wäsche, mit Tuch zur Kleidung, Cigarren, Tintenfaß, Reisenecessaire, sogar ein „„Quickborn““ fand sich vor in Form einer Wasserkaraffe mit silberner Einfassung und der bezeichnenden Inschrift. So gut dies gemeint, so zart es eingerichtet war, so will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick der vielen Geschenke etwas gemischt waren, ich fühlte mich etwas gedrückt und gedemütigt dabei. Ich hatte bis dahin niemand etwas zu danken als dem lieben Gott und meinem Vater, sonst hatte ich alles erobert, errungen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft, zum ersten Mal empfand ich etwas von Abhängigkeit. Doch war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint und ich sagte ohne Widerstreben meinen Dank.“

„In Kiel begann für mich eine ganz neue Existenz. Bis dahin hatte ich das Leben nur gekannt als eine fortgesetzte Arbeit, den Genuß nur als Raub und Diebstahl, den ich sogleich zu ersetzen hatte durch neue größere Anstrengung. Diese Art zu existieren hatte sich immerfort gesteigert und nur eine unglaubliche Naturkraft und Elastizität hatte es möglich gemacht, daß ich mich nicht, wie Klaus Harms fürchtete, thatsächlich tot gearbeitet habe. Es hauchte mich an, wie Stille nach dem Sturme, als ich in Kiel mit einer ganzen Anzahl von Professoren und Doktoren verkehrte, immer in wissenschaftlicher Atmosphäre, ohne gewaltsame Anstrengung. Ich schwamm wie ein Fisch, der zum ersten Mal in sein Wasser kommt. Mein Herz ist noch von Dank erfüllt gegen jeden ohne Ausnahme in der Gelehrtenrepublik meiner neuen Heimatstadt Kiel. Trotzdem hatte das neue Leben seine Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen ich vielleicht nur entgangen bin, weil ich zu schwach war, an eitlen Ehren Genuß zu finden und nicht jung genug, sie nicht zu erkennen. Mir war es wohl bewußt, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seine Ge-

burtsstellung empor zu arbeiten. Meine gelehrten Freunde ausgenommen, die mich durchweg als ihresgleichen behandelten und nicht die schmerzende Sonde in mein Inneres hinab senkten, betrachteten mich alle als einen Gegenstand der Neugier, die sie oft durch unzarte Fragen und Aeußerungen befriedigten. Dies hat mich mehr gereizt und empört, als mir jemals eine Schmeichelei wohlgethan." — Fast jeder hatte sich im Vorwege ein Bild von ihm gemacht und er bekam es fast immer mehr oder weniger unfein zu hören, daß er diesem Bilde nicht entsprach. Schon seine äußere Erscheinung gab dazu Veranlassung und er ärgerte sich darüber. Weiß Gott, warum jedermann sich gedacht hatte, er müsse aussehen, wie ein kleiner, dicker, behäbiger Bauer, während er doch von übergewöhnlicher Manneslänge war, schmal und mit lebhaften Gesichtsfarben. „Also so sieht er aus!" rief es laut aus einem Haufen von Studenten, als er zum ersten Mal einem Trupp dieser Herren begegnete und Groth, der ohnehin seines schweren körperlichen Leidens wegen in sehr reizbarer Stimmung war, konnte es nicht unterlassen, ihnen seinen Aerger zu äußern.

„Dat heff ik oft belęvt op Eern,
Un mutt dat wul noch öfter lehrn:
Am besten is dat ute feern
Mit König un Dichter;
Neeg bi künnt se een aisch verfehrn
Mit ęr Gesichter."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 323.)

Zu seinen besonderen Freunden aus dem Stande der Gelehrten zählten Professor Karl Müllenhoff, der schon 1856 eine kurze Lebensbeschreibung von Groth und eine Würdigung seiner dichterischen Bedeutung veröffentlichte, sowie der Historiker Professor Nitsch und der Philosoph Prof. Harms. Er wurde von seinen Freunden, vor allem von den genannten Herren und ihren Frauen, wie auf Händen getragen und es lag nicht an ihnen, wenn er nicht wie auf samtnen Kissen ruhte und seine Glieder in Wohlbehagen dehnte. Er war damals so zerschlagen, wie wohl wenig Menschen in ihrem Leben gewesen sind. Man spricht von Märtyrern für ihr Ideal und meistens kann man es der staunenden Menschheit zeigen, wie sie im Gefängnis gesessen, geschlagen und gekreuzigt worden. Das war allerdings bei Groth nicht der Fall, aber er war für sein Ideal so vernichtet, daß er für jede An=

erkennung, für Freundschaft und Liebe zu schwach war. „Wie oft habe ich gedacht", sagt er, „wenn sie mir Freundlichkeiten sagten: Ach wenn sie schwiegen! Was hilft es Dir? Wozu?"

Da führte ihm das Schicksal einen Mann zu, oder, wie es in diesem Fall richtiger heißt: führte ihn das Schicksal einem Manne zu, der, nebst seiner Frau, auf seine äußeren und inneren Erlebnisse von nun an und für immer den größten Einfluß üben sollte, teils durch die Umstände, größtenteils aber durch seine persönlichen Eigenschaften.

Obgleich er fast ein Sechziger und Groth erst ein Dreißiger war, so wurde doch ihr Verhältnis bald ein so inniges, daß es sich nur mit einem verwandtschaftlichen vergleichen läßt, wie sie sich denn bald als Onkel und Neffe bezeichneten, indem er Groth mit dem Vornamen Klaus und Groth ihn „Ohm" benannte. Es lag etwas geradezu Zärtliches in ihrem Verkehr und in ihrer Zuneigung, wenigstens hat Groth für ihn eine Art von leidenschaftlicher Verehrung gehabt. Louis Koester war sein Name. Er war ein reicher Kaufmann, Chef eines großen Weinhauses in Cette in Frankreich, der aber stets in Hamburg wohnte und seiner leidenden Gesundheit wegen schon jahrelang im Sommer nach Kiel auf die Badeanstalt kam. Mit der Kunst der Kleinmalerei, die Groth in so seltenem Grade zu Gebote steht, hat er uns das für ihn so bedeutsame Zusammentreffen mit diesem Manne so ausführlich geschildert, daß es am richtigsten ist, ihn darüber selbst zu hören:

„Unter den nicht zahlreichen und wenig auffallenden Badegästen," sagt er, „hatte ich gleich vom Anfang meines Einzuges an einen älteren Herrn mit einer jungen Dame am Arm bemerkt, die sich durch Haltung, Kleidung, Bewegung und Manieren als fein gebildete Leute auszeichneten. Beide waren hoch gewachsen, schlank, eher mager, sie gingen immer Arm in Arm, selten weiter als ums Rasenrundell. Die Dame war blaß, blond, von entschieden schönen Gesichtszügen, offenbar dem alten Herrn blutsverwandt, Tochter oder Nichte. Er hatte im Gang und Wesen, mit grauem Haar und feinem Bart, etwas von einem alten General. Er war sichtlich etwas leidend oder schwächlich. Seine Kleidung, die oft nach Witterung und vielleicht auch nach Laune wechselte, war von Stoff und Schnitt ausgesucht und untadelig, ohne auffallend zu sein. Seine Verwandte ging raffiniert einfach, unter ihrem breit-

randigen Sonnenhut, den sie im Winde meist durch Gummibändchen zwischen den Zähnen festhielt. Ihre ausgesuchte, zweckmäßige und zierliche Beschuhung fiel mir besonders auf. Ich hätte ihn für einen französischen Marquis mit seiner Tochter halten können. Ihm bei den Dienern der Anstalt neugierig nachzufragen, kam mir nicht in den Sinn, ich hatte nur das Interesse an ihm, das man an einem Bilde, einer Erscheinung hat.

Es sollte anders kommen. Noch war ich nur einige Tage dort und mein Johann zum Vater nach Hause gereist, als ich, eines Morgens im Sonnenschein vor der Thür meines Treppenaufganges sitzend, den alten Herrn, offenbar suchend und in rascherem Schritte wandelnd, an mir vorübergehen sah. Unsere Augen trafen sich und ich sagte ihm: „Ihre Tochter, die Sie wohl suchen, ist dort dem Walde zugegangen." Das Wort sistierte ihn. Er sah mich nun aufmerksam und teilnehmend an — ich mochte wohl eine klägliche Figur abgeben. Meine Freunde hatten mir auf meinen Wunsch nach damaliger Mode einen Schlafrock besorgt, den mir mein Schneider aus schönem grünen Wollenstoff um meinen engen, langen Leib so eng zugeschnitten, daß ich mir selbst wie eine Wurst in Grünspan vorkam — aber er war warm und angenehm. Dazu ein Gesicht, das in Magerkeit und zartesten Mädchenfarben meinen Freund und meinen Arzt auf Schwindsucht schließen lassen mochte — eine Photographie und eine Lithographie zeigen mir noch jetzt den Ritter von der traurigen Gestalt.

„„Sie sind wohl leidend,"" sagte Ohm Koester schon in dem Tone, den ich später so oft von ihm gehört. Und als ich es bejahte und ihm erzählte, daß ich dort die Treppe hinauf im Schuppen wohne, bat er mich, mein Zimmer sehen zu dürfen, er wolle einmal nachsehen, ob ich es auch behaglich eingerichtet, Tisch, Möbel richtig gestellt, darauf verstände er sich. Er sei selbst leidend und im Leiden erfahren. So wanderten wir denn zusammen hinauf, und dabei erzählte er mir, die junge Dame sei seine Nichte, Tochter seines Bruders. Seine Frau sei übrigens auch hier, nur wegen Unwohlseins noch nicht herausgekommen. Dann stellte er Longchaise, Schreibtisch und Stuhl mit geschickter Hand nach Luft und Thüröffnung an den besten Platz und sah sich behaglich um. „„Sie rauchen Cigarren?"" bemerkte er, indem er sich die meinigen besah, die, nebenbei gesagt, nicht schlecht waren,

denn ich war Feinschmecker. „„Ich habe bessere, darf Ihnen wohl einige herauf schicken,““ was denn geschah — allerdings feine Ware. Und am anderen Tage kam er mit seiner Nichte wieder, die er mir vorstellte, und so erfuhr ich seinen Namen Louis Koester. Dann brachte er seine Frau und von nun an waren wir täglich zusammen.

Mein neuer Freund Koester war geboren in Hannover, Sohn eines angesehenen Geistlichen, der, früh gestorben, seine Witwe mit mehreren Kindern in beschränkten Verhältnissen hinterließ. Jung noch, ging er noch Bordeaux in ein Wein-Engrosgeschäft und etablierte sich sehr früh mit einem ebenso jungen Freunde, klug und weitschauend, für eine Spezialität der Branche in Cette. Er hatte das Französische vollkommen erlernt, wie auch den feinen Chic und Tic des Landes in Manieren und Benehmen. Dadurch gewann er bald Kredit und Freunde, und das junge Haus blühte rasch empor. Seine Frau war die Tochter des Diplomaten Reinhold, geboren in Bern, als ihr Vater dort als niederländischer Gesandter fungierte, dann sehr jung mit ihm nach Rom übergesiedelt, wo sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in den Kreisen von Bunsen, Thorwaldsen und anderen verkehrte. Sie war eine kleine zarte Gestalt mit einem Gesicht, das in ihrer Jugend ideal schön muß gewesen sein. Noch waren ihre veilchenblauen Augen damals ohnegleichen. Sie war eine der höchstgebildeten Frauen, die mir in meinem Leben begegnet sind, sprach Italienisch, Französisch wie ihre Muttersprache, war ernst, pflichttreu, — das Ideal einer Frau, musikalisch zudem und für alle echte Poesie empfänglich. Leider war die Ehe ohne Kinder und die Frau etwas schwach dem nervösen Wesen ihres Mannes gegenüber.

An Frau und Schwiegereltern hatte es der graziöse und gewandte Louis Koester erst bemerkt, wo es ihm an wahrer Bildung fehle und nun durch ernste und umfassende Lektüre nachgeholt, was zu erwerben war. Und in welchem Maße war es ihm gelungen! Als wir uns kennen lernten, war er durch seine Krankheit und durch Hypochondrie vereinsamt. Ich führte ihm und seiner Frau sehr bald und mit bestimmter Absicht meine Freunde, die ersten Professoren der Kieler Universität, zu und da zeigte sich immer, daß er an Bildung in keiner Weise zurückstand, mir zum Genusse, denn ich konnte seiner Liebe einen Kranz bieten, ihm zum Heil, denn er kam wieder unter Menschen und zum Bewußtsein seines

Wertes, das in seiner Vereinsamung und Bescheidenheit ihm fast abhanden gekommen war. Bemerken will ich hier noch ein für allemal, daß trotz seiner französischen Tournüre mein Ohm die Franzosen haßte, wie mir das von Leuten, die in Frankreich gar in der Jugend lange gewesen, dort Ausbildung für den Menschenverkehr, selbst Wohlstand erworben, nie vorgekommen. Spektakelmacher! rief er zornig, sobald von ihnen die Rede war und ich wußte, daß dies Wort alles Schlimme bedeute, was man von einer Nation sagen kann.

Für die ermunternde Pflege, deren ich bedurfte, hatte Ohm Koester den rechten Ton und die weiche Hand. Meine Nerven waren so abgespannt, daß ich das Essen fürchtete. Er setzte sich zu mir und sagte: „„So viel dürfen sie ohne Gefahr zu sich nehmen."" Und dann diktierte er mir ein halbes Glas Wein dazu: „„Lieber Klaus, dies ist hundertjähriger Malaga! Zwei Löffel! Trinken Sie!"" Und er saß, bis ich getrunken. Das hätte nicht Vater, Mutter, Bruder an mir thun können, das verstand man nicht. Dazu gehörte freilich auch diese Unabhängigkeit und diese freie Zeit. Und das war für mich zuletzt die Hauptsache, daß ich sah und erlebte, wie die Familie ohne stündlich angestrengte Arbeit, wie ich sie nicht anders kannte, ein behagliches, beschauliches, innerlich reiches Dasein führte. Ich kannte es nicht anders, als morgens gewaltsam geweckt zu werden und bis man abends die Augen schloß, in angestrengtester geistiger Thätigkeit lebendig zu sein. Durch den Ohm und seine Familie lernte ich stille sitzen und stille sein, die damalige Seebadeanstalt Düsternbrok war dazu der geeignete Aufenthalt. Wir aßen bald täglich zusammen und jeden Tag hörte ich seine Frau, meine teure Freundin, Beethoven'sche Sonaten spielen, wochenlang auch mit einer sie besuchenden Freundin, jeden Abend vierhändig die Symphonien von Beethoven, Mozart, Schubert. Oft bin ich, wenn der Mond auf dem stillen Hafen spielte und die Höhe jenseits silbern verschmolz, noch wieder aus dem Bette aufgestanden, wo ich mich, leicht ermüdet, frühzeitig gelegt, habe mein Fenster geöffnet und hinausgeschaut, halb traurig, halb glücklich, mit dem Gedanken: Schau und genieß nur noch, wer weiß, wie lange dir's vergönnt ist. Dann guckte mitunter wohl noch Ohms blasses Gesicht ängstlich herein: „„Klaus, was machen Sie?"" — Oh, ich blicke hinaus! Und wir schieden mit einem Gutenacht! Wir wohnten nämlich bald wegen der Bequemlichkeit für den täglichen Verkehr Zimmer an Zimmer.

Besonders reizvoll und erquicklich waren die Frühmorgenstunden an dem einsamen, sonnenbeschienenen Strande. Es wurde gebadet, mit dem Ohm und „Großmutter“, — so war die junge Nichte betitelt, — Spaziergang gemacht, der Kaffee zusammen genossen und dann ging jeder seines Weges. Ich botanisierte wohl in der Nähe umher, die damals reich an Strandpflanzen war, und zog auch die Damen, besonders Frau Koester, mit in das Interesse. Oft wurde aus der Untersuchung von Blumen eine Stunde naturwissenschaftlichen oder philosophischen Vortrags. Der Mittag vereinigte uns wieder am gastlichen Tisch, an dem auch oft Freunde, zumal Professoren, teilnahmen.“

Hinzufügen wollen wir übrigens hier, daß auch Müllenhoff mit der Familie Koester befreundet war. „Der Himmel,“ schreibt Müllenhoff an seinen Lehrer Kolster in Meldorf 1856, „hat mir mit ihm noch den guten „Onkel“ Koester und seine „Mus“ (Frau Koester) geschenkt, den väterlichen Freund auch meiner Kinder.“ Auch Müllenhoff betrachtete diese Freundschaft als einen Gewinn fürs Leben.

Das Bild, das Groth uns hier zeichnet, zeigt uns auf der einen Seite eine Familie, in den behaglichsten Verhältnissen lebend und mit der feinen und edlen Bildung ausgerüstet, wie sie nur in der Schule des Lebens gewonnen wird, und auf der anderen Seite den Dichter, seit vielen Jahren unter schmerzlichem Ringen den geistigen Interessen einseitig hingegeben und jetzt so geschwächt und so leidend, daß er nur bei einer solchen Familie Stütze und Stärkung und die rechte Ergänzung seines Wesens finden konnte. In dem Umgang mit dieser Familie genoß er wenigstens soviel des Glückes, als er augenblicklich zu genießen fähig war.

„Ob sich mein Herz, die See, der Himmel dehne:
Es bleibt mir selbst ein dämmerndes Vermuten;
Ich fühle mich beseligt bei den Guten,
Wonach ich schmerzlich sonst empor mich sehne.“
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 281.)

Während Groth den Sommer und die gute Herbstzeit in Düsternbrok verlebte, bezog er für den Winter eine stille Wohnung in der Stadt. „Die liebevolle Pflege, das freundliche Entgegenkommen von allen Seiten, der Umgang mit seinen neuen Freunden und Bekannten — alles das wirkte wohlthuend und erhebend auf die Stimmung und das körper-

liche Befinden des Dichters, das, wenn auch nur langsam und nicht ohne wiederholte Rückfälle, unter dem Beistande eines einsichtigen Arztes sich nach und nach besserte.“ „Hatte Groth den ersten Winter über noch wie ein Einsiedler in seiner Klause gelebt, so konnte er im nächsten Frühling schon weitere Spaziergänge unternehmen, nach und nach auch in verschiedene gesellige Kreise eintreten.“ (Lebenserinnerungen S. 30—31.)

Ja hätte er von dem Vielen, was der Augenblick ihm bot, nur das Wenige mit ungetrübtem Sinn genießen können! Leider war das aber nicht der Fall: ihm fehlte trotz der eingetretenen Besserung nicht nur die Gesundheit, ihn drückte auch die Sorge um die Zukunft, zum ersten Mal in seinem Leben. Es ist zwar wahr, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber er lebt andererseits auch nicht allein von dem göttlichen Worte, das die himmlischen Mächte durch seinen Mund verkünden. Groth war unbemittelt, seine Ersparnisse waren verbraucht und er konnte der Anerkennung und des Ruhmes sich nicht freuen, wenn er von seinem Talente nicht auch dasjenige ernten konnte, was zum täglichen Brot gehört. Zwar litt er augenblicklich keinen Mangel, der „Quickborn“ brachte ihm soviel ein, daß er davon leben konnte; war damit aber die Zukunft gesichert? „Was sollte später,“ schreibt er, „aus mir werden, wenn ich keine sichere Existenz in Aussicht hatte. Die Sorge hatte schon lange bei mir an Tisch und Bett gesessen, ich kannte ihr drohendes Gesicht und fürchtete es mehr als jedes Uebel auf Erden. Meine Freunde hatten gut Hoffnungen aussprechen, ich selbst teilte sie nicht. Von Ohm Koester wollte ich keine Unterstützung annehmen. Zwar brachte mir der „Quickborn“ eine gute Jahreseinnahme, doch nicht so viel, wie man wohl dachte und wie's hätte sein können, wenn ich den Preis erhöht hätte. Allein das wollte ich nicht, um dem Buch nicht den Weg in die ärmeren Volksschichten zu verschließen. Außerdem, wer konnte mir die Versicherung geben, daß der Absatz meines Buches, dessen Leserkreis auf die Plattdeutschen, zunächst die schleswig-holsteinischen, beschränkt war, sich durch Jahre in gleicher Höhe erhalten würde. Was beginnen, wenn mein Talent vielleicht stockte oder sich verausgabt hatte? Das waren traurige Ueberlegungen, die ich bis zu meiner Verheiratung nicht überwunden habe, die wie ein dunkler Schatten in alle freundliche Anerkennung fielen, die mir zuteil wurde. Meine Kräfte waren auf Jahre verbraucht, zu einer Schrift-

steller-Existenz hatte ich so wenig Anlage und Neigung wie mein Landsmann Hebbel. Und wie ein Schreckbild schwebte mir das Schicksal Robert Burns vor, den zur Zeit seines aufleuchtenden Glücksterns Herzoginnen zu Tisch führten, den nach einigen Jahren, da der Rausch der Bewunderung verflogen, ein Vornehmer einlud bei einer Gesellschaft von seinen Liedern zu rezitieren. Dann wies er ihm einen Platz am Gesindetisch an. Freilich sang er ihnen im gekränkten Dichterstolz sein: „Ein Mann bleibt Mann trotz alledem" — und entfernte sich auf Nimmerwiedersehn. Allein er verkümmerte als Zöllner eines Grenzstädtchens, und es hat weder ihm noch seinen Kindern Ersatz gegeben, daß Hunderttausende sich zur Einweihung seines Denkmals zusammenfanden und sein Name genannt werden wird, so lange man Englisch und Schottisch spricht. Hatte ich doch einen Vorgeschmack von einer ähnlichen Zukunft, als man mir in Kiel zumutete, mich um eine Art Haushalterposten bei dem Herzog Carl v. Glücksburg zu bewerben. Ich that es auch teils in einer Art Hohn gegen die vornehme Gesellschaft, aus der der Vorschlag herstammte, teils aus kluger Vorsicht für kommende schlechte Zeiten. — Die Stelle entging mir."

Aber nicht nur die Sorge um die Zukunft lastete auf dem Gemüt des Dichters, sondern ebensosehr die Sorge um den „Quickborn", sein einziges Kind.

Der „Quickborn" war hinausgegangen in die Welt, im großen und ganzen fertig, aber im einzelnen war doch noch manches zu ergänzen und zu bessern. Wenn auch das meiste geschehen war, so war doch die Arbeit, die, durch die neuen Auflagen veranlaßt, noch zu leisten war, nicht gering.

Groth wäre bei seinem leidenden Zustand wohl nicht in der Lage gewesen, diese Arbeit zu bewältigen, wenn ihm nicht sein treuer Freund, der mehrgenannte Professor Karl Müllenhoff mit beispielloser Hingabe zur Seite gestanden hätte.

Er verdient es um Groth und um den „Quickborn", daß wir mit einer kurzen Mitteilung über seinen Lebensgang hier seiner gedenken.

Karl Viktor Müllenhoff war ein Landsmann des Dichters, ein Sohn des angesehenen und gescheidten Kaufmanns Johann Anton Müllenhoff in Marne. Er wurde am 8. September 1818 geboren und war unter 22 Geschwistern der zweitälteste. Von Ostern 1830 bis Michaelis 1837 besuchte er das Gymnasium in Meldorf, wo er sich eng an Dr. Wilhelm Heinrich

Kolster, den derzeitigen Kollaborator und späteren Direktor der Anstalt, anschloß, von dem er die nachhaltigsten Anregungen für sein späteres Studium empfing und dem er bis an sein Ende in treuer Freundschaft verbunden blieb. Michaelis 1837 ging er auf die Universität in Kiel, um Sprachwissenschaften zu studieren. Hier war es besonders der junge Gelehrte Georg Wilhelm Nitzsch, der tieferen Einfluß auf ihn gewann. 1839 ging er auf ein halbes Jahr nach Leipzig, wo er besonders bemüht war, sich durch eifriges Lesen eine eingehende Kenntnis der deutschen Litteratur zu erwerben, und dann nach Berlin, wo er am meisten den berühmten Geschichtsschreiber Ranke und den nicht minder berühmten Sprachforscher Lachmann hörte. Letzterer wurde neben Wilhelm Grimm bestimmend für die Richtung seiner Studien, durch welche er sich um die deutsche Altertumskunde in hohem Grade verdient gemacht hat. Vom Herbst 1841 an studierte er dann wieder in Kiel, wo er am 7. April 1842 seine Studien mit dem Doktor-Examen abschloß. Hierbei kündigte er schon entschieden die Richtung seiner späteren Lebensarbeit an, indem er mehrfach (in seiner Vorlesung und in seiner Abhandlung) Veranlassung nahm, auf die Heldensage „Gudrun“, als auf ein in der Gegend an der Nordsee entstandenes unsterbliches Epos hinzuweisen. Ueberhaupt stand von nun an die deutsche Heldensage als die letzte Blüte von nationaler, durch keine fremde Kultur getrübte Dichtung im Mittelpunkt aller seiner Forschungen, die darauf gerichtet waren, den Ursprung unseres Volkes zu erfahren, die heidnischen Germanen zu schildern und das deutsche Heidentum in seiner Wirkung auf die späteren Zeiten zu verfolgen.

Sechzehn Jahre hat Müllenhoff nach Vollendung seines Studiums in seiner Heimat gewirkt, die ersten anderthalb in Meldorf als Lehrer an dem dortigen Gymnasium und die übrige Zeit als Lehrer an der Universität in Kiel, wo er sich 1846 mit Henriette Thaden, einer Pflegetochter des Vollmachtes Kriegsmann aus dem Kronprinzenkoog verheiratete.

Während der Zeit seiner Wirksamkeit in Kiel wurde deutsche Sprache und Eigenart in den Herzogtümern Schleswig-Holstein durch dänische Gewalt immer härter und schärfer angegriffen. „Die Bedrohung durch eine fremde Nationalität steigerte den Willen, die eigene zu behaupten, pflanzte eine tiefe vaterländische Gesinnung, gab der plattdeutschen Volksmundart erhöhten Wert und trieb zu treuer Sammlung alles

dessen, was in mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung die deutsche Vergangenheit des Landes bewies." So entstand in Meldorf die in Verbindung mit Mommsen und Theodor Storm begonnene „Sammlung von schleswig-holsteinischen Sagen, Märchen und Liedern", als wissenschaftliches Werk und gemeinnütziges patriotisches Unternehmen gleichbedeutungsvoll. „Hatte Müllenhoff die Reste alter, noch im Volke ruhender Poesie gesammelt und sie für die Gebildeten zurückgewonnen, so gründete Groth eine neue, volkstümliche Dichtung, die sich auf immer weitere Kreise verbreitete und auch in die unteren Stände machtvoll eindringen konnte und durch welche die Sprache der schleswig-holsteinischen Bauern, da ein Dichter von tiefer Anlage sich ihrer bediente, für immer wieder zu Ehren gebracht wurde." (Nach W. Scherer, Müllenhoffs Leben.)

Der „Quickborn" war also gewissermaßen eine Ergänzung zu Müllenhoffs „Sagen, Märchen und Liedern". Da Müllenhoff ein Mann war, der es ernst, gründlich ernst nahm mit seiner Lebensaufgabe, so können wir uns denken, mit welcher Freude er den „Quickborn" aufnahm. „Ich habe Ursache gehabt," schrieb er an Kolster am 29. Dezember. 1852, „mich vor der Weihnachtszeit einmal wieder recht in der neuesten Lyrik umzusehen, und je weniger Behagen ich dabei empfunden, je höher muß ich den Groth schätzen. Sie wissen, ich lobe nicht leicht und bin in diesen Dingen ziemlich ekel. Aber er ist gewiß das frischeste, glücklichste und wichtigste Talent, das seit einem Menschenalter hier aufgetreten. Nur fehlt ihm noch die letzte Feile und die Sammlung muß noch gesichtet werden."

1856 veröffentlichte Müllenhoff eine kurze Mitteilung über Groths Bildungsgang und seine Bedeutung als Dichter und im selben Jahre schrieb er an Kolster: „Die Freundschaft mit ihm ist, als wäre sie von Jugend auf, und sie enthält etwas, was sie nicht veralten läßt. Er wundert sich immer, daß ich soviel für ihn thue und gethan habe: und mir kommt immer vor, als wenn ich das gar nicht für einen anderen thue, als etwas ganz Natürliches, was gar nicht anders sein kann. Er hat mir in der Poesie — ich sehe dabei ganz ab von dem Dialekt — etwas erfüllt, was ich geahnt, gewünscht, erhofft, aber kaum erwartet habe. Wäre ich selbst Dichter gewesen, würde ich Aehnliches erstrebt haben; er hat mir einen Teil meines Wesens erfüllt und geschenkt, den ich nicht besaß, aber er-

sehnte. So sind wir Freunde und werden es wohl auch bleiben."

Groth hat seiner Verehrung für Müllenhoff Ausdruck gegeben in dem Sonett:

An Karl Müllenhoff.

Wie ein elender Mann in fremden Landen,
Da man nicht red't mit trauter deutscher Zungen;
So saß ich einsam, wie in Dämmerungen
Des Grabes, stumm, nur von mir selbst verstanden.

Ich saß am Ufer, wo die Wellen branden,
Und wenn die Oede fast mein Herz bezwungen,
Hielt ich Gespräche mit Erinnerungen
Und tröstend ist mein Quickborn mir erstanden.

Und als er mir enteilte, mein Gemüte,
Mein Herz, mein Trost, die Summe meiner Thränen,
Ins Vaterland, da meine Liebe blühte:

Du sahst im hellen Grund dies dunkle Sehnen,
Erkanntest ihn und mich, und deine Güte
Ward mir der erste Stab, mich anzulehnen.

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 274.)

Das war also der Mann, dem der „Quickborn" und sein Verfasser so vieles verdankten und dessen Namen uns von nun an in Verbindung mit beiden noch oft begegnen wird.

Die erste Auflage des „Quickborn", die Anfang November 1852 ausgegeben wurde, war schnell vergriffen, so daß schon im Januar des nächsten Jahres, als Groth noch auf Fehmarn war, die zweite Auflage erforderlich wurde, deren Erscheinen sich jedoch bis zum Juli hinzog. Für diese Auflage hatte Müllenhoff verschiedene Ratschläge und Bemerkungen mitgeteilt. Im Laufe des ersten Winters in Kiel konnten die Arbeiten für die 3. Auflage beginnen. Für diese wurden in Gemeinschaft mit Müllenhoff, der das Glossar, ein Verzeichnis der plattdeutschen Wörter mit hochdeutscher Uebersetzung, ganz neu ausgearbeitet hatte, die ganze Reihe der Gedichte einer genauen Durchsicht und Prüfung und einer sorgfältigen Feile unterzogen, „so daß, wer sich die Mühe nimmt, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen, mancherlei Belehrungen und Genuß finden möchte. Die neue Ausgabe, die, wie die vorige, in

starker Auflage im Juni 1854 erschien, konnte mit sieben und zwanzig neuen Stücken ausgestattet werden, darunter die herrliche Reihe der „Olen Leeder“, hervorgegangen aus dem Studium des deutschen Volksliedes, wozu Groth durch Müllenhoff angeregt worden war, nur „De Möller“, „Regenleed“, und „De Fischer“ sind älteren Datums, letzteres aus dem Herbst 1853“. „Nach dem Erscheinen der 3. Auflage des „„Quickborn““ wurden zunächst Vorbereitungen für die schon im Jahre vorher mit Spekter verabredete illustrierte Ausgabe gemacht, zunächst also auf Müllenhoffs Vorschlag eine neue Anordnung des Stoffes, die Plan und Inhalt des Ganzen leichter erkennen ließen. Man stellte als einleitende Partien diejenigen Dichtungen voran, die geeignet waren im Ton, wie über Land und Leute zu orientieren, während bei den übrigen Abteilungen die größeren Erzählungen den Mittelpunkt bildeten, um welchen sich die lyrischen Partien nach Form und Inhalt gruppierten. Zugleich wurde „auch versucht, durch eine durchgehende Verbesserung der Zeichensetzung und nochmalige Prüfung der einzelnen Stücke dem Leser das Verständnis zu erleichtern und zu sichern, auf welche Weise in der illustrierten Ausgabe namentlich „„Rumpelkamer““, wie in der dritten Auflage „„Unruh Hans““ gewonnen hat.“ Endlich wurde auch darauf Bedacht genommen, die Sammlung ihrem Plane gemäß zu vervollständigen und möglichst zum Abschluß zu bringen. Die Gnomik (Spruchdichtung) war bisher darin unvertreten. Es gelangen Groth wenigstens jetzt die Priameln, durch welche die illstrierte Ausgabe vermehrt werden konnte.“ Diese Zusätze waren um so bedeutungsvoller, da es dem Dichter darauf ankam, „die Fähigkeit der sächsischen Sprache nach allen Richtungen hin zu erproben und Meisterstücke in der Behandlungsweise zu liefern“, — Stücke, die meistens geradezu neue Töne anschlugen, die früher noch nicht in seiner Macht waren, wie am deutlichsten die Dünjens der zweiten Auflage, die „Olen Leeder“ der dritten, die Priameln dieser vierten bewiesen“. Der Plan der Erzählung „„Ut de Marsch““, als eines Gegenstücks zu den „Familienbildern“, war schon im Winter vorher besprochen und das erste Stück „„Uennermeel““ bereits in die 3. Auflage aufgenommen; die übrigen im Laufe des Winters beendigt: den Stoff hatte der Grundlage nach Müllenhoff aus seiner Jugenderinnerung Groth zuerst in Lütjenburg mitgeteilt.“

„Für meine Kasse," sagt Groth, „wäre es freilich klüger gewesen, wenn ich alle diese Zusätze als 2. Band gesammelt und für sich herausgegeben hätte. Auch wird sich mancher Leser, vielleicht bis heute, mit der 2. und 3. Auflage begnügt und einen Teil meiner besten Gedichte nicht kennen gelernt haben. Ein gewisser unpraktischer Idealismus gehört aber einmal zur Poesie. Es gereut mich auch jetzt noch nicht. Kenner späterer Auflagen werden mir zugeben, daß das Buch gegenwärtig wie nach einem gewissen Plane gearbeitet scheint und gewissermaßen ein Gesamtbild giebt vom Leben und Empfinden meiner Landsleute und Zeitgenossen."

Die größte Schwierigkeit machte jedoch die Feststellung der Schreibweise des Plattdeutschen. Für das Hochdeutsche stand die Schreibweise, abgesehen von nebensächlichen Schwankungen, fest, aber die plattdeutsche Sprache war bisher nur gesprochen worden, geschrieben und gedruckt war in dieser Mundart fast garnichts. Hierfür war die Schreibweise also vollständig unsicher, sie mußte erst gefunden und im einzelnen sorgfältig erwogen und festgestellt werden.

Groth läßt uns einen Blick thun in die Weise wie die beiden Freunde miteinander arbeiteten und in die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, indem er in seinen Aufzeichnungen schreibt: „Mit Müllenhoff begann nun bald eine langanhaltende Arbeit, deren Resultat in der Durchführung der Orthographie, dem Glossar und der Einleitung des Quickborn in den nächstfolgenden Auflagen vorliegen, die ebenso, wie meine eigenen, wohl von den Nachfolgern unbesehens benutzt, aber noch weniger nach ihrem Werte anerkannt sind. Man spricht auch davon, als hätte es in der Luft gelegen. Und eben darum sei hier für die Nachwelt etwas davon erzählt, denn seines Fleißes darf man sich rühmen, sagt Lessing. Müllenhoff und ich haben damals einen ganzen Winter durch mehr als sechs Monate täglich drei volle Stunden zusammen an jenen Aufgaben gearbeitet. Außerdem hat Müllenhoff die sprachvergleichenden Nachweise zum Glossar und die Ausarbeitung der grammatischen Einleitung noch zu Hause vorgenommen. Er kam vom Oktober bis in den April regelmäßig mit dem Schlage 5 nachmittags zu mir uud ging mit dem Schlage 8. Es war ein Opfer, das er und ich in der Sache gebracht.

Für die plattdeutsche Schreibweise hatte ich mir eine bestimmte Ansicht in meiner vieljährigen Arbeit heraus-

gebildet, der auch Müllenhoff nach vergeblichen Versuchen, zu einer größeren Einfachheit oder Gleichmäßigkeit zu gelangen, beistimmte. Man hat nachdem gut reden gehabt über plattdeutsche Schreibweise, entweder indem man behauptete, es gäbe keine geregelte und man schreibe, wie man wolle, oder indem man Ratschläge gab, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei. Ich kann die Versicherung geben, daß auch kein einziger von allen Einfällen zur Aufbesserung der Mängel, wie sie entweder sich thatsächlich zeigten oder theoretisch vorgetragen wurden, nicht längst vorher von mir und später noch einmal von uns zusammen durchdacht worden ist, sie haben uns niemals etwas Neues gesagt. Die Herren haben alle, ohne Ausnahme, erst nach uns und uns nachgeschrieben, soweit es ihnen paßte oder sie es verstanden und dann uns kritisiert oder verbessert, meist ohne die umfassende Kenntnis eines Müllenhoff.

Man vergesse doch nicht, daß es damals ein Buch in plattdeutscher Sprache, das einen weitern Leserkreis im Auge hatte, nicht gab, wohl einzelne Gedichte, meinetwegen auch Sammlungen derselben, wie Bornemann und Bärmann. Aber ich hatte plötzlich zu thun mit einem großen Publikum aus allen Ständen, wo gerade unter den Gebildeten niemand mehr plattdeutsch lesen konnte. Mit diesen hochdeutschen Lesern mußten wir rechnen, wir konnten nicht weiter kommen, als zu einem erträglichen Kompromiß mit der hochdeutschen Schreibweise. Ist es mir doch mehr als zehnmal bei meinem Erscheinen in Kiel von lebhaften Verehrern und Freunden meiner Muse gesagt worden: „„Wir selbst können Sie nicht lesen, hätten wir unsere Kinder nicht, die nach der neuen Lautiermethode unterrichtet sind, wir stünden vor ihrem „Quickborn“ wie vor einem verschlossenen Buche.“ Ich selbst hatte noch Gervinus einen Teil meiner Gedichte in gleichmäßiger Schreibweise zugeschickt, aber schon ihm damals geschrieben, ich würde sie umschreiben, wie ich auch that. Die viel einfachere, konsequentere Schreibweise der Niederländer war mir längst wohlbekannt, aber damals hätte ich mir die Heimat verschlossen und Holland und Belgien nur halb geöffnet, wenn ich ihrer Schreibweise gefolgt wäre. Dies muß mal gesagt werden, namentlich den Naturalisten gegenüber, die von meinen wissenschaftlichen Arbeiten gar keine Vorstellung haben. Wer von ihnen über plattdeutsche Schreibweise mitsprechen will, sollte erst den Beweis liefern, daß er Müllenhoffs Einleitung zum

„„Quickborn"" gelesen und verstanden hat, ein Meisterwerk, das in wenigen Druckseiten nur dem Kenner zeigt, welche lange Arbeit zweier hingebender Männer darin steckt."

Dieser Leistung gegenüber konnte Groth in dem Vorwort zu der vierten Auflage des „Quickborn" den aus dem Mißverstand entspringenden Klagen über den Mangel einer sichern Schreibweise des Plattdeutschen erwidern: „Die unsere ist sicher."

Wir verstehen jetzt die bewegten Worte, die Groth im Herbst seinem dahingeschiedenen Freunde nachruft, indem er sagt: „Welch ein Verdienst sich mein verstorbener Freund, Prof. Dr. Karl Müllenhoff um diesen Band (den ersten seiner ges. Werke, den „Quickborn"), um Plan und Ordnung, um Festlegung einer verständigen Schreibung, um Ausarbeitung eines Wörterbuches und einer kurzen plattdeutschen Sprachlehre, wie um Verbreitung der Teilnahme für unsere Muttersprache, für meine Arbeiten und meine Person erworben hat, das läßt sich nicht in einer Vorrede aussprechen. Aber ewigen Dank rufe ich ihm noch übers Grab hinaus. Lohn hat er dafür nicht geerntet, er arbeitete, wie ich selbst, im Dienste eines Ideals. Mögen die Leser es nicht vergessen."*)

Die 3. Auflage des „Quickborn" erreichte den Verfasser in Pyrmont und die illustrierte in Bonn, wo kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt, der damals fast neunzigjährige Sänger des Vaterlandsliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland" die Dichtungen in der „Kölnischen Zeitung" mit den begeisterten Worten pries: „Sie werden von dem deutschen Volke schon getragen und fortgetragen, daß sie keiner Beurteilung und Lobung mehr bedürfen."

Mögen uns die Worte des ehrwürdigen Sängers zum Ausgangspunkt dienen zur Beantwortung der Frage, wie denn

---

*) Uebrigens wird es noch zu erörtern sein, ob der „Quickborn" in seiner neuen, von Müllenhoff beeinflußten und wissenschaftlich begründeten Schreibweise gegenüber der von Groth für die erste Ausgabe gewählten wesentlich gewonnen hat. Wenigstens will mir scheinen, daß die von Groth und Pastor Paulsen später für das ins Plattdeutsche übersetzte neue Testament gewählte Orthographie insofern besser ist, als sie leichter sich liest, und das ist für ein Buch in plattdeutscher Mundart mehr wert als die wissenschaftliche Grundlage, die zu einer absoluten Konsequenz doch auch nicht führen konnte.

der „Quickborn“ vom Volke, für welches er geschrieben war, aufgenommen wurde?

Eine Unzahl von Federn setzte sich in Bewegung, um diese seltsame Erscheinung am Himmel des deutschen Schrifttums zu besprechen und zu beurteilen, freilich nicht immer in einer Weise, daß Groth seine Freude daran hatte, da sie nicht selten mehr Eifer und Wohlwollen für den Dichter als Verständnis dessen bekundeten, was er wollte und geleistet hatte.

Eine Ausnahme machte natürlich Müllenhoff, der die Menge der Beurteiler turmhoch überragte. Welch tiefen Eindruck die schlichten Dichtungen Groths auf diesen im übrigen ausschließlich den schweren gelehrten Forschungen hingegebenen Manne machten, davon erzählt uns einer seiner Schüler, sein späterer Biograph Wilhelm Scherer, folgendes Beispiel: „Und welch unvergeßlicher Eindruck, wenn er (den in seinem Hause versammelten Studenten) aus dem „„Quickborn““ vorlas! Es war keine kunstmäßige Rezitation oder Deklamation; aber man fühlte, daß sein tiefstes Innere bebte. Sein ganzes Ich schien auch gerührt. — Eines Abends — es war nach dem Januar 1873 — las er das Gedicht, worin ein Großvater sich im Kreise der Seinen, die ihm von Auswanderung sprechen, fest an die Heimat klammert und ihnen die Stelle weist, an der seine selige Frau zuerst froh das gemeinsame Haus betreten, und die andere Stelle, auf der ihre Bahre gestanden . . . .

Da versagte ihm die Stimme und er konnte nicht weiter. Das Schicksal hatte ihm Gleiches verhängt.“ (Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild von Wilh. Scherer. S. 129.)

Um dem Buche gleich einen weiteren Leserkreis zu sichern, erließ Müllenhoff eine Anzeige des Buches in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und in norddeutschen Zeitungen, die Groth dermaßen befriedigten, daß er in diesen Anzeigen zum erstenmal den Kern getroffen und sich selbst zu verstehen glaubte. Mit welchem Enthusiasmus übrigens das Buch in allen Schichten des Volkes aufgenommen wurde, kann der Leser schon daraus entnehmen, daß in der kurzen Zeit von April 1852 bis zum August 1855, also in reichlich drei Jahren, vier Auflagen nötig wurden. Dieser reißende Absatz beweist, daß der „Quickborn“ für die nach Poesie dürstende Volksseele wirklich war, was sein Name sagt, daß er wirklich, wie Gervinus treffend vorausgesagt, „eine Oase in der Wüste“ war. Wie konnte es auch anders sein! Der Born

der volkstümlichen Dichtung war seit Jahrhunderten versiegt und die Dichter, an denen unsere Nation wahrlich nicht arm ist, wandelten auf den Höhen der Bildung dahin, so daß sie von der breiten Masse des Volkes kaum gesehen und noch viel weniger ihre Stimme gehört wurde. Und die wenigen, die was davon genossen, mochten wohl glauben, dort unten sei für Poesie weder Verständnis noch Verlangen. Aber welcher Unverstand! Das ganze Leben ist, wie Klaus Harms in seinem Vorwort zur 1. Auflage des Quickborn sagt, in seinem innersten Wesen Poesie, wenn es mit Kunstaugen geschaut und mit Kunsthand dargestellt wird und das war bei Groth der Fall. Er schlug wieder die seit Jahrhunderten abgebrochene Brücke zwischen volkstümlicher und kunstmäßiger Dichtkunst und öffnete wieder denen die Pforten zum Garten der Dichtkunst, die sich klassischer Bildung nicht rühmen konnten. Indes Groth hat uns eine Anzahl von interessanten Einzelheiten aufgezeichnet, die uns mehr als alle allgemeinen Darlegungen ein Bild davon geben, wie der „Quickborn“ einschlug, nicht nur bei dem einfachen Manne, sondern auch bei den Gebildeten.

Während Groth noch auf Fehmarn lebte, machte sein Freund Selle eine Reise nach Heide, um dort seinen Bruder zu besuchen. Groth gab ihm den „Peter Kunrad“ mit, der bereits fertig war, und bat ihn, über Tellingstedt zu reisen und das Gedicht nach der Handschrift seinem alten Freunde Pastor Petersen vorzulesen. Als nun Selle im Pastorate zu Tellingstedt eintraf, wurde er sofort mit der Frage empfangen: Was macht denn unser Freund Klaus Groth? Selle erzählte nun dem besorgten alten Herrn, daß Groth sich leidlich wohl befinde und in alter Weise seine Studien treibe. Er habe eine seiner Arbeiten bei sich, die er ihm gerne einmal vorlesen würde. Darauf setzte sich der würdige Pastor auf eine Bank, rauchte seine lange Pfeife an, schob seine Zipfelmütze zurecht und bat voller Erwartung, mit dem Vorlesen zu beginnen. Ruhig hörte er ihm lange zu, bis er an die Stelle kam, wo der Pastor, mit seinem Wasserglas in der Hand bei der Pumpe stehend, zu kenntlich gezeichnet ist. Da rief er, plötzlich aufspringend: „Halt auf, das bin ich!“ Nach einer kurzen Pause sagte er: „In allen Ehren, fahren Sie fort!“ Und als Selle geendigt hatte, da rief er aus, wohl wissend, was Groth eins gelobt hatte: „Ja er kann es doch, wahrhaftig!“ Sein besonderes Staunen erregte die treue Wieder-

gabe des Gespräches zwischen ihm und Peter Kunrads Mutter, das er mit ihr unter vier Augen gepflogen und niemandem erzählt hatte und das also auch Groth von keinem hatte erfahren können: „Wie ist das möglich, woher konnte ers wissen, daß genau so die Worte gefallen sind!“ Selle wußte darauf nichts zu antworten, als daß dies wohl dichterische Intuition sein müsse. Uns erinnert diese Erscheinung an eine Aeußerung Hebbels, daß er sich in den Charakter der Angnes Bernauer so vertieft habe, daß er ganz genau sagen könne, wie sie ausgesehen, wie sie gesprochen und wie sie als Kind sich benommen habe.

Aehnliches erlebte Selle bei Klaus Harms in Kiel. Auch zu diesem ging er auf Groths Wunsch, um ihm Proben aus seinem Quickborn vorzulesen. Harms war schon erblindet und empfing Selle, als er hörte, daß er ihm plattdeutsche Gedichte vorlesen wolle nicht gerade erwartungsvoll. „Sie können ja einige vorlesen,“ sagte er, und ließ ihn beginnen. Als er aber nur Weniges gehört hatte, fuhr er auf mit dem Ausruf: „Was ist der Mann und wie heißt er?“ Selle: „Er heißt Klaus Groth, ist Lehrer in Heide und lebt augenblicklich bei mir auf Fehmarn.“ Harms: „So etwas habe ich noch nicht gehört. Das ist etwas Großes.“ Harms war von der Zeit an einer von Groths besten Freunden.

Als sein Bruder Johann ihn von Fehmarn abholte, war er natürlich sehr begierig zu erfahren, wie seine Familie, zumal sein Vater den eben erschienenen Quickborn aufgenommen hätte. „Johann“ sagt Groth, „erzählte mir, er selbst habe das Buch mit Interesse durchgelesen, dann aber gegen den Vater zweifelnd geäußert: „„Also das ist es? Darauf hat er die vielen Jahre gearbeitet? Das ist ja garnicht wie sonst solche Bücher, das sind ja ganz gewöhnliche Menschen, lauter Leute wie wir!““ Der Vater aber habe gesagt: „„Ich glaube doch, daß es etwas Besonderes ist, im übrigen: das will Klaus wohl wissen, der ist klüger als wir beide.““ Allerdings was ich wußte und wollte, war eben gerade, heimische Leute zu zeichnen, so daß sie an sich selbst glauben konnten und insofern war mir die plattdeutsche Sprache nur ein Mittel.“ — „Daß mir das gelungen, davon erlebte ich bald rührende Beweise. Eine spätere Freundin schrieb mir fast in jedem Briefe: „„Sie haben uns unsere Heimat, unser stilles Dasein, unsere einförmige Marsch, unsern Garten und Hühnerhof lieb

und teuer gemacht.""*) Und eine hochgebildete Dame aus vornehmen Kreisen sagte mir: „„Ich hatte keine rechte Achtung vor unserm Volke, das mir plump und ungraziös erschien; Sie haben es mir wert und teuer gemacht."" Bald erschienen von allen Seiten Besprechungen — voran an innerem Werte und Einfluß die von Prof. Karl Müllenhoff — die auch dem zaghaften Bruder den Zweifel raubten und des Vaters Vertrauen rechtfertigten. Die erste Besprechung, die in mein Vaterhaus drang, war auch von einer Autorität in Dithmarschen, dem gelehrten Rektor unseres einzigen Gymnasiums dort, in Meldorf, Doktor, später Prof. Kolster. Mein Bruder erzählte mit Rührung davon, und mich rührt noch in der Erinnerung seine Erzählung, besonders meines Vaters wegen.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Familie saß um den Kaffeetisch, da erschien der „„Dithmarscher Bote,"" die heimische Zeitung mit der eingehenden liebevollen Besprechung des Lebenswerkes seines Aeltesten. Er las den Bericht laut vor, mit ernster, mitunter wohl auch vor Freude zitternder Stimme. Johann erzählte nicht, daß er irgend etwas selbst geäußert. Aber gegenwärtig war ein Schulkamerad von mir, auch ein Johann. Wir hatten von Kindesbeinen an viel Freud und Leid mit einander geteilt, zusammen unsere Drachen steigen lassen, zusammen unsere Läufer (Marmel)-Schätze gehabt, uns erzürnt darüber und wieder vertragen. Dann hatte uns das Schicksal getrennt. Er wurde Handwerker, genoß als junger, schöner Mann wohl etwas rasch das Leben, wurde früh ernst, lebensklug, heiratete in diesem Sinne, sparte, ernährte seinen alten Vater. Aber die Poesie des Daseins war bei ihm verwelkt. Der hörte es an, wie mein Vater

---

*) Der Gewerbeschuldirektor Ahrens in Kiel schreibt dem Verfasser: „Ich erinnere mich noch lebhaft an den Vorfall, wie ich meine erste Bekanntschaft mit dem „Quickborn" machte. Ich war Lehrer in Altona und komme an einem Sonntagmorgen zu einem Kollegen, der ganz aufgeregt in der Stube auf und abging und laut aus einem Buch las: „Hören Sie! rief er mir zu, als ich eintrat und dann las er: „Dat heet sik Lif un Seel opfrischen." Er kam garnicht aus dem Vorlesen wieder heraus. Es war ein köstlicher Genuß. Sophie Dethlefs „Fahrt na de Isenbahn" kannte ich aus Burgward's Bildungsfreund, auch manches Gedicht von Franz Bockel aus den Itzeh. Nachrichten. Groths „Quickborn" packte mich aber doch ganz anders. Aber erst spät gelangte ich in den Besitz der 7. Auflage."

die Proben aus dem „„Quickborn,““ die Dr. Kolster rühmend anführte, vorlas, unter ihnen das Gedicht: „„Ik wull, wie weern noch kleen, Jehann, do weer de Welt so grot.““ Er bezog es, wohl nicht völlig mit Unrecht, in seinem Sinne direkt auf sich. Das ertrug er nicht. Totenbleich stürzte er aus dem Zimmer, mein Bruder ihm nach und beim Abschied weinte er und eilte von dannen. Seine wenigen, charakteristischen Aeußerungen habe ich leider nicht behalten. Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz eine Anekdote erzählt, die mir mein Vater später, als ich ihn kurz nach meiner Verheiratung mit meiner Frau besuchte — denn er erlebte noch dies für mich entscheidende Ereignis wie auch meine Ernennung in Bonn zum Ehrendoktor — nicht ohne Stolz auf seinen Sohn mitteilte. Für seinen Vater darf man sich ja mit freuen, ohne Gefahr, als eitel zu erscheinen. Nach dem Abgange meines wohlwollenden Freundes von meiner Lehrerzeit her, des früheren Landvogts Boysen, trat ein Landvogt Hansen an seine Stelle. Dieser kam fast wöchentlich zu meinem Vater auf die Mühle, um mit ihm eine Weile zu plaudern, auch sich nebenbei über Gemeinde- und Ortssachen zu unterrichten. „„Bei einem solchen Besuche,““ erzählte mir der Vater, „„fragte mich der Landvogt: Ich habe ein Buch, Herr Groth, das heißt „Quickborn,“ ich bin sonst eigentlich kein Freund des Plattdeutschen (wie bezeichnend für die Stellung des Gebildeten zur verachteten Mundart; man denke, daß so der erste Beamte des Ländchens sprach, in welchem er außer Beamten nur mit plattdeutsch Redenden verkehrte, in einem Ländchen, dessen Hauptchronist, Neocorus, die Geschichte des berühmten letzten deutschen Freistaates plattdeutsch geschrieben hatte; bezeichnend für das Wagnis, die verachtete Mundart wieder zu Ehren zu bringen!), aber meine Freunde, namentlich Dr. Kolster, haben mich gezwungen, das Buch zu lesen. Nun kommt es aber auch garnicht mehr von meinem Tisch. Es ist von einem Manne Ihres Namens. Ist er verwandt mit Ihnen?““ „„Da sagte ich ihm: „Dat is min Saehn!“ „„Mein Gott,““ rief der Landvogt, „„das ahnte ich ja nicht! Wie kommt er dabei?““ „„Dat weet ik nicht!““ sagte der Alte lächelnd, „„von mi hett he't nicht.““

Ich will nun noch eine Episode aus jener trüben Zeit erzählen. Ein alter Schullehrer, Hans Mildenstein ist sein Name, hatte mich besonders lieb gewonnen, lange vorher, ehe er mich als Dichter kennen lernte. Er war sonst ein

höchst einfacher, redlicher Mann, Autodidakt, von geringem Wissen, aber tiefen Gemüts. Er besuchte mich fast jeden Sonntag, wenn er in Landkirchen zur Kirche ging. Als nun mein „„Quickborn““ erschienen war, schenkte ich ihm ein Exemplar, das ihn gewiß höchlich überraschte. Er nun las daraus seinen Bauern vor, zu denen auch ein Bekannter von mir gehörte, ein behäbiger Mann, Namens Nicolaus Witt. Dieser wohlbeleibte Nicolaus Witt wußte sich beim Vorlesen vor Entzücken nicht zu fassen. So etwas hatte er natürlich nie gehört, das verstand er auf ganz andere Art, als sonst Lesen und Reden. Um seiner Freude nun Ausdruck zu geben, rief er immerfort in die Vorlesung hinein: „„Dat hett he sülm makt! Dat hett he ni afschreven!““ Bis er einmal auf ein Fremdwort stieß und meinen Hans unterbrach: „„Hol puß! Dat is Hochdütsch!““ So also schlug es auch dort ein.“

Auch will ich hier einen Vorfall kurz erzählen, der sich später oft, wenn auch in ganz verschiedener Form, wiederholt und Groth, den herzlichen Freund der Kinder, immer tief gerührt hat: es war eine Ehrenbezeugung für den Dichter von Kindern, sicher aus ihnen selbst entsprungen und von ihnen selbst dargebracht, wie die Umstände zeigten. Als er in Kiel sich soweit erholt hatte, daß er ins Freie gehen konnte, pflegten sein Bruder Johann und er einige Gärten zu passieren, in denen ein paar Lindenlauben am Fußwege standen. Dort spielten um ihre Spazierstunde kleine Mädchen von etwa 6—10 oder 12 Jahren. Groth, der sonst immer gerne Kinder anredete, neckte und kajolierte, hatte sich bei seiner Schwäche nicht um sie gekümmert. Eines Tages aber sah er, daß sie ihn und seinen Bruder erwarteten, sich, etwa ein Dutzend an der Zahl, aufstellten, bis eine der größeren rief: „Nu man to!“ und als er vorüberging, sangen sie. Auch darauf achtete Groth nicht, es ist ja oft Kinder Weise, aber Johann eilte verlegen lachend vorüber und sagte ihm: „Hörst du garnicht, was sie singen?“ Da hörte er denn deutlich sein eigenes Lied: „Jehann, ik mutt fort!“ Er wandte sich um und nickte gerührt dankend den Kleinen zu, welche lachend und verschämt lauter fort sangen. Groth dachte bei sich, daß ein solcher Vorgang für alle Leiden entschädigen müsse; Gesundheit gewährte er freilich nicht.

Nicht minder interessant und die Wirkung des „Quickborn“ beweisend sind auch die Erlebnisse Otto Speckters,

des berühmten Künstlers, der die Bilder zu den Heyschen Kinderliedern gezeichnet hat und den Groths Verleger gewonnen hatte, auch für die illustrierte Auflage des „Quickborn“ die Zeichnungen zu machen.

Otto Speckter hatte schon mit wahrer Begeisterung Proben von Bildern zum „Quickborn“ dem Verleger vorgelegt, worauf dieser ihn engagiert hatte. „Spekter suchte mich,“ berichtet Groth, „im Sommer 1854 in Kiel auf und ging mit Empfehlungen von mir auf einige Monate nach Dithmarschen, um Studien zu machen und Skizzen aufzunehmen. Darüber muß ich der Nachwelt, die teil an mir nimmt, nach seinen lebhaften Erzählungen einige Anekdoten aufbewahren.

Speckter war ganz der Mann, mit den Leuten, die er in seinen Bildern so vortrefflich verewigt hat, als mit seinesgleichen zu verkehren. Er ging von Kiel zunächst über die Eider nach Tellingstedt, meinem „„Jungsparadies,““ wo die meisten meiner Erzählungen spielen. Bei Lexfähre betrat er Dithmarscher Boden. Ein zufällig anwesender Bauer nahm ihn auf seinem Wagen mit. Natürlich fragte er den Maler aus, und Speckter machte keinen Hehl aus seinem Vorhaben. „Also Se sünd de Mann, de vaer „„Dat Book““ tekent“, sagte der Bauer. Dies war, wie Speckter berichtet — und ich habe keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln — die allgemeine Bezeichnung für den „„Quickborn““. „„Ja, denn kam Se man mit, Klas Groth kenn wi all!““ In Tellingstedt wohnte Speckter bei meinem Vetter Paul Lindemann, in dem Hause meines verstorbenen Onkels, wo ich die fröhlichsten Tage meiner Jugend verlebt hatte, auf dem Schauplatze, wo „„Hanne ut Frankrik““ spielt, wo ich den unglücklichen „„Peter Kunrad““ als Spielkameraden gekannt, wo damals noch mein edler Freund Pastor Petersen in dem alten Hause wohnte, das Speckter nebst dem Pastor und seiner Familie gezeichnet hat. Es ist jetzt, wie so vieles aus damaliger Zeit, verschwunden. Von seinen Erlebnissen sei eins erzählt.

Eines Tages kam ein blühendschönes, stattliches Mädchen zu ihm in Vetters Haus mit der Frage: „„Sünd Se de Mann, de vaer dat Book tekent!““ Und auf seine bejahende Antwort sagte sie: „„Denn much ik mi ok geern teken laten.““ Er bemerkte ihr darauf, daß er es gern thäte, aber dann müsse sie einen breiten Strohhut aufsetzen und eine Milchtrage (en Dragg) umhängen. Dies that sie, und er machte seine Skizze. Nach einigen Tagen kam sie wieder und ließ sich

das Bild zeigen. „„Kam ik nu ok würkli in dat Book?““ sagte sie dann lächelnd, „„denn künnt Se geern min Nam bischrieven, Herr Groth kennt mi ganz gut, ik heet Anna Peters.““ Ihr Bild schmückt „„De Melkdiern,““ doch muß ich bekennen, daß ich keine Erinnerung habe von der offenbar schmucken Anna Peters.“

„In Heide wohnte Speckter bei meinen Eltern. Von seinen Erzählungen aus Heide will ich nur kurz berichten. Er sprach gern über seinen Aufenthalt in meiner Familie, von meinem Vater pflegte er wiederholt und mit besonderem Respekt zu sagen: er sei ihm immer vorgekommen wie ein wahrer Patriarch. In Heide gab es einen Schuster, den man wegen seiner Dicke allgemein den Speckschuster nannte. Seinen wirklichen Namen habe ich längst vergessen. Der Name Speckschuster paßte mir in meinen „„Fieler Fischtog““ und ich wandte ihn an, ohne eigentlich an seinen Inhaber zu denken. In der ersten Zeit nun des Bekanntwerdens meiner Gedichte suchte man, wie gewöhnlich, nach den Originalen der geschilderten Personen, besonders den komischen. Da hatte man es denn mit dem Speckschuster bequem. Anfänglich nun machten die Neckereien den biederen Mann zornig, sein Sohn hatte sogar gedroht, mich körperlich für meine Frechheit züchtigen zu wollen. Mit der Zeit aber fühlte der Speckschuster sich als eine Berühmtheit und Speckter konnte ihn auf dem Sonnabendsmarkt ohne Gefahr sehen und zeichnen.“

„Eine Scene, die sich an die Zeichnung des damaligen Heider Armenhauses, meiner „„Rumpelkamer““, knüpfte, erzählte mir mein Bruder Johann. Zu ihm kam ein alter Insasse des Gebäudes, Detlef Ramm mit Namen, auf die Mühle und erzählte ihm entrüstet und betrübt, daß der Mann, der für Klaus sein Buch zeichnete und im Armenhause gewesen sei, ihn nicht getroffen und mitgezeichnet habe, da er doch gleichsam die Hauptperson sei. Der habe statt dessen den alten Sünder, den alten Külcke, genommen. Dieser Detlef Ramm spielte eine Figur schon in meinen Kindeserinnerungen. Ich habe ihn viel benutzt. Er ist eine der Hauptgestalten in der Erzählung „„Vun den Lüttenheid““, hat auch zu dem Alten aus dem Arbeitshause im „„Rotgeter““ gesessen.“

„In Nordhastedt trat Speckter in den sauberen Gasthof des Dörfchens bei Herrn und Frau Kühl ein, indem er sich gleich als Zeichner für den „„Quickborn““ kundgab. „„So,““ sagte Gastwirt Kühl, „„sünd Se de Mann; dat Book hebbt wi

ok."" Nun, bemerkte Speckter, dann möchte er es einmal hergeben. Kühl suchte nun, fand es aber nicht und sagte dann bezeichnend „„dann ist es in der Schmiede,"" bekanntlich der Sammelplatz im Dorfe außer dem „Kruge". Speckter bat nun, er möchte hinschicken und es holen lassen, wahrscheinlich, um zu erfahren, ob der Mann nicht renommiere. Indem Kühl sich anschickte, jemand für den Zweck zu rufen, trat ihm ein zwölf- bis dreizehnjähriges Mädchen in der Thür entgegen. „„Denn is't ni nödig,"" rief Kühl, „„dat is min Dochder, wat wullen Se weten, de weet't utwendig."" Wenn in dieser letzten Aeußerung auch etwas Uebertreibung stecken mag, so beweist sie wenigstens, daß der „„Quickborn"" in dem Kreise wohl bekannt sein mußte. Als Speckter diesen Vorfall erzählte, war Prof. Müllenhoff gegenwärtig und bemerkte: „„Ich selbst bin allerdings imstande, wenn der Quickborn verloren gehen könnte, ihn Wort für Wort aus dem Gedächtnis wiederherzustellen.""

Zum Teil war der seltene Erfolg aber auch in den politischen Verhältnissen des Landes begründet. Die Erhebung der Schleswig-Holsteiner war niedergeschlagen, das Land war wieder an die Dänen ausgeliefert worden und in dem Regiment derselben waltete der unheimliche Geist der Unterdrückung und der Rache. In dem „Quickborn" lag aber eine Erhebung des niedersächsischen Volksgeistes vor, die man mit keinen noch so raffinierten Mitteln niederzuschlagen und zu unterdrücken vermochte. Das fühlte man, nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch in Dänemark, denn so freundlich die dänische Regierung sich Groth auch gesonnen zeigte, die dänische Presse begann ihn schon während seines Aufenthaltes in Kiel anzugreifen

„Zündend schlug deshalb die Dichtung in alle Herzen, bei Bürgern und Bauern, bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Kindern und Erwachsenen, überall fanden sie Wiederhall und begeistert jauchzte das Volk, für das er gerungen, seinem Dichter den Beifall zu, der über Land und Leute und die traurige Wirklichkeit die Zauber seiner Poesie ausgegossen," sagt Prof. Wieding, selbst ein vertriebener Schleswig-Holsteiner.

„Man wird es in späteren Zeiten kaum glauben, sagt Groth, „wie dumm und quälend damals die Maßregeln der Dänen in den gemischten Sprachdistrikten Schleswigs, z. B. in Angeln, waren und wie verbittert dadurch die Bewohner. Darum sei hier folgender Vorfall erzählt: Ich fuhr einmal

zu Wagen mit meiner Frau durch Angeln, zum Teil in der Absicht, ihr die Lage der Leute den Dänen gegenüber zu zeigen, die sie als geborene Bremerin gar nicht begriff und kaum glaubte. Wir bogen in Sch., einem Kirchdorf, in die offene Durchfahrt eines „„Kruges““ ein. Dort empfing uns der Wirt, ein kleiner Mann mit dem klugen Gesicht des echten Angliters, sagte uns fremd und freundlich „„Guten Tag!““ und führte uns in das Wirtszimmer. Schon beim Eintreten fragte ich ihn nach dem Namen des Pastors im Ort. „„Ik weet nicht, wa he heet,““ sagte der Wirt mit völlig gleichgültiger Miene. „„Dat plegg man doch to węten, op'n Dörpen,““ sagte ich. Er: „„Dat mag wull węsen.““ — Ich (indem ich mich im Zimmer umsah): „„Hier sünd wull vęl Blaue?““ (Dänische Gendarmen). Er: „„Kann man nich jus seggn.““ — Ich: „„So, ik dach, man neem sik hier mit sin Wör in acht.““ — Er: „„Dat deit man jümmer.““ Ich: „„Bi mi is't aewrigens nich nödig, ik heet Klas Groth.““ Er: „„Sünd Se de . . . .! Hansen heet de Kerl (er brauchte einen unparlamentarischen Ausdruck). Ach, Herr Groth!““ Und nun griff er in eine Kommode mit Schul- und Schreibbüchern hinüber, indem er oberflächlich hinzeigte, daß es Dänisch sei: „„Dat Dreck schüllt unse Kinner lehren!““ warf sie an die Erde und trat darauf, indem ihm die Thränen die Backen herunter liefen.“

Aber nicht nur bei dem einfachen Manne des Volkes fand der „Quickborn“ freundliche, ja begeisterte Aufnahme, sondern ebensosehr bei den Gebildeten und Gebildetsten der Nation.

Wie Müllenhoff ihn schätzte, wie E. M. Arndt ihn pries und wie Gervinus urteilte, haben wir bereits gehört. Der Prof. Nitzsch, der in Kiel zu Groths besonderen Freunden gehörte und später nach Königsberg versetzt wurde, schrieb Groth, daß sein „Quickborn“ ihm in einer Zeit der tiefsten Seelenschmerzen Heilung bereitet habe. Ein besonderer Verehrer des „Quickborn“ war auch Theodor Mommsen, der aus Garding gebürtige, noch lebende berühmte Historiker, und auch der Fürst Bismarck rühmte, wie wir wissen, den „Quickborn“ als eine nationale That. Zu den wärmsten Verehrern des „Quickborn“ und auch des Dichters gehörte auch der Kaiser Friedrich, der bei der Festtafel, die zur Einweihung des Kieler Universitätsgebäudes veranstaltet war, es aussprach, daß der „Quickborn“ in seiner Familie fleißig gelesen

werde und daß ihm manche Thräne dabei in seinen Bart gerollt sei.

Zum Schluß sei hier noch Hebbels Stellung zum „Quickborn" mitgeteilt.

Emil Kuh, der Biograph Hebbels, berichtet darüber im 2. Bande seiner Lebensbeschreibung Hebbels folgendes: „Auch Hebbels Landsmann, Klaus Groth, der mit seinem „„Quickborn"" über Nacht der Dichter Dithmarschens geworden war, näherte sich jetzt dem Verfasser der „„Judith"". Nie vorher noch hat ein Liederbuch (das Uhland'sche, wie sich von selbst versteht, ausgenommen) einen so ins Tiefste dringenden Eindruck auf Hebbel ausgeübt, wie Groths plattdeutsche Gedichte. Er jauchzte wie ein Kind, als die Scenerie und die Figuren seiner Heimat lyrisch plastisch vor ihm aufstiegen, ja nicht selten traten ihm Thränen künstlerischer Rührung in die Augen. Wenn aber nur der Dithmarscher in Hebbel von diesen Gedichten getroffen worden wäre, wenn sie gleichsam nur wie Jugendgenossen, die ihn nach langer Trennung wieder einmal aufsuchten, ihm alte Geschichten und Schnurren vorgeschwatzt hätten, so würde ihn der „„Quickborn"" sicherlich nicht so mächtig haben bewegen können. Die echt lyrische, vom Reize des Stofflichen unabhängige Kraft dieser Lieder mußte sich hinzugesellen, um den ganzen Menschen zu ergreifen. Den höchsten Zauber übten gerade die in ihrer Art unvergleichlichen Naturbilder auf ihn aus: „„Matten Has'"", „„Aanten in't Water"", „„Spatz"", von denen er bewundernd sagte, daß sie nur mit der plattdeutschen Sprache untergehen können.

Das [illegible]gedicht, das Hebbel, wie überhaupt ein Drittel der Sammlung, auswendig wußte, hauchte einen Schimmer der Verklärung über sein Gesicht, so oft er es vortrug. „„Sehen Sie, Kuh,"" sagte er zu mir, „„nicht nur eine Spitze lyrischen Humors, das ist Poesie, das ist lyrische Empfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich. Demgegenüber [illegible] sich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte. Sie [illegible] wie sie wollen, [illegible] zu [illegible]."" Hebbel machte für den „Quickborn" [illegible] jedermann, der zu ihm kam, [illegible] das Buch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Gedichte Hebbels zum Anlaß, ihm nun persönlich den Dank entgegenzubringen für die Wohlthaten, welche er schon in seiner Jugend durch Hebbels Poesie versicherte empfangen zu haben. Sein schlichtes Wort, sagte Groth, werde Hebbeln genügen. „Die Worte wiegen hier ja schwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reise an den Rhein und an die Oberelbe erfahren."

Hebbel antwortete auf diesen Brief sofort folgendes:

Lieber Groth!

Jawohl wiegt im Norden das einfache Wort schwerer wie im Süden Schwur und Beteuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von welchen die gesunde alte Welt nichts wußte und welche in die neue ungefähr so hineingekommen sind, wie die Handschuhe, die bekanntlich der Pest wegen erfunden wurden. Ein Orden ist eine Batterie und ein Titel eine ganze Festung; wir brauchen aber alle beide keine Deckung und können auf gut Dithmarscher Manier ohne Umstände ins Freie treten, wie es vor der Zeit der Ritter ohne Roß und der Räte ohne Stuhl ein jeder thun mußte. Wenn Sie mir für „„geistige Wohlthat"" Dank schuldig zu sein glaubten, so befand ich mich Ihnen gegenüber längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Litteratur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn und Ihre That fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. — — Ich bin nicht müde geworden, für Sie „„Propaganda"" zu machen, mein Töchterlein weiß Ihren „„Matten Has'"" auswendig, den ich übrigens, nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem „„Orgeldreier"" und ganzen Stellen aus „„Hans Schander"" aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrat Löbell aus Bonn brachte Mittwoch im Kreise meiner Freunde bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr mir immer nur das Eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören! Das wird mich wohl

entschuldigen, wenn ich manches andere Produkt aus Holstein ruhig zum „„Uebrigen““ legte, denn auch das aus dem engeren Vaterlande ist nicht selten ein Kommentar zu Schillers tiefsinnigem Distichon „„Weil ein Vers dir gelingt u. s. w. — —““

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

(Friedrich Hebbels Briefwechsel herausg. von Felix Bammberg, Bd. 2 S. 454.)

Um nun endlich noch eine eingehendere Würdigung des „Quickborn“ zu geben, sei der betreffende Abschnitt aus dem vorzüglichen Werke von Adolf Bartels „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ S. 58 u. 59 hierhergesetzt:

Von dem Urteile Hebbels ausgehend schreibt Bartels:

„Von diesem Instrumentenbau merkt man nun den Gedichten des „„Quickborn““ selbst nichts mehr an, sie sind da, als ob sie unmittelbar dem Volkstum entsprungen wären, von einer Unmittelbarkeit, frischen, glücklichen Leichtigkeit und dabei wieder so schwerwiegendem Inhalt, daß man immer aufs neue erstaunt. Gewiß, hier und da konnte der Dichter vom Volksliede und vom plattdeutschen Volksreime, wie er noch im Munde des Volkes lebte, ausgehen, hier und da konnte er dem Heimischen verwandte Töne aus Burns, für die Balladen auch aus Uhland übernehmen, aber in der Hauptsache schuf er doch ganz Selbständiges und Neues, dabei nie den Boden der Heimat unter den Füßen verlierend. Welch ein Reichtum von Tönen in diesem einen, dem ersten Bande des „„Quickborn““! Da haben wir zunächst das aus den persönlichen Erlebnissen und Stimmungen des Dichters geflossene lyrische Gedicht, das, was ich spezifische Lyrik zu nennen pflege, da es aus den tiefsten Tiefen der Menschenbrust kommt und seine Melodie in sich selber trägt, nicht der Vertonung bedarf, wie das Lied. Die meisten dieser Gedichte, die größte Empfindungstiefe mit größter Einfachheit und vollster Geschlossenheit vereinen, stellen sich den seltenen Perlen deutscher Lyrik, „„die garnicht anders zu denken sind und wie die Natur selbst wirken,““ würdig an die Seite. Ihnen an Wert beinahe gleich kommen viele der Lieder Klaus Groths. — — Klaus Groths volkstümliche Lieder vereinen die Vorzüge des echten Volksliedes mit reinerer Form, man kann sie denen Mörike's vergleichen. — — Und dann — eine neue Klasse — die

Bilder aus dem Tierleben, auch sie sind meist jedem Kinde verständlich und dabei wieder so reich an schärfster Naturbeobachtung, köstlichstem Humor, vollendeter Kunst, daß auch die Großen staunend davorstehen. Reine Naturbilder, also Gedichte, die weiter nichts als Naturschilderungen enthielten, sind im „„Quickborn““ kaum vorhanden, nichtsdestoweniger findet man die gesamte Natur Niedersachsens, Wald und Heide, Moor und Marsch, Acker und Oede, Meer und Watt in den Dichtungen Klaus Groths wiedergespiegelt, aber in Verbindung mit dem Menschenleben, der Mensch und die Natur gehören hier eben zusammen. Oftmals nehmen die Bilder aus dem Volksleben, die Klaus Groth in reicher Fülle geliefert hat, balladenartige Form an, dann wieder muß man sie als Idyllen oder humoristische Scenen bezeichnen, und aus diesen gehen endlich die größeren epischen Dichtungen hervor, in denen nicht mehr die einzelne Gestalt oder die Umgebung, das „„Milieu““, wie man heute sagt, die Hauptsache ist, sondern das menschliche Schicksal. Diesen, das Volksleben der vormärzlichen Zeit so vollständig, wie es in poetischer Form möglich, charakterisierenden Dichtungen, schließen sich endlich die eigentlichen Balladen an, teils sagen- und gespensterhaften Inhalts, von einer Gegenständlichkeit in der Schilderung des Grausigen und Unheimlichen, die in der deutschen Litteratur auch kaum noch einmal vorhanden ist, teils von echt geschichtlicher Haltung. Die Reichhaltigkeit ist es aber nicht, was die Sammlung über alle ähnlichen erhebt, es ist vor allem die relative Vollkommenheit jedes Einzelnen. Klaus Groth ist nicht, wie die meisten übrigen Dichter, zuerst unreif vor sein Volk getreten, sondern sofort als der große, in seiner Art kaum zu übertreffende Meister."

Das ist das Urteil eines Dichters und noch dazu eines Dithmarschers. „Wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihnen getanzt haben," sagt Hebbel, und Bartels hat als Dichter mit ihnen getanzt; er ist also ein urteils fähiger Mann, zugleich aber auch bekannt als strenger Kritiker. Wer aber dennoch glauben möchte, daß hier landsmännische Gesinnung das Urteil beeinflußt hat, — denn Bartels ist geborner Wesselburner — der möge sich an das Urteil von Ernst Ziel halten. Nachdem er in seinen „Litterarischen Reliefs" Bd. 4 den „Quickborn" eingehend besprochen, faßt er sein Urteil S. 136 in folgende Worte: „Da lacht die Sonne über dem blauen Meer; da blühen die

Blumen im engen Garten; da tollt die Sonntagsfreude im kleinen Dorfe. Welch ein Buch dieser „„Quickborn““ — voll Weinen und voll Jauchzen! Und über dem Ganzen ein Duft der Stimmung, aus Realität und Traum wunderbar in einander gewoben! Ein Helldunkel der Empfindung! Goethe sagt einmal: „„Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung, eine Geburt aus Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding.““ Auf die Lyrik angewandt, will das Goethesche Wort wohl nichts anderes sagen, als: ein wahrhaft schönes Gedicht ist von jener Dämmerung erfüllt, die ein Zwielicht ist aus Leben und Phantasie, aus Wirklichkeit und Idee. Die Grothschen Gedichte sind aus dieser „„Dämmerung““ geboren und diese Dämmerung ist ihr natürliches Element.“

Das ist das Urteil von heute. Dem gegenüber kann es kein Interesse haben, im Einzelnen Notiz zu nehmen von den gegnerischen Stimmen, die dem Dichter vorwarfen, daß er den „Particularismus“ wieder auf den Schild hebe, daß der „Quickborn“ ein künstliches und unwahres Produkt und Groth ein Anempfinder des Volkstümlichen sei, ein exklusiver Gelehrter, der sich gewaltsam und noch dazu mit Ungeschick in die Gefühls- und Gedankenkreise des Volks hineingetiftelt und das plebejische Gewand der plattdeutschen Sprache sich höchst kokett über die am Studiertisch gekrümmten Schultern geworfen (Ziel a. a. O.); sie zeugen von Unverstand und sind längst gerichtet.

Hiermit wollen wir von dem „Quickborn“ vorläufig Abschied nehmen. Wir haben so lange bei ihm verweilt, weil er Groths Hauptwerk ist; er wird uns aber noch mehrfach begegnen, da die neuen Auflagen den Dichter fortwährend wieder beschäftigen, so daß sich der „Quickborn“ wie ein roter Faden durch sein Leben zieht.

Die Arbeit an dem „Quickborn“ ist aber nicht die einzige, die den Dichter beschäftigte, nebenher wurden noch in Gemeinschaft mit Müllenhoff die „Hundert Blätter“ durchgesehen, geordnet und herausgegeben.

Außerdem schrieb Groth noch eine Anzahl von Aufsätzen für verschiedene Blätter, durch die er die Vorurteile gegen die plattdeutsche Sprache bei Laien und Gelehrten, namentlich auch bei den Lehrern, zu bekämpfen suchte. Er erreichte es, daß auf Lehrerversammlungen und in Schulzeitungen lebhaft für und wider die Beibehaltung und Einführung der

Mundart in den Schul-, namentlich in dem Sprachunterricht gestritten wurde, daß Lesebücher Plattdeutsch aufnahmen, Anweisungen zur Benutzung der Mundart für den Sprachunterricht z. B. von Dücker und anderen erschienen und benutzt wurden, vor allen Dingen, daß die systematische Verfolgung des Plattdeutschen bei der Landjugend in den Schulen aufhörte und ein gewisser Respekt vor der Volkssprache wieder eintrat. Sammlungen plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten erschienen, Idiotiken (mundartliche Wörterbücher) und Wörterbücher. So sah er mit Genuß sein Korn wachsen, das er gesät. Aber es gab auch viel Arbeit, da man sich um Rat und Hilfe stets an ihn wandte; nebenbei hatte er auch von Unverstand wie von Gegnern zu leiden.

Man sollte nun billigerweise denken, daß bei seinen geschwächten Kräften und unter der Last all dieser Arbeiten sein dichterischer Genius vollständig erlahmt wäre. Aber sein unverwüstlicher Schaffensdrang ließ ihm keine Ruhe und nicht Rücksicht auf seine Gesundheit nehmen.

Wir haben bereits gehört, daß er das Gedicht „Uennermeel“ als ersten Teil der Erzählung „Ut de Marsch“, die „Olen Leeder“, „De Möller,“ das „Regenleed“ „De Fischers“ dichtete. Außerdem entstand ihm eine Anzahl von Sonetten, in denen

„die alten Wunden unter ihren Narben,
die alten Zeiten, welche längst erstarben,“

in Trauertöne wieder klingen. Es sind meistens gar ernste Akkorde, die vom Dichter hier angeschlagen werden, fast alle gestimmt auf den Grundton einer schmerzbewegten Seele. „Es ist nun einmal,“ wie Hebbel sagt, „nicht leicht, ein Dichter zu sein.“

„Man markt dat ni, wa truri
Den Vagel sülm dat klingt,
Wenn he der warm un luri
In Winter Leeder singt.“

(„Quickborn“ 4. Aufl. S. 219.)

Viel bedeutsamer ist aber die Thatsache, daß Groth während der Zeit seines Aufenthalts auf Düsternbrook seinen ersten Versuch machte in der plattdeutschen Prosa. Auf diesem Gebiete konnte von Vorbildern noch weniger die Rede sein, als bei seinen Dichtungen in gebundener Form. Seit

Jahrhunderten war in plattdeutscher Prosa nichts mehr geschrieben worden und es ist erklärlich und für Groths Bescheidenheit ebenso bezeichnend, daß er, der, wie E. M. Arndt gesagt, die Mundart seiner Heimat so bewundernswürdig zu brauchen versteht, unsicher und mit einer gewissen Schüchternheit seine ersten Versuche unternimmt und gleichsam entschuldigend seine Priamel voranstellt:

„Platt is ni fin,
Beer is keen Win,
Win is keen Beer,
Aller Anfang is schwer,
Schwer is aller Anfang:
Gev Gott en guden Fortgang."

Der „Taugenichts" von Eichendorf „hatte den Dichter auf den Gedanken geführt, einen plattdeutschen in seiner Art ihm gegenüber zu stellen" und „so entstand im Winter 1854/55 die wunderbar einfache, und doch so unergründlich tiefe Erzählung „„Detlef"", „eine Schilderung Schleswig-Holsteinischer Zustände vor, während und nach 1848, ein Bild des allmählichen Erwachens deutschen Nationalbewußtseins in unseren mittleren Volksschichten, des vergeblichen Kampfes um dasselbe und der Ergebung ins unbezwingliche Schicksal nach der Niederlage und während der Reaktion, dies im Spiegel eines jungen Dithmarschers, der sich allmählich mit entwickelt, es zur Ruhe und zu einer freundlichen Lebensstellung bringt." Zu seiner Hauptfigur saßen ihm, so zu sagen abwechselnd, ein Bruder (Min Jehann des „Quickborn") und ein Freund. Er nannte seinen Helden nach dem Freunde „Detlef". Später ist diese Erzählung, die in diesem Rahmen die schönste Verherrlichung des norddeutschen Volkscharakters bietet (Müllenhoff), wesentlich umgearbeitet worden, und wir werden auf sie zurückkommen.

Eine zweite Erzählung in ungebundener Rede, die in dieser Zeit entstand, betitelt Groth „De Waterbörs". Die sogenannten „Wasserbörsen" sind noch jetzt in Heide vorhanden. Sie sind abendliche Zusammenkünfte von Leuten, die des Tages ihrer Arbeit nachgehen und abends bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Wasser (daher der Name) in irgend einem sich dafür am besten eignenden gastlichen Privathause, nicht selten bei einem Junggesellen, zur zwanglosen Unterhaltung zusammenfinden. Eine solche Wasserbörse nimmt Groth

zum Ausgangspunkt, um auf dem Hintergrunde kleinbürgerlichen Lebens die Gefahren zu schildern, die der Liebe eines jungen Dithmarscher Zimmergesellen drohen durch das Eindringen fremder, fäulniserregender Kulturelemente in Gestalt eines leichtsinnigen Kaufmannes und seiner Schwester aus Elmshorn in die schlichten, auf Wahrheit und Treue beruhenden Lebensverhältnisse des arbeitenden Volkes.

„Um nicht das Schwergewicht von den lyrischen Partien allzusehr auf die erzählenden zu verschieben," wurden diese beiden Erzählungen, obgleich sie als eine Ergänzung zum „Quickborn" anzusehen sind, doch nicht mit diesem vereint, sondern getrennt herausgegeben. Als die „Vertelln" Ende April 1855 erschienen, hatte Groth bereits Kiel verlassen.

XIX. Groths Abschied von Kiel.

Was bewog Groth, von dem Fleckchen Erde, das er auf all seinen Reisen nicht schöner gefunden hat, und aus dem Kreise der Freunde, die ihn auf Händen trugen, zu scheiden?

Seine Gesundheit. Sie hatte sich, trotz der rastlosen Arbeit, ja ein wenig gebessert, immerhin ist aber das Bild, das seine eigenen Mitteilungen und die seiner Freunde in uns zurücklassen, das eines kaum halb gesunden, ja eigentlich kranken Mannes. Wohl hatte er es so weit gebracht, daß er bei günstigem Wetter und alle Vorsicht beobachtend, einige Spaziergänge unternehmen konnte, aber von schaffensfreudiger und genußfähiger Gesundheit war er weit entfernt. Seine Gesundheit hatte für immer einen Stoß erlitten, auch zur Freude fehlte ihm Jahre lang die Kraft, nicht einmal an seinen Erfolgen als Dichter hatte er eigentlichen Genuß, wie er ihm als Lohn für schwere und treue Arbeit wohl zu gönnen gewesen wäre. „Wenn ich“, sagt er, „mitunter einmal wagte, herzhafter zuzugreifen, um auch etwas vom Leben zu haben, so gemahnte mich ein Bluthusten daran, daß Genuß für mich nicht gemacht sei.“ Dazu kam, daß er sich im zweiten Winter, der so hart und von so langer Dauer war, daß Groth noch am 1. April auf einem sog. Packschlitten über den Binnenhafen nach der Gaardener Seite und zurück fuhr, durch die ungünstige Witterung und durch zu starkes Arbeiten wieder geschwächt und zum Teil wieder eingebüßt hatte, was er an Kräften gewonnen. Die Aerzte und seine Freunde drangen deshalb darauf, er möchte für längere Zeit nach dem Süden gehen. Italien, Neapel und Palermo sollten ihm Heilung bringen. Groth sträubte sich jedoch, er fürchtete die Einsam-

keit, die Entbehrung gebildeten Umganges in der heimischen Sprache und gewohnter Unterhaltung mit allen Klassen der Bewohner mehr als die Unbilden der Witterung. Auch fürchtete er die Strapazen der langen Reise und endlich nicht am wenigsten die unsichere Zukunft.

Dennoch war ein Wechsel des Aufenthaltes nicht zu umgehen. Leider fehlten ihm dafür, wie wir wissen, die Mittel. Indes ohne das geringste Bemühen seinerseits bot die dänische Regierung ihm eine Unterstützung an, und man sollte denken, die drückenden Sorgen hätten ihn bewogen, mit beiden Händen zuzugreifen. Er sagte aber dem Regierungsrat Kraus, der ihm in freundlichster Weise den Antrag überbrachte, die Regierung setze wahrscheinlich voraus, er sei ein armer „Deuwel," das sei er aber garnicht, er sei ein unabhängiger Mann, habe niemandem etwas zu danken, als seinem Vater und sich selbst, es würde ihn demütigen, einige hundert Thaler aus Gnaden zu empfangen und dafür abhängig zu werden. Nur auf das Zureden des liebenswürdigen Herrn, der versicherte, die Regierung wolle ihn dadurch ehren und ausreichend für ihn sorgen, bis er nach hergestellter Gesundheit ein Amt übernehmen oder sonst selbst für sich arbeiten könne, auf die Summe käme es nicht an, er wolle ihm gleich fürs nächste Halbjahr 1000 M. oder mehr anweisen — auf diese Versicherung und auf Müllenhoffs Rat nahm er endlich das Anerbieten an. Er beruhigte sich damit, daß er nicht der erste deutsche Dichter war, den die dänische oder vielmehr die schleswig-holsteinische Regierung in Kopenhagen freigebig unterstützt hatte.*) Was zur Zeit Klopstocks für diesen Graf Bernstorff, das war für ihn besonders Graf Reventlow-Criminil. Dieser bot ihm sogar später bei einem persönlichen Besuche in Kiel an, ihn, wie die Aerzte für seine Genesung wünschten, auf ein oder zwei Jahre, wenn nötig mit einem Diener oder einem Begleiter, nach Italien zu senden. Dies lehnte er jedoch dankend ab mit dem Bemerken, es sei zuviel für seine Leistungen.

---

*) „Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg und Claudius in Wandsbeck dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben" — so schrieb der dänische Dichter Oehlenschläger 1843 an den dänischen König und Hebbel erhielt daraufhin ein Reisestipendium von jährlich 600 Rbthaler für zwei Jahre.

werde und daß ihm manche Thräne dabei in seinen Bart gerollt sei.

Zum Schluß sei hier noch Hebbels Stellung zum „Quickborn“ mitgeteilt.

Emil Kuh, der Biograph Hebbels, berichtet darüber im 2. Bande seiner Lebensbeschreibung Hebbels folgendes: „Auch Hebbels Landsmann, Klaus Groth, der mit seinem „„Quickborn““ über Nacht der Dichter Dithmarschens geworden war, näherte sich jetzt dem Verfasser der „„Judith““. Nie vorher noch hat ein Liederbuch (das Uhland'sche, wie sich von selbst versteht, ausgenommen) einen so ins Tiefste dringenden Eindruck auf Hebbel ausgeübt, wie Groths plattdeutsche Gedichte. Er jauchzte wie ein Kind, als die Scenerie und die Figuren seiner Heimat lyrisch-plastisch vor ihm aufstiegen, ja nicht selten traten ihm Thränen künstlerischer Rührung in die Augen. Wenn aber nur der Dithmarscher in Hebbel von diesen Gedichten getroffen worden wäre, wenn sie gleichsam nur wie Jugendgenossen, die ihn nach langer Trennung wieder einmal aufsuchten, ihm alte Geschichten und Schnurren vorgeschwatzt hätten, so würde ihn der „„Quickborn““ sicherlich nicht so mächtig haben bewegen können. Die echt lyrische, vom Reize des Stofflichen unabhängige Kraft dieser Lieder mußte sich hinzugesellen, um den ganzen Menschen zu ergreifen. Den höchsten Zauber übten gerade die in ihrer Art unvergleichlichen Naturbilder auf ihn aus: „„Matten Has'““, „„Aanten in't Water““, „„Spatz““, von denen er bewundernd sagte, daß sie nur mit der plattdeutschen Sprache untergehen können.

Das Häschengedicht, das Hebbel, wie überhaupt ein Drittel der Sammlung, auswendig wußte, hauchte einen Schimmer der Verklärung über sein Gesicht, so oft er es vortrug. „„Sehen Sie, Kuh,““ sagte er zu mir, „„nicht nur eine Spitze lyrischen Humors, das ist Poesie, das ist lyrische Empfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich, demgegenüber verhalten sich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte, sie mögen so trefflich sein, wie sie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zur Intuition.““ Hebbel machte für den „„Quickborn““ unter seinen Freunden Propaganda, jedermann, der zu ihm kam, mußte ihm versprechen, sich das Buch anzuschaffen, und als ihm seine Frau eine Geburtstagsfreude machen wollte, da kleidete sie die kleine Christine als Dithmarscher Bäuerin an, welche mit ihren Kinderlippen „„Lütt Matten““ rezitierte. Klaus Groth nahm das Erscheinen der

Gedichte Hebbels zum Anlaß, ihm nun persönlich den Dank entgegenzubringen für die Wohlthaten, welche er schon in seiner Jugend durch Hebbels Poesie versicherte empfangen zu haben. Sein schlichtes Wort, sagte Groth, werde Hebbeln genügen. „Die Worte wiegen hier ja schwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reise an den Rhein und an die Oberelbe erfahren."

Hebbel antwortete auf diesen Brief sofort folgendes:

Lieber Groth!

Jawohl wiegt im Norden das einfache Wort schwerer wie im Süden Schwur und Beteuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von welchen die gesunde alte Welt nichts wußte und welche in die neue ungefähr so hineingekommen sind, wie die Handschuhe, die bekanntlich der Pest wegen erfunden wurden. Ein Orden ist eine Batterie und ein Titel eine ganze Festung; wir brauchen aber alle beide keine Deckung und können auf gut Dithmarscher Manier ohne Umstände ins Freie treten, wie es vor der Zeit der Ritter ohne Roß und der Räte ohne Stuhl ein jeder thun mußte. Wenn Sie mir für „„geistige Wohlthat"" Dank schuldig zu sein glaubten, so befand ich mich Ihnen gegenüber längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Litteratur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn und Ihre That fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. — — Ich bin nicht müde geworden, für Sie „„Propaganda"" zu machen, mein Töchterlein weiß Ihren „„Matten Has'"" auswendig, den ich übrigens, nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem „„Orgeldreier"" und ganzen Stellen aus „„Hans Schander"" aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrat Löbell aus Bonn brachte Mittwoch im Kreise meiner Freunde bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr mir immer nur das Eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören! Das wird mich wohl

entschuldigen, wenn ich manches andere Produkt aus Holstein ruhig zum „„Uebrigen““ legte, denn auch das aus dem engeren Vaterlande ist nicht selten ein Kommentar zu Schillers tiefsinnigem Distichon „„Weil ein Vers dir gelingt u. s. w. — —““

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

(Friedrich Hebbels Briefwechsel herausg. von Felix Bammberg, Bd. 2 S. 454.)

Um nun endlich noch eine eingehendere Würdigung des „Quickborn“ zu geben, sei der betreffende Abschnitt aus dem vorzüglichen Werke von Adolf Bartels „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ S. 58 u. 59 hierhergesetzt:

Von dem Urteile Hebbels ausgehend schreibt Bartels:

„Von diesem Instrumentenbau merkt man nun den Gedichten des „„Quickborn““ selbst nichts mehr an, sie sind da, als ob sie unmittelbar dem Volkstum entsprungen wären, von einer Unmittelbarkeit, frischen, glücklichen Leichtigkeit und dabei wieder so schwerwiegendem Inhalt, daß man immer aufs neue erstaunt. Gewiß, hier und da konnte der Dichter vom Volksliede und vom plattdeutschen Volksreime, wie er noch im Munde des Volkes lebte, ausgehen, hier und da konnte er dem Heimischen verwandte Töne aus Burns, für die Balladen auch aus Uhland übernehmen, aber in der Hauptsache schuf er doch ganz Selbständiges und Neues, dabei nie den Boden der Heimat unter den Füßen verlierend. Welch ein Reichtum von Tönen in diesem einen, dem ersten Bande des „„Quickborn““! Da haben wir zunächst das aus den persönlichen Erlebnissen und Stimmungen des Dichters geflossene lyrische Gedicht, das, was ich spezifische Lyrik zu nennen pflege, da es aus den tiefsten Tiefen der Menschenbrust kommt und seine Melodie in sich selber trägt, nicht der Vertonung bedarf, wie das Lied. Die meisten dieser Gedichte, die größte Empfindungstiefe mit größter Einfachheit und vollster Geschlossenheit vereinen, stellen sich den seltenen Perlen deutscher Lyrik, „„die garnicht anders zu denken sind und wie die Natur selbst wirken,““ würdig an die Seite. Ihnen an Wert beinahe gleich kommen viele der Lieder Klaus Groths. — — Klaus Groths volkstümliche Lieder vereinen die Vorzüge des echten Volksliedes mit reinerer Form, man kann sie denen Mörike's vergleichen. — — Und dann — eine neue Klasse — die

Bilder aus dem Tierleben, auch sie sind meist jedem Kinde verständlich und dabei wieder so reich an schärfster Naturbeobachtung, köstlichstem Humor, vollendeter Kunst, daß auch die Großen staunend davorstehen. Reine Naturbilder, also Gedichte, die weiter nichts als Naturschilderungen enthielten, sind im „„Quickborn"" kaum vorhanden, nichtsdestoweniger findet man die gesamte Natur Niedersachsens, Wald und Heide, Moor und Marsch, Acker und Oede, Meer und Watt in den Dichtungen Klaus Groths wiedergespiegelt, aber in Verbindung mit dem Menschenleben, der Mensch und die Natur gehören hier eben zusammen. Oftmals nehmen die Bilder aus dem Volksleben, die Klaus Groth in reicher Fülle geliefert hat, balladenartige Form an, dann wieder muß man sie als Idyllen oder humoristische Scenen bezeichnen, und aus diesen gehen endlich die größeren epischen Dichtungen hervor, in denen nicht mehr die einzelne Gestalt oder die Umgebung, das „„Milieu"", wie man heute sagt, die Hauptsache ist, sondern das menschliche Schicksal. Diesen, das Volksleben der vormärzlichen Zeit so vollständig, wie es in poetischer Form möglich, charakterisierenden Dichtungen, schließen sich endlich die eigentlichen Balladen an, teils sagen- und gespensterhaften Inhalts, von einer Gegenständlichkeit in der Schilderung des Grausigen und Unheimlichen, die in der deutschen Litteratur auch kaum noch einmal vorhanden ist, teils von echt geschichtlicher Haltung. Die Reichhaltigkeit ist es aber nicht, was die Sammlung über alle ähnlichen erhebt, es ist vor allem die relative Vollkommenheit jedes Einzelnen. Klaus Groth ist nicht, wie die meisten übrigen Dichter, zuerst unreif vor sein Volk getreten, sondern sofort als der große, in seiner Art kaum zu übertreffende Meister."

Das ist das Urteil eines Dichters und noch dazu eines Dithmarschers. „Wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihnen getanzt haben," sagt Hebbel, und Bartels hat als Dichter mit ihnen getanzt; er ist also ein urteils*fähiger* Mann, zugleich aber auch bekannt als strenger Kritiker. Wer aber dennoch glauben möchte, daß hier landsmännische Gesinnung das Urteil beeinflußt hat, — denn Bartels ist geborner Wesselburner — der möge sich an das Urteil von *Ernst Ziel* halten. Nachdem er in seinen „Litterarischen Reliefs" Bd. 4 den „Quickborn" eingehend besprochen, faßt er sein Urteil S. 136 in folgende Worte: „Da lacht die Sonne über dem blauen Meer; da blühen die

Blumen im engen Garten; da tollt die Sonntagsfreude im kleinen Dorfe. Welch ein Buch dieser „„Quickborn““ — voll Weinen und voll Jauchzen! Und über dem Ganzen ein Duft der Stimmung, aus Realität und Traum wunderbar in einander gewoben! Ein Helldunkel der Empfindung! Goethe sagt einmal: „„Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung, eine Geburt aus Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding.““ Auf die Lyrik angewandt, will das Goethesche Wort wohl nichts anderes sagen, als: ein wahrhaft schönes Gedicht ist von jener Dämmerung erfüllt, die ein Zwielicht ist aus Leben und Phantasie, aus Wirklichkeit und Idee. Die Grothschen Gedichte sind aus dieser „„Dämmerung““ geboren und diese Dämmerung ist ihr natürliches Element.“

Das ist das Urteil von heute. Dem gegenüber kann es kein Interesse haben, im Einzelnen Notiz zu nehmen von den gegnerischen Stimmen, die dem Dichter vorwarfen, daß er den „Particularismus“ wieder auf den Schild hebe, daß der „Quickborn“ ein künstliches und unwahres Produkt und Groth ein Anempfinder des Volkstümlichen sei, ein exklusiver Gelehrter, der sich gewaltsam und noch dazu mit Ungeschick in die Gefühls- und Gedankenkreise des Volks hineingetiftelt und das plebejische Gewand der plattdeutschen Sprache sich höchst kokett über die am Studiertisch gekrümmten Schultern geworfen (Ziel a. a. O.); sie zeugen von Unverstand und sind längst gerichtet.

Hiermit wollen wir von dem „Quickborn“ vorläufig Abschied nehmen. Wir haben so lange bei ihm verweilt, weil er Groths Hauptwerk ist; er wird uns aber noch mehrfach begegnen, da die neuen Auflagen den Dichter fortwährend wieder beschäftigen, so daß sich der „Quickborn“ wie ein roter Faden durch sein Leben zieht.

Die Arbeit an dem „Quickborn“ ist aber nicht die einzige, die den Dichter beschäftigte, nebenher wurden noch in Gemeinschaft mit Müllenhoff die „Hundert Blätter“ durchgesehen, geordnet und herausgegeben.

Außerdem schrieb Groth noch eine Anzahl von Aufsätzen für verschiedene Blätter, durch die er die Vorurteile gegen die plattdeutsche Sprache bei Laien und Gelehrten, namentlich auch bei den Lehrern, zu bekämpfen suchte. Er erreichte es, daß auf Lehrerversammlungen und in Schulzeitungen lebhaft für und wider die Beibehaltung und Einführung der

Mundart in den Schul-, namentlich in dem Sprachunterricht gestritten wurde, daß Lesebücher Plattdeutsch aufnahmen, Anweisungen zur Benutzung der Mundart für den Sprachunterricht z. B. von Dücker und anderen erschienen und benutzt wurden, vor allen Dingen, daß die systematische Verfolgung des Plattdeutschen bei der Landjugend in den Schulen aufhörte und ein gewisser Respekt vor der Volkssprache wieder eintrat. Sammlungen plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten erschienen, Idiotiken (mundartliche Wörterbücher) und Wörterbücher. So sah er mit Genuß sein Korn wachsen, das er gesät. Aber es gab auch viel Arbeit, da man sich um Rat und Hilfe stets an ihn wandte; nebenbei hatte er auch von Unverstand wie von Gegnern zu leiden.

Man sollte nun billigerweise denken, daß bei seinen geschwächten Kräften und unter der Last all dieser Arbeiten sein dichterischer Genius vollständig erlahmt wäre. Aber sein unverwüstlicher Schaffensdrang ließ ihm keine Ruhe und nicht Rücksicht auf seine Gesundheit nehmen.

Wir haben bereits gehört, daß er das Gedicht „Uennermeel“ als ersten Teil der Erzählung „Ut de Marsch“, die „Olen Leeder“, „De Möller,“ das „Regenleed“ „De Fischers“ dichtete. Außerdem entstand ihm eine Anzahl von Sonetten, in denen

„die alten Wunden unter ihren Narben,
die alten Zeiten, welche längst erstarben,“

in Trauertöne wieder klingen. Es sind meistens gar ernste Akkorde, die vom Dichter hier angeschlagen werden, fast alle gestimmt auf den Grundton einer schmerzbewegten Seele. „Es ist nun einmal,“ wie Hebbel sagt, „nicht leicht, ein Dichter zu sein.“

„Man markt dat ni, wa truri
Den Vagel sülm dat klingt,
Wenn he der warm un luri
In Winter Leeder singt.“

(„Quickborn“ 4. Aufl. S. 219.)

Viel bedeutsamer ist aber die Thatsache, daß Groth während der Zeit seines Aufenthalts auf Düsternbrook seinen ersten Versuch machte in der plattdeutschen Prosa. Auf diesem Gebiete konnte von Vorbildern noch weniger die Rede sein, als bei seinen Dichtungen in gebundener Form. Seit

Jahrhunderten war in plattdeutscher Prosa nichts mehr geschrieben worden und es ist erklärlich und für Groths Bescheidenheit ebenso bezeichnend, daß er, der, wie E. M. Arndt gesagt, die Mundart seiner Heimat so bewundernswürdig zu brauchen versteht, unsicher und mit einer gewissen Schüchternheit seine ersten Versuche unternimmt und gleichsam entschuldigend seine Priamel voranstellt:

„Platt is ni fin,
Beer is keen Win,
Win is keen Beer,
Aller Anfang is schwer,
Schwer is aller Anfang:
Gev Gott en guden Fortgang."

Der „Taugenichts" von Eichendorf „hatte den Dichter auf den Gedanken geführt, einen plattdeutschen in seiner Art ihm gegenüber zu stellen" und „so entstand im Winter 1854/55 die wunderbar einfache, und doch so unergründlich tiefe Erzählung „„Detlef"", „eine Schilderung Schleswig-Holsteinischer Zustände vor, während und nach 1848, ein Bild des allmählichen Erwachens deutschen Nationalbewußtseins in unseren mittleren Volksschichten, des vergeblichen Kampfes um dasselbe und der Ergebung ins unbezwingliche Schicksal nach der Niederlage und während der Reaktion, dies im Spiegel eines jungen Dithmarschers, der sich allmählich mit entwickelt, es zur Ruhe und zu einer freundlichen Lebensstellung bringt." Zu seiner Hauptfigur saßen ihm, so zu sagen abwechselnd, ein Bruder (Min Jehann des „Quickborn") und ein Freund. Er nannte seinen Helden nach dem Freunde „Detlef". Später ist diese Erzählung, die in diesem Rahmen die schönste Verherrlichung des norddeutschen Volkscharakters bietet (Müllenhoff), wesentlich umgearbeitet worden, und wir werden auf sie zurückkommen.

Eine zweite Erzählung in ungebundener Rede, die in dieser Zeit entstand, betitelt Groth „De Waterbörs". Die sogenannten „Wasserbörsen" sind noch jetzt in Heide vorhanden. Sie sind abendliche Zusammenkünfte von Leuten, die des Tages ihrer Arbeit nachgehen und abends bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Wasser (daher der Name) in irgend einem sich dafür am besten eignenden gastlichen Privathause, nicht selten bei einem Junggesellen, zur zwanglosen Unterhaltung zusammenfinden. Eine solche Wasserbörse nimmt Groth

zum Ausgangspunkt, um auf dem Hintergrunde kleinbürgerlichen Lebens die Gefahren zu schildern, die der Liebe eines jungen Dithmarscher Zimmergesellen drohen durch das Eindringen fremder, fäulniserregender Kulturelemente in Gestalt eines leichtsinnigen Kaufmannes und seiner Schwester aus Elmshorn in die schlichten, auf Wahrheit und Treue beruhenden Lebensverhältnisse des arbeitenden Volkes.

„Um nicht das Schwergewicht von den lyrischen Partien allzusehr auf die erzählenden zu verschieben," wurden diese beiden Erzählungen, obgleich sie als eine Ergänzung zum „Quickborn" anzusehen sind, doch nicht mit diesem vereint, sondern getrennt herausgegeben. Als die „Vertelln" Ende April 1855 erschienen, hatte Groth bereits Kiel verlassen.

XIX. Groths Abschied von Kiel.

Was bewog Groth, von dem Fleckchen Erde, das er auf all seinen Reisen nicht schöner gefunden hat, und aus dem Kreise der Freunde, die ihn auf Händen trugen, zu scheiden?

Seine Gesundheit. Sie hatte sich, trotz der rastlosen Arbeit, ja ein wenig gebessert, immerhin ist aber das Bild, das seine eigenen Mitteilungen und die seiner Freunde in uns zurücklassen, das eines kaum halb gesunden, ja eigentlich kranken Mannes. Wohl hatte er es so weit gebracht, daß er bei günstigem Wetter und alle Vorsicht beobachtend, einige Spaziergänge unternehmen konnte, aber von schaffensfreudiger und genußfähiger Gesundheit war er weit entfernt. Seine Gesundheit hatte für immer einen Stoß erlitten, auch zur Freude fehlte ihm Jahre lang die Kraft, nicht einmal an seinen Erfolgen als Dichter hatte er eigentlichen Genuß, wie er ihm als Lohn für schwere und treue Arbeit wohl zu gönnen gewesen wäre. „Wenn ich", sagt er, „mitunter einmal wagte, herzhafter zuzugreifen, um auch etwas vom Leben zu haben, so gemahnte mich ein Bluthusten daran, daß Genuß für mich nicht gemacht sei." Dazu kam, daß er sich im zweiten Winter, der so hart und von so langer Dauer war, daß Groth noch am 1. April auf einem sog. Packschlitten über den Binnenhafen nach der Gaardener Seite und zurück fuhr, durch die ungünstige Witterung und durch zu starkes Arbeiten wieder geschwächt und zum Teil wieder eingebüßt hatte, was er an Kräften gewonnen. Die Aerzte und seine Freunde drangen deshalb darauf, er möchte für längere Zeit nach dem Süden gehen. Italien, Neapel und Palermo sollten ihm Heilung bringen. Groth sträubte sich jedoch, er fürchtete die Einsam-

keit, die Entbehrung gebildeten Umganges in der heimischen Sprache und gewohnter Unterhaltung mit allen Klassen der Bewohner mehr als die Unbilden der Witterung. Auch fürchtete er die Strapazen der langen Reise und endlich nicht am wenigsten die unsichere Zukunft.

Dennoch war ein Wechsel des Aufenthaltes nicht zu umgehen. Leider fehlten ihm dafür, wie wir wissen, die Mittel. Indes ohne das geringste Bemühen seinerseits bot die dänische Regierung ihm eine Unterstützung an, und man sollte denken, die drückenden Sorgen hätten ihn bewogen, mit beiden Händen zuzugreifen. Er sagte aber dem Regierungsrat Kraus, der ihm in freundlichster Weise den Antrag überbrachte, die Regierung setze wahrscheinlich voraus, er sei ein armer „Deuwel," das sei er aber garnicht, er sei ein unabhängiger Mann, habe niemandem etwas zu danken, als seinem Vater und sich selbst, es würde ihn demütigen, einige hundert Thaler aus Gnaden zu empfangen und dafür abhängig zu werden. Nur auf das Zureden des liebenswürdigen Herrn, der versicherte, die Regierung wolle ihn dadurch ehren und ausreichend für ihn sorgen, bis er nach hergestellter Gesundheit ein Amt übernehmen oder sonst selbst für sich arbeiten könne, auf die Summe käme es nicht an, er wolle ihm gleich fürs nächste Halbjahr 1000 M. oder mehr anweisen — auf diese Versicherung und auf Müllenhoffs Rat nahm er endlich das Anerbieten an. Er beruhigte sich damit, daß er nicht der erste deutsche Dichter war, den die dänische oder vielmehr die schleswig-holsteinische Regierung in Kopenhagen freigebig unterstützt hatte.*) Was zur Zeit Klopstocks für diesen Graf Bernstorff, das war für ihn besonders Graf Reventlow-Criminil. Dieser bot ihm sogar später bei einem persönlichen Besuche in Kiel an, ihn, wie die Aerzte für seine Genesung wünschten, auf ein oder zwei Jahre, wenn nötig mit einem Diener oder einem Begleiter, nach Italien zu senden. Dies lehnte er jedoch dankend ab mit dem Bemerken, es sei zuviel für seine Leistungen.

---

*) „Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Not leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg und Claudius in Wandsbeck dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben" — so schrieb der dänische Dichter Oehlenschläger 1843 an den dänischen König und Hebbel erhielt daraufhin ein Reisestipendium von jährlich 600 Rbthaler für zwei Jahre.

Auch fürchtete er, daß er sich verwöhnen möge und zugleich in der Sorge um eine unsichere schlechtere Zukunft nicht zum Genuß und zur Ruhe kommen würde, wenn vielleicht die Einnahmen von seinem Buche sich verminderten, ohne daß er die Kraft gewinne, mehr zu schaffen. Sein freundlicher Gönner suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß er nach seiner Rückkehr eine Anstellung, etwa an einem Gymnasium, erhalten solle, wo er nur einige Stunden in der Woche zu unterrichten brauche. Dies schlug er jedoch vollständig aus, da er Kiel nicht wieder verlassen wolle. Wenn man ihn nicht an der Universität anstellen könne, wolle er sehen, daß er ohne Amt durchkäme.

Nachdem diese Unterredung im Winter 1853/54 stattgefunden, bot sich im Sommer des Jahres ein begeisterter junger Verehrer des „Quickborn" in hingebender Liebenswürdigkeit als Begleiter an — „ich weiß nicht," sagt Groth, „ob mit oder ohne Anregung von außen. Er war persönlich deswegen nach Kiel gekommen und gewann mein Herz für immer. Es ist der frühere Besitzer eines Erziehungsinstitutes, Herr August Andresen in London, später Rentner daselbst. Auch von ihm ließ ich mich nicht bereden. Seine thätige, aufopfernde Liebe für mich hat sich später noch oft bewährt und gezeigt, daß sie ohne alle Selbstsucht nur für mich gemeint war. Ich habe freilich Recht gehabt. Dem edlen Grafen Reventlow wie meinem Freunde Andresen sei hier mein Dank abgestattet."

Er mußte sich trotz allen Sträubens doch endlich entschließen, den Wanderstab zur Hand zu nehmen, aber der Abschied von Kiel, wo er die herrliche Natur mit so tiefer Wonne und wo er von Freunden und Verehrern so viel aufopfernde Liebe genossen, wurde ihm nicht leicht. Er singt:

„Noch einmal will ich hier das Auge weiden,
In jede Bucht und Schlucht den Blick versenken,
Mit Wald- und Meeresduft die Seele tränken,
Die Schritte ruhig wenden dann und scheiden."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 282).

XX. Groths Aufenthalt in Hamburg.

Mitte April nahm er Abschied von seinen Freunden, die schon im Vorwege in liebevoller Sorgfalt für ihn in Bonn, Heidelberg und Rom Quartier bestellt hatten, wohl ausgerüstet mit Empfehlungen und Geld. Sein nächstes Ziel war Hamburg.

Hatte Groth, der bis dahin, daß er Fehmarn verließ, nur in der Kleinstadt und auf dem Lande sich bewegt hatte, in Kiel Gelegenheit gehabt, ein gut Stück der weiteren Beziehungen des geschäftlichen Lebens und besonders auch die feinere Bildung der gelehrten Kreise kennen zu lernen, so konnte er in Hamburg abermals seinen Gesichtskreis um eine beträchtliche Spanne erweitern.

Hamburg war eine Stadt des Welthandels und ist noch heute, was Dithmarschen bis zum Jahre 1559 gewesen ist, ein freier Staat, eine Republik. Von jeher hatten zwischen der freien Hansastadt und dem kleinen Freistaat Dithmarschen die mannigfaltigsten Beziehungen bestanden, die wohl in erster Linie auf materiellen Interessen, im übrigen aber wohl auch auf geistiger Verwandtschaft beruhten. Die stolzen Handelsherren, die es gewohnt waren, nur der eigenen Kraft zu vertrauen, auf der Börse, auf dem Weltmeer und im Kriege, mochten sich dem Dithmarscher, der niemand etwas danken wollte als seinem Gott und sich selbst, wohl verwandt fühlen.

Groth gelangte also in Hamburg in eine Atmosphäre, die seinem Geiste verwandt war. So grundverschieden auch das Leben und Treiben von dem seiner Heimat war, so wurzelte es letzten Endes doch in demselben geistigen Nähr-

11*

boden, in dem Selbstvertrauen und dem Unabhängigkeitssinn des selbstgemachten Mannes. Man kann als Fremder aber lange in Hamburg sich bewegen, ohne etwas anderes, als die Außenseite, den Pulsschlag des weltstädtischen Lebens zu sehen, ohne einen Blick zu thun in das eigentliche Herz dieses Getriebes.

Groth war glücklicher daran: Ohm Koester, bei dem er natürlich sein Absteigequartier hatte, stand als Geschäftsmann großen Stiles dem Mittelpunkt dieses Lebens unmittelbar nahe.

In seinem gastlichen Hause wartete er unter der sorgsamen Pflege seines Wirtes, der Frau Marie und der Nichte die wärmere Jahreszeit ab. Sie wohnten Parterre in der vornehmen, damals ländlichen Ferdinandstraße. Ein Garten ging bis an die Promenade und die Binnenalster hinaus. Zum ersten Male in seinem Leben sah er nicht bloß, sondern genoß er auch die Ausstattung eines reichen Patrizierhauses, wo Möbel, Gemälde, Teppiche, alles stimmte und zum Behagen und Genuß einlud. Zwei alte Mädchen dienten der Familie so lange sie bestand, säuberten, kochten, bedienten, fast ohne daß man sie gewahrte. In die wohlthuende Stille drang nur dann und wann das Geräusch der großen Handelsstadt. Die Geselligkeit im Hause des Ohms war seiner leidenden Gesundheit wegen beschränkt. Größere Dieners und Soupers wurden selten gegeben; doch kam viel Besuch und pflegten wöchentlich einige Male Freunde den Kreis am gastlichen Tische zu vergrößern. Auf diese Weise lernte er einen Teil der ersten Familien Hamburgs kennen, Väter der Stadt, Teilhaber der Regierung, Senatoren, Kämmerer, Chefs großer Handlungshäuser u. s. w. Er gewann dadurch einen Einblick in das Regiment und die Verwaltung dieser alten, reichen Republik, geleitet von Leuten ohne Orden und Titel, von Leuten, die einem täglich auf der Straße begegneten, ohne daß man ihnen am Aeußeren ansah, daß sie sich von der übrigen großen geschäftigen Menge unterschieden, obgleich Millionen durch ihre Hände gingen und Tausende nach Wohl und Wehe von ihnen abhingen. Da kamen Leute, die nicht nur von Frankreich und England, nein, die von Indien und China sprachen, wie man zu Hause von Wesselburen und Tellingstedt redete. Ihm öffnete sich die Welt, eine neue Welt. War von Kunst und Poesie auch weniger die Rede als in Kiel, so hörte er doch von Wohlthätigkeitsanstalten

aller Art, von Vorsorge für alle Klassen städtischer Bevölkerung.

Er erwarb damals manchen Freund fürs ganze Leben. Zu ihnen gehörte auch H. A. Meyer, dessen Vater, Stock-Meyer genannt, sich als Handstockfabrikant aus einer niedern Sphäre zu einem großen Geschäftsmann emporgearbeitet hatte. Der Sohn siedelte später nach Kiel über, wo wir ihm noch wieder begegnen werden.

Ad. Meyer wurde ihm zugeführt durch den namhaften Wasserbaumeister in Hamburg Mr. Lindley, der schon während des großen Brandes 1843 dort thätig war, den Plan zu dem neuen Hamburg entwarf und durchsetzte, den bewundernswerten Sielbau durchführte, durch Neider endlich und englischen Eigensinn aus seinem großen Wirkungskreise verdrängt wurde. Lindley lernte er durch dessen Schwiegervater Heerlein kennen, einen Freund Koesters, der einige Gärten von Ohm entfernt, nahe der Binnenalster, wohnte. Lindley begegnete sich mit Groth in der Bewunderung seines Landsmannes Robert Burns. Groth hörte aber auch gern von Bauten, den kolossalen Unternehmungen, die er plante und leitete. Damals leitete er die Anlage der Altonaer Wasserkunst. Er nahm Groth mitunter mit nach dem Pump- und Filtrierwerk in die schöne Ufergegend der Unterelbe bei Blankenese, wo diese Anlagen gemacht wurden, zeigte und erklärte ihm sie. Inzwischen disputierten die beiden dann über Burns, von dem Lindley meistens eine kleine Taschenausgabe bei sich trug. Er bewunderte sonderbarerweise, im Gegensatz zu seinem störrischen Charakter, die sentimentalen Gedichte ihres Lieblings, Groth seine humoristischen, was Stoff genug absetzte zu langen Gesprächen.

Zu Heerlein ging Groth, früh aufstehend wie jener, jeden Morgen durch die Gärten „hinterum". „Er saß dann schon," erzählt Groth, „im saubern Gartenzimmer vor der dampfenden Kaffeemaschine allein bei der Arbeit. Er war damals Kämmerer, sagen wir Finanzminister, Hamburgs. Mir wurde eine Tasse gebraut, eine Cigarre gereicht und von vorliegenden interessanten Angelegenheiten, Personen, Zuständen erzählt. Wer lernen will und kann, lernt ja immer; hier schöpfte ich mein Wissen aus erster Hand. Oben ruhte noch alles, hier wie beim Ohm. Ich konnte noch ein Stündchen wandern, auf der Promenade oder im Garten und das reiche Leben auf und um die Alster sich entwickeln sehen. Oft kam ich den ganzen Tag kaum wieder aus dem Garten. Es gab immer etwas zu schauen,

auch wohl zu hören, wenn die Bürgerwehr auszog mit Musik, wenn es Festlichkeiten gab. Wenn ich mein einförmiges Dasein auf Fehmarn damit verglich, war es mir, als säße ich hier mitten im großen Theater, auf welchem immerfort gespielt wurde und ich stand abseits in einer Loge, ungestört von allem, was vorging und wovon alles meine Aufmerksamkeit erregte und befriedigte, seien es Lustfahrten in Ruder- und Segelböten auf der Alster, seien es Ewer und Kähne, beladen mit allem, was die große Stadt mit versorgte an Gemüse, Früchten, Fischen, Kohlen oder was sonst, seien es die Ausrufer mit ihren gleichmäßig wiederkehrenden, Fremden unverständlichen, halb gesungenen, halb gesprochenen Phrasen, seien es elegante Equipagen mit Damen in Toiletten." In einer Laube hatte er Schreibtisch und Bücher; wenn er sich satt gesehen hatte, konnte er nachdenken oder lesen. Bücher hatte er in Auswahl aus der großen Stadt- wie Kaufmannsbibliothek. Und bald begann wieder seine Leidenschaft für Lesen und Studium zum Nachteil für seine Gesundheit. Dann trieb ihn der Ohm hinaus, damit er die schöne Umgebung genösse, die um Hamburg, wo wohlgepflegte Gärten sich auf Meilen aneinanderreihen, wahrhaft zauberisch ist. Es gab damals auch in der Nähe der Alster Promenaden mit blühenden Obstbäumen, Syringen, Goldregen, wo die Nachtigallen schlugen, dicht neben dem Geräusch und Getöse des Geschäftslebens. Dorthin richtete er seine Morgenspaziergänge, erst später weiter hinaus, etwa bis zur Uhlenhorst an der Außenalster entlang. Für den Abend stand ihm dann der edelste Genuß bevor, den er kannte, die Musik, indem Frau Koester mit einer Freundin, die Musiklehrerin war, vierhändig spielte. Erst jetzt lernte er Beethovens, Mozarts, Schuberts Symphonien gründlich kennen.

Noch sei erwähnt, daß Groth in Hamburg zum ersten Mal in seinem Leben einen Kreis von wirklichen Schriftstellern kennen lernte, von Männern, die von der Feder lebten. Es waren Robert Heller, Walesrode, Moritz Hartmann und einige andere, die ihn mit der größten Liebenswürdigkeit in ihren Kreis aufnahmen und ihn, den etwas schwächlichen und zurückhaltenden Einsiedler, oft mit solcher Freundlichkeit zu einer Bootfahrt auf der Alster, nach der Uhlenhorst herausholten, daß er ihnen dafür noch im späten Alter dankbar war. Es war eine ganz andere Sorte von Rittern des Geistes, als seine professörlichen Freunde in Kiel. Es waren keine eigentliche Gelehrte, aber Leute von aus-

gebreitetem Wissen und reicher Erfahrung im Leben. „Wenn Moritz Hartmann auf solcher Fahrt ganze Scenen aus Shakespeare's Dramen aus dem Gedächtnis rezitierte, so geriet ich in Erstaunen" sagt Groth. Robert Heller steckte voll Anekdoten. Alle kannten eine Anzahl von dichterischen, schriftstellerischen Berühmtheiten persönlich und erzählten davon. Es war interessant genug für einen Neuling wie Groth, der plötzlich in diesen Kreis als Zuhörer aufgenommen wurde. „Moritz Hartmann kam, damals noch leidend, eben aus dem Krimkriege und von Konstantinopel zurück und erzählte gern von seinen Erlebnissen und Beobachtungen. Auch der schweigsame Walesrode mußte gelegentlich mit seinen Erfahrungen als politischer Agitator und Gefangener von 1848 herausrücken."

In Hamburg hörte er auch die Fülle bester Musik. „Ich hörte," sagt er in seinen „„Musikalischen Erlebnissen,"" „Streichquartette, damals auch zum ersten Mal Joachim im Hause von Avé Lallement. Wir waren Freunde von da an. Unter Grädeners Leitung wurde in Hamburg die Matthäuspassion in der Nikolaikirche zum ersten Mal aufgeführt. Ich wohnte der vortrefflichen Aufführung bei. Joachim spielte, seine Frau sang. Alle Musiker von Namen lernte ich kennen."

„Aus diesen Kreisen zu scheiden wurde mir natürlich sehr schwer," sagt Groth.

XXI. Groths Reise nach Pyrmont und sein Aufenthalt daselbst.

Zwei Monate hatte der Aufenthalt in Hamburg gedauert und obgleich Groth hier infolge einer unvorhergesehenen Aufregung noch einen kurzen, aber schweren Rückfall in seinen alten Krankheitszustand durchmachte, so waren es doch zwei Monate reicher Ernte.

Mitte Juni 1855 drängten Aerzte und Freunde, vor allem auch der väterlich um ihn besorgte Ohm Koester, auf seine Abreise. Die ganze Familie Koester brachte ihn an die Fähre nach Harburg und unter zwiespältigen Gefühlen nahm er auf Jahre Abschied von den Lieben.

Zunächst wurde, dem Rate der Aerzte gemäß, Pyrmont aufgesucht. Wie schwach er aber war, zeigte sich schon in Hannover, wo er tagelang liegen bleiben und einen Freund von Kiel her, damals Generalstabsarzt in Hannover, Dr. Stromeier, konsultieren mußte.

Von Hannover ging's nach Hameln, wo er fast todkrank ankam. Endlich kutschierte er mit einem Einspänner von da nach dem erfrischenden Badeaufenthalt in Pyrmont, wo Ohm Koester, der dort bekannt war, ihm Quartier und Arzt bestellt hatte.

„So war ich denn," schreibt er, „zum ersten Mal alleine, doch nicht ungern. Man trieb hier das Nichtsthun systematisch, mit Pflichteifer und ich lernte rasch, es mitzuthun. Morgens bei Musik aufstehen, ein wenig Brunnentrinken und unter den prachtvollen Baumalleeen spazieren gehen, bis man mit gutem Kaffee und schönem Brot abwechselte, pflichtgemäß auszuruhen,

wieder promenieren, Mittagessen, alles in plaudernder Gesellschaft, die diese schöne Arbeit ebenso mit machte, auf dem Esel nach dem Kongs- oder Schottenberg reiten, um zur Abendmahlzeit wieder zu Haus zu kommen — das war für einen so geschwächten Menschen, wie ich es war, das rechte Element." Er hatte nicht nur die Freude, sich ersichtlich zu erholen und zu kräftigen, sondern auch eine Bekanntschaft zu machen, wie sie unter seinen Verhältnissen gerade für ihn geeignet war.

Sein Ruf als Dichter hatte auch hierher sich verbreitet und bald umgab ihn eine ganze Schar, besonders von Verehrerinnen, jung und alt, denn die besuchen bekanntlich am meisten das stärkende Bad. Sie machten ihm die Stunden kurz, mehr oder weniger angenehm, da ihm die Sache neu und er kühl genug war, sich durch Schmeicheleien nicht eitel machen zu lassen.

Einer von den Damen trat er bald besonders nahe. Sie hat ihm den Aufenthalt in Pyrmont vor allem reizvoll und heilsam gemacht: es war die Enkelin des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr, am Anfang des Jahrhunderts Kirchspielschreiber in Meldorf, die jüngste Tochter des noch berühmteren Geschichtsforschers Barthold Niebuhr, verheiratet an den Minister Ratje in Weimar, früher eine gepriesene Schönheit und noch damals eine Erscheinung, die ein junges Herz wohl mochte höher schlagen lassen, schlank, mit wunderbaren Augen, äußerst lebhaft, etwas nervös, reich an Geist und Bildung. Sie waren bald die ganzen Tage ungetrennt zusammen, schütteten ihre Herzen aus und konnten wohl beim Abschied sagen, daß sie einander viel gewesen seien. — Diese Enkelin Carsten Niebuhrs schenkte, wohl zum Andenken an diese Bekanntschaft, Groth später ein niedliches, hölzernes Kästchen, das ihr Großvater auf seiner Reise durch Arabien und Persien benutzte und das Groth durch den Verfasser vor einem Jahre dem Meldorfer Museum Dithmarscher Altertümer überbringen ließ.

XXII. Groths Aufenthalt in Bonn.

Nach einem Aufenthalt von 4 Wochen reiste Groth, erfreulich gestärkt und erleichtert, von Pyrmont ab an den Rhein, an den Rhein! Er reiste über Detmold, Bielefeld, Barmen, wo er Freunde hatte und geladen war, immer einen oder zwei Tage verweilend, hin. Auf der Strecke von Barmen nach Köln lernte er im Eisenbahnwagen zufällig einen Landsmann kennen, den Musikdirektor in Leipzig, Karl Reinecke, einen gebornen Altonaer, dessen Vater später Musiklehrer am Seminar in Segeberg war. Er nahm sich mit Groths Erlaubnis dessen Bädeker, mit dem er sich nicht versehen hatte, fand Groths Namen und beide fanden sich als Landsleute. Reinecke führte Groth gleich abends in die litterarische Gesellschaft Kölns, wo letzterer Ferdinand Hiller, der ihm als Komponist nicht unbekannt war, und andere kennen lernte.

In Bonn wandelte Groth auf den Höhen seines Lebens. Die Gegend und die Menschen, mit denen er dort verkehrte, entzückten ihn gleichermaßen. Es giebt wohl keinen Abschnitt seines Lebens, dessen er so gern und mit solcher Freudigkeit sich erinnert, und er hat uns seinen Aufenthalt in seinen Aufzeichnungen so ausführlich geschildert, daß wir dem nichts hinzuthun wollen; nur die Ordnung werden wir uns ein wenig zu ändern gestatten.

„Hier war ich," so berichtet Groth, „an Otto Jahn, E. M. Arndt, an Dahlmann, Simrock längst empfohlen und von ihnen erwartet. Ich ging zuerst und zunächst zu Otto Jahn, ward aufs herzlichste empfangen und fühlte mich sogleich heimisch bei ihm. Nach einer Stunde lebendigen Gesprächs über unsere gemeinsame Heimat — Jahn war aus

Kiel —, nach Abstattung der Grüße von seinen Verwandten, wandelten wir zusammen die Koblenzer Straße entlang, die ich von nun an ein paar Jahre täglich, zu ihm hin, durchwandern sollte; wir gingen zu Professor Eduard Böcking, der eines der vornehmsten und schönsten Häuser in einem großen Garten an der Flußseite der Koblenzer Straße, dicht neben Ernst Moritz Arndt, bewohnte. Er war ein wohlsituierter Mann, Witwer, allein mit zwei alten Mädchen in dem geräumigen Hause. Es war, wie ich später einsah, wohlbedacht von Müllenhoff, den Rat zu geben und die Vorsorge zu treffen, daß ich sogleich bei Böcking Unterkommen suchte, welches ich auch fand." „Wir gingen schnurstracks zu ihm mit dem Ersuchen, mir ein paar Zimmer zu vermieten. Ich gefiel ihm. Er räumte mir gern zwei nette Zimmer im obersten Stockwerk ein, welche ich sogleich abends bezog. Meine Wohnung bot einen entzückenden Ausblick auf den Rhein und das Siebengebirge. Die Zimmer waren eigentlich in einem Turme gelegen, deren das Haus zwei hatte." „Eine Thür führte auf das platte Dach, wo ich oft, durch eine Brustwehr geschützt, mein Frühstück einnahm. Schon gleich sagte mir Böcking, daß ich rechts unter mir in den Garten von E. M. Arndt blicken könnte. Die Wohnung war freilich etwas teuer; doch welche Vorteile damit verknüpft waren, können schon die erwähnten Umstände zeigen."

Im Winter 1855/56 zog ich der Kälte wegen hinunter in die Beletage, wo ich dann in einem wärmeren Raum nach dem Garten und der Straße hinaus, von Böckings Arbeitszimmer nur durch den Hausflur getrennt, wohnte. Wir konnten uns hier sozusagen gegenseitig abrufen und mit ein paar Schritten zu einander gelangen."

„Vorerst ging ich zu Dahlmann. Ich mußte ihm die Grüße von dem Bruder seiner ersten Frau, dem Etatsrat Prof. Dr. Hegewisch aus Kiel, bringen. Wo er wohnte, wußte ich schon, nahe meiner Wohnung und dem alten Zoll. Gleich beim ersten Vorbeigehen hatte ich, durch ein Gartenstaket blickend, eins der schönsten Kindergesichter wahrgenommen, das mit den Händen die Sprossen fassend und mit großen, wunderbar dunkeln Augen träumerisch nach außen blickte. Dies Gesicht war mir durch Photographieen bei Hegewisch wohlbekannt. Es war Dahlmanns Enkelin. Auf meine Frage erzählte sie mir, daß Papa, (Großvater) hier wohne. Mein Empfang bei Dahlmann und Frau war der eines langerwarteten Freundes.

Mein nächster Besuch galt dem alten Arndt. Höchst gespannt war ich, den Mann kennen zu lernen, welcher die vaterländischen Lieder gedichtet hatte, die ich schon als Kind auswendig gelernt. „„Nehmen Sie sich in acht,““ sagte O. Jahn, „„der Alte hat die Beintheorie, wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, dann sind Sie verloren.““ Und mit den meinen war bei ihrer Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen! Doch was half's? Es mußte gewagt werden.

Es war Böckings Nachbargarten, in den ich über einen Steg hineinging. Ein regelrechter Fußpfad führte unter Obstbäumen nach dem einsamen Häuschen. Die Bäume, wußte ich, stammten zum Teil aus Holstein, es waren Gravensteiner Apfelbäume, wie ich mit Kennerblick bemerkte. Frau Hegewisch hatte sie geschenkt.

Und da stand ich vor dem Alten! Ehrerbietig beugte ich mein Haupt vor dem seinen. Was war an Lieb und Leid darüber hingegangen! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Gesicht runzelig. Aber die Augen schossen Blitze, der Mund sprach, schon bevor er einen Laut hören ließ; der Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß und ins Zimmer zog, war von Eisen. Dann saßen wir auf dem kleinen Sofa, auf dem wir später so oft gesessen haben, und Vater Arndt — denn ein Vater war er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, bis er nach seiner Manier, die ich schon durch Anstoßen an meine Ellenbogen mit Schmerz kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und rief: „„Das sind nun doch mal ein paar gehörige lange Dithmarscher Beine! Ja mager müssen wir sein und bleiben! Wie sollte es passen, wenn wir ein Bäuchlein hätten!““ —

Auch den berühmten Philologen Welcker besuchte ich, der schon nach der ersten Begrüßung auf mein Haupt seinen Zorn gegen Prof. Müllenhoff entlud, weil dieser einen nach seinem Urteil verdienstlichen Kollegen angegriffen. Das mußte ich natürlich geduldig und bis zum Ende schweigend anhören — er sprach in langen Perioden, durch Hüsteln unterbrochen, so daß man fürchtete, er werde den Faden verlieren, den er indes nie verlor, so wenig wie seine Ueberzeugung, die er so langsam, ernst, unerbittlich aussprach, wozu diese Manier vollkommen paßte! Dann erwiderte ich, daß ich doch für Müllenhoffs Grobheiten nicht verantwortlich sein könnte, so sehr ich

mit ihm befreundet und ihm Dank schuldig wäre. Aber da es nun mal in dem erzürnten Alten kochte, so floß seine Bitterkeit über gegen die neuen Sprachforscher, Germanisten, Sammler, welche meinten, wenn sie irgend einen klappernden Vers oder Reim aus dem Volksmunde aufgefangen, daß sie einen Schatz entdeckt hätten, der bei Sophokles und Anakreon nicht zu finden sei — Leute, die nicht einmal Platen kennten oder ihn verachteten.

Das galt also mir, von dem er augenscheinlich nichts wußte, als daß ich mit Müllenhoff irgend ein Buch im Volkston oder der Volkssprache herausgegeben hätte! Man kann sich vorstellen, in welchen sonderbarem Zustand und in welcher Stimmung ich mich bei diesem unerwarteten Empfang befand. Aber ich war kein Neuling mehr in solcher Lage, meinen Zorn verstand ich zu bezwingen, da ich sie sehr wohl begriff und unter dem langhinfließenden und sich an Zorn steigernden Redestrom Zeit genug hatte, einzusehen, daß ich bei einer jetzt notwendigen Verteidigung den Vorteil behielt. Denn sprechen konnte ich auch, um so mehr, da ich herausgefordert war. Ich setzte also dem alten Herrn rasch und scharf auseinander, daß er mich gar nicht treffe, da ich mit ihm ganz übereinstimme, sowohl was die Achtung und Bewunderung der klassischen Formen für die Dichtkunst betreffe, als namentlich in der Bewunderung Platens, von dem ich für meine eigene Kunst mehr gelernt hätte als von irgend welchem andern deutschen Dichter, Goethe nicht ausgenommen. Zum Beweise, daß ich Platen kenne, forderte ich ihn auf, mir zu sagen, was ich ihm augenblicklich von Platen hersagen sollte, und wären es seine 50 himmlischen Sonette auf Venedig. Das half. Es ging mir fast noch besser als bei Arndt mit der Weintheorie. Wir schieden als Freunde und Welcker ist mir Freund bis an sein Ende geblieben."

Den ersten Besuch bei Karl Simrock schildert der Dichter uns nicht näher, er sagt nur, daß er unter den Professoren in ihm den ersten Rheinländer kennen lernte.

Erwähnen wir außer diesen Herren noch den berühmten Physiker Helmholtz, der dazumal in Bonn las, die Familie Kyllmann in Bonn, die Familie Deichmann in Köln und die Ww. Hölterhoff mit ihrem Sohne in Köln, so haben wir den Kreis der Bekannten, in denen Groth während seines Bonner Aufenthaltes lebte und sich bewegte.

Wir wollen zunächst sehen, wie das Leben äußerlich sich

gestaltete und dahinfloß und dann, in welchem Verhältnis er zu den einzelnen dieser verschiedenen Persönlichkeiten stand und was er ihnen verdankte.

„Oft schon des Morgens beim Kaffee,“ erzählt Groth, „hörte ich dem geistsprühenden Gespräch meines Hauswirtes Böcking zu über juristische, philologische, philosophische, historische Themata, wie sie ihm eben durch den Kopf gingen, über Menschen und Dinge, oft gewürzt durch Anekdoten und Bemerkungen, die nicht für jedermanns Ohr berechnet waren.“ „Mit Dahlmann wurde es nach und nach eine liebe Gewohnheit, jeden Vormittag, ehe ich mit Jahn zum Mittagstisch ging, einen oft recht langen Spaziergang in der Umgegend Bonns zu machen. Auch auf diesen Wegen war Dahlmann im ganzen schweigsam, doch hörte ich fast auf jedem solchen Wege irgend ein gewichtiges, man kann sagen „„ausgekörntes““ Wort weiser Menschenkenntnis und Erfahrung von ihm, das mir nicht verloren ging, doch wurde er mitunter gesprächig und erzählte dann aus der Jugendzeit und von Kiel.“ „Dann ging es jeden Morgen zu Otto Jahn. Wir aßen zusammen in einem Kreise von Professoren und Doktoren im Hotel Schmitz, tranken allein oder mit einigen von ihnen zusammen Kaffee an irgend einem schönen Aussichtspunkt bei Ermkeil oder sonst wo und aßen abends in Jahns Wohnung unser frugales Abendbrot nach holsteinischer Weise, Thee mit Butterbrot.“ „Täglich verweilte ich bei Böcking, meistens vor dem Ausgehen, eine Zeitlang in seiner Studierstube, wo ich immer etwas mir Neues, Interessantes vorfand oder zu hören bekam.“ „Bei rauhem Wetter, wo ich das Zimmer hüten mußte, pflegte er mich wohl hinein zu holen und wenn ich nicht willig oder beim Arbeiten war, mit einer warmen rheinischen Bowle zu locken, wo wir nun gewöhnlich bis in die Nacht hinein erzählten und mitunter heftig disputierend zusammen saßen. Auch zu Mittag blieb ich wohl zum Essen, das wir im Erdgeschoß einnahmen, bei ihm.“ Ueberhaupt war der Verkehr mit Böcking ganz familiär, soweit davon bei einem Witwer, der mit zwei alten Mädchen hauste, die Rede sein konnte. Wenn Besuch kam von Moritz Haupt oder von Böckings Schwester mit ihren Töchtern, war es gewöhnlich Groths Aufgabe, die Gäste vom Bahnhof zu holen. Er that dies um so lieber, da er wußte, daß es dann Stunden, Tage, Wochen, glänzender geistreicher Unterhaltung gab, in denen auch Böcking seine oft trübe Stimmung

vergaß. Bei solchen Gelegenheiten fehlten O. Jahn, auch Dahlmann, Welcker und Simrock nicht. Er aber schwärmte mit diesen „Rittern von Geist“ als lernbegieriger und gern gesehener Knappe den ganzen Tag.

„War Böcking verreist, dann war ich mitunter viele Tage, ja Wochen ganz allein. Dann pflegte ich nach seiner großen, schönen Bibliothek oft schon früh morgens hin zu gehen.“ „Dann blieb ich auf irgend einer der Stufen (der Treppe zu den Büchern) sitzen, mich vertiefend in für mich neue Schätze der Litteratur, mich selbst und die Welt vergessend, bis eines der Mädchen mich ermahnte, zum Mittage auszugehen.

„Frauen, wenigstens junge, wahrhaft schöne oder geistreiche Frauen, fehlten in diesem Kreise. Otto Jahns Gattin war im Irrenhause, Böckings Frau jung gestorben — „„eine wunderbar schöne Frau!““ rief der alte Arndt mehrmals aus, als er sich nach meinem Wirt erkundigte, „„eine der schönsten Frauen!““ — Dahlmanns Gattin kränkelte und starb während meines Aufenthaltes — „„eine romantische Norddeutsche““, wie der gute Arndt mit Empfindung bei ihrem Grabe ausrief. Dann kamen auf Besuch Moritz Haupt als Witwer, David Strauß von seiner Frau geschieden. Und die übrigen von unserm gewöhnlichen Umgange: Welcker, Behr, Cremer, Dietrich und andere waren Junggesellen. Das gab unserm Verkehr einen eigenen Charakter, etwas Herbes, worunter ich litt. Auch mußte ich unter vier Augen all die Seufzer, bisweilen auch Thränen, ertragen, welche die Entbehrung des Lebensglückes manchem von diesen geprüften Männern entlockte, denn ich war der stille Vertraute von allen, — und niemand frug nach der Herzenswunde, die mich zum Dichter gemacht hatte ....

„In dem Kreise dieser hohen Herren ging es scharf her. Von Duldsamkeit gegen Mittelmäßigkeit, Ohnmacht, Scheingröße in Wissenschaft und Dichtkunst war keine Rede. Für sie bestanden nur „„Götter und Schweinehunde,““ wie jemand einst spottend, doch nicht unwahr, bemerkte. Im täglichen Verkehr hielt dieser Ton aber die Gesellschaft frei von unwahrem Schein und allen Elementen, die nicht von gleichem Gehalt waren. Mir schadete er auf keinen Fall, weil er mein Urteil schärfte und aufs beste rein hielt.“

Hiernach können wir uns annähernd ein Bild machen davon, wie dem Dichter äußerlich das Leben dahinfloß;

die Hauptsache ist jedoch, zu sehen, unter welchem Bildungseinfluß er während der beiden Jahre stand, die er in dieser Gesellschaft verkehrte.

Die Universität Bonn stand damals auf ihrer Höhe, sie hat weder vorher noch nachher eine solche Anzahl Männer ersten Ranges aufzuweisen gehabt, und Groth tauchte zunächst unter in einem geistreichen Verkehr, der Jahre lang, tagein, tagaus, fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend währte. Man denke sich, was das sagen will für einen Mann von 36 Jahren, der durch umfangreiche Studien fast nach jeder Richtung fähig war, alles aufzunehmen, was der lebendige Verkehr mit den ersten Gelehrten der Erde ihm zuführte. Ein solches Glück wird wohl nicht leicht einem Sterblichen zum zweitenmal zuteil.

Am nächsten stand er Otto Jahn, mit dem er sich nicht nur als Landsmann verbunden fühlte, sondern auch durch sein leidenschaftliches Interesse für Musik. Jahn arbeitete an seiner Lebensbeschreibung Mozarts und war selber ein Künstler. Er konnte als solcher am besten beurteilen, welches Herzblut in Groths bescheidenen Dichtungen tropfte, welche Arbeit die Vorbereitungen zu dieser Leistung erforderten. „Er war unter so vielen Geistreichen der Geistreichste. Er war schlagfertig, aber keineswegs streitlustig, wo es indessen die Wahrheit und seine Ueberzeugung galt, unerbittlich geradeaus und doch nie beleidigend, gutmütig über alles. Ohne Gnade war er gegen Lauheit und eingebildete Schwäche: „„Junge Leute müßten arbeiten, Männer, wenn nötig, streiten; Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Schönheit, Ehre und Ansehen verlangten Opfer!““ — „so habe ich ihn,“ sagt Groth, „mehr als einmal Studenten und jungen Freunden ohne Gnade vorhalten hören. Er hätte sich selbst als Vorbild und Muster hinstellen können. Er hat sein Lebenlang gearbeitet, bis spät in die Nacht, als ginge es ums Leben.“

„Nach ihm überfällt mich bisweilen eine lebendige Sehnsucht, obgleich ich sonst nicht wünsche, die Vergangenheit aufs neue zu durchleben — ich habe zu viel gelitten — nach seiner erquickenden erhebenden Gegenwart, seinem belebenden Gespräch, seinem idealen Wesen. Jahn war mehr als gütig gegen mich, nachgiebig gegen meine Schwächen und Schwachheiten, gegen die Eigenarten und Eigenschaften eines Mannes von meinem ungewohnten Entwicklungsgang.

Schmeicheleien waren übrigens unter uns nicht in Ge-

brauch. Ohne Aufrichtigkeit hätte unsere Freundschaft auch nicht so beständig sein und bleiben können, denn sie währte bis in den Tod. Wie innig sie war, das mag ein kurzes Wort von Jahn ausdrücken, welches er betrübt, aber entschlossen bei meiner ihm angekündigten Abreise von Bonn aussprach: „„Ich sehe es ein, geh nur, heiraten können wir uns doch nicht.““ — Im Jahre 1862, also vier Jahre nach seinem Abschied von Bonn, sendet der Dichter ihm einen warm empfundenen Gruß in dem Gedicht „Min Otto“, worin er, nachdem seine Eltern und auch sein Bruder Johann dahingegangen sind, ihm zuruft:

„Du büst mi bleben, beste Fründ!
Un süh, so lang as't uns noch günnt,
Dat wi tosam hier baben sünd,
Lat't man so bliben!
Wenn anner Lüd dat beter künnt,
Maegt se di't schriben!“

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 167.)

Ganz anders war der Einfluß Dahlmanns, mit ihm fand sich Groth verbunden durch das gemeinsame Interesse für die Heimat und speziell für Dithmarschen.

Dahlmann war allerdings in Wismar geboren, hatte aber in Kopenhagen studiert und hatte 16 Jahre, von 1813 bis 1829, in Kiel gewirkt als Professor der Geschichte und als Sekretär der ständigen Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und als entschiedener Vertreter der Rechte der Herzogtümer gegenüber dänischer Gewalt. Er hielt Vorlesungen über die Dithmarscher Geschichte und gab den bedeutendsten Geschichtsschreiber Dithmarschens, den Neocorus, in der Ursprache, der plattdeutschen, heraus, die er eine der Stammsprachen der deutschen nannte und deshalb schätzte und verteidigte. Hierin begegnete er sich also ganz und gar mit Groth. „Er war mehr Charakter als hervorstechender Gelehrter, das prägte sich schon in seiner Gestalt und auf seinem ernsten Gesichte aus. Eine vornehme Ruhe zeigten Bewegung und langsam bemessene Sprache.“ „Er war in Gesellschaft weniger gesprächig als Jahn, doch immer gern gesehen und als Gast ausgezeichnet. Erst im häuslichen engern Kreise sah man, daß hinter dem sauren Munde und der ernsten Stirn ein kindlich-fürstliches Gemüt und eiu neckischer Humor hauste, der gerade hinter diesem Vorhang unwiderstehlich war. Ich habe bei Jahn nicht so-

viel gelacht als bei Dahlmann, der mich sehr bald mit einem scherzhaften Scheltwort empfing. Er las sogar gern komische Sachen vor. Beim Vorlesen der berühmten unfreiwillig komischen Lebens- und Reisebeschreibung unseres schleswig-holsteinischen Pastors Tychsen (?) sank ich vor Lachen vom Stuhl unter den Tisch und Dahlmann verzog keine Falte in seinem ernsten säuerlichen Gesicht." „Im allgemeinen brachte der Altersunterschied zwischen uns und meine langjährige Verehrung des Mannes, der schon in der Paulskirche für unsere Unabhängigkeit und Freiheit gestritten hatte und dessen wissenschaftliche Verdienste mir wohl bekannt waren, es mit sich, daß unser Verhältnis das vom Lehrer zum Schüler oder näher vom Vater zum Sohn wurde und blieb. Oft gab er mir in wichtigen Dingen den gewichtigsten und den entscheidenden Rat, mein Vertrauen zu ihm, seiner Umsicht, Klugheit und Erfahrung war unbedingt. Noch immer schwebt mir sein Bild vor als das des größten Mannes, den ich näher habe kennen gelernt." (Handschriftliche Aufzeichnungen.)

Der Verkehr mit Welcker scheint nicht so lebhaft gewesen zu sein. „Er pflegte uns wohl," erzählt der Dichter, „in kleiner ausgesuchter Gesellschaft, mitunter abends, nicht bloß auf ein feines Souper in seine Wohnung einzuladen, „„nicht bloß aufs Essen und Trinken,"" wie er einmal sagte, als wir versammelt waren, „„sondern auch zu einem geistigen Genuß"", wo er dann meistens anknüpfend an ein antikes Kunstwerk, das er vorzeigte, einen interessanten Vortrag hielt, Vorträge, wie sie wohl nicht leicht andere Sterbliche vernommen haben. Denn mit seinem reichen Wissen verband er die anschauliche Kunde; er war in Italien und Griechenland durch langen Aufenthalt wie zu Hause, und hinein flocht er so Beschreibungen von Erlebnissen, bis man auch Menschen und Gegenden wie gegenwärtig sah." (Handschriftliche Aufzeichnungen.)

So hart der Strauß war, den Groth gleich beim ersten Besuch mit dem berühmten Gelehrten auszufechten hatte, so dauernd ist doch das Band gewesen, das beide später mit einander verknüpft hat, das bekundet das Gedicht, das Groth dem alten Herrn zu seinem Doktor-Jubiläum 1861 gewidmet hat und worin er die liebende Hand preist, die auch Welcker ihm während seines Aufenthaltes am Rhein reichte:

„Een Mann, de reck em ok sin Hand,
Sin Nam klingt wit un is bekannt,
Em fiert hüt dat dütsche Land

As mit sin Beste,
Den broch he geern vun'n Holstenstrand
Ok wat to'n Feste."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 340.)

Nicht immer leicht, aber doch innig und höchst gewinnbringend für Groth, war sein **Verkehr mit seinem Hauswirt Eduard Böcking.**

Böcking war 1802 in Trarbach an der Mosel geboren, hatte Rechtswissenschaft studiert, war früh Professor geworden und war einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit, zugleich war er aber auch ein bedeutender Philologe und nicht unbedeutender Geschichtskenner. Er war wohl situiert, in seiner Jugend ein lebenslustiger übermütiger Geselle gewesen, gesund, stark, offenen Kopfes, seines Zieles gewiß, ohne Sorge für Gegenwart und Zukunft." „Etwas Unbändiges war in ihm geblieben, seinen Widersachern zum Schrecken, seinen Freunden aber auch oft zum Leide, denn seine Stimmung war durch traurige Lebenserfahrungen getrübt, herbe und oft launig und mißtrauisch." „Bezeichnend sind die gleichmäßig wiederkehrenden Worte, mit denen der alte Arndt seinen Nachbarn, den er auch wie viele andere scheute und mied, wenn auch nicht fürchtete, sich fast jedesmal, wenn ich ihn besuchte oder bei ihm aß, nach Böcking erkundigte: „„Was macht ihr Hauswirt? Er wäre ein gewaltiger Jäger geworden, ein Nimrod, ein Forstmann! Er stammt vom Hunsrück! Ist auch ein tüchtiger Gelehrter. Hatte die schönste Frau der Welt, ist aber jung gestorben, schon lange tot.""

Böcking war aber nicht nur ein trockener Gelehrter, „er stand mit seinen Interessen mitten im Leben, in der Gegenwart, in der Wissenschaft und Politik. Angesichts der erbärmlichen Zustände, die damals, ein Decennium nach dem Revolutionsjahr 1848, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens herrschten, begeisterte er sich für Hutten, den wahren Reformator, wie die Zeit dessen bedurfte, und suchte deshalb sein Bild wieder lebendig zu machen, rein und unverfälscht herzustellen, damit die Nation an demselben sich wieder aufrichten konnte. Seine Liebhaberei und Beschäftigung in jedem freien Augenblick war deshalb die Sammlung, Ordnung und Erklärung von Briefen und Werken Ulrichs von Hutten, welche Arbeit er später auch vollendet hat." Für Groth gaben diese Vorarbeiten sehr häufig „Veranlassung zu höchst interessanten und belehrenden Mitteilungen über seinen Helden und dessen

Schicksale, über seine Gegner, über die Hauptpersonen im Drama der gewaltigen Zeit, über Schriftsteller und Schriftwerke, Ort und Verhältnisse, denn Böcking hatte die intimste Kunde von dem ganzen Material," sodaß Groth nach und nach auf die bequemste und anschaulichste Weise einen Geschichtsunterricht über eine der merkwürdigsten Perioden religiöser und politischer Bewegung in Deutschland genoß, wie er lebendiger nicht gedacht und gewünscht werden kann.

Auf solche und ähnliche Weise wurde Groth entschädigt für die Opfer, die er nicht selten dem Verkehr mit Böcking bringen mußte, denn es war nicht immer leicht, mit dem ungestümen Herrn auszukommen. „Böckings mächtige und interessante Persönlichkeit hatte sich nicht ganz so klar entwickelt, wie beispielsweise Dahlmanns; er war nicht frei von einigen Schlacken, von Schwächen. Sein Trotz hatte einen Beigeschmack von Ehrsucht. Er war leicht gekränkt, er war eifersüchtig auf seine Freundschaft und auf seine Freunde." „Man mußte," sagt der Dichter, „im täglichen Umgang mit ihm bisweilen vorsichtig sein, auch wohl einmal, wenn man dessen nicht gewärtig war, ein Donnerwetter über sich ergehen lassen. Jedermann wunderte sich darüber, wie es mir möglich sei, Jahre lang mit ihm ohne Streit unter einem Dache zu leben. Es war nicht allezeit leicht, es kostete mich zu Zeiten Opfer; aber aufrichtige Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit, auch Mitleid für den durch das Schicksal geprüften Mann ließ mich gern dulden, was manchen verzweifelt gemacht haben würde. Doch sah er auch wohl später seinen Fehler ein und ließ es sich gefallen, wenn ich ihm ernst und ruhig sagte: „„Wenn Sie so sind, Böcking, dann ist mit Ihnen nicht auszukommen."" Der Dichter hat in späteren Jahren nicht selten die Opfer bedauert, die er Böckings Launen, besonders in der Beschränkung seines anderweitigen Umganges hat bringen müssen, „aber," fügt er hinzu, „bereut habe ich es nicht, so gehandelt zu haben. Im dunkeln Drange trifft man doch das Richtige. Ohne Böckings dauernde Freundschaft hätte mein Aufenthalt in Bonn mir das nicht gebracht, was er mir gewährte, ja mein ganzes späteres Leben hätte eine andere Wendung genommen und sich nicht so gestaltet, daß ich im ganzen mit dem Laufe desselben zufrieden sein kann."

„Ganz anders war der Umgang mit Arndt; was sein freundliches Haus mir bot, war mir nicht minder wert zur Erweiterung meines Gesichtskreises; auch schon durch den

großen Abstand von Jahren zwischen uns, durch sein Wesen und seinen Charakter. Er war kein Gelehrter im Sinne meiner andern Freunde, doch vor allem ein Mann der That, auch in seinen Liedern. Er hatte auf Leben und Tod mit gewagt und gekämpft gegen die Fremdherrschaft, gegen den Erzfeind Napoleon. Er hatte mit gelitten in der erbärmlichen Demagogen-Verfolgung, von 1819 an, Amt und einen angenehmen Wirkungskreis eingebüßt. Jetzt war er ein hoher Achtziger, ungebeugt und nicht verbittert und trotz der erneuten Reaktion nach 48, wo er in der Paulskirche mit getagt, ja zu der Abordnung gehört hatte, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbot — voll Hoffnung auf bessere Zeiten. „„Kaiser und König wird kommen, das werden Sie noch einmal erleben, Kind!““

„Diese Zuversicht auf den Ausgang fand ich übrigens bei allen alten Herren, welche die Zeit von 1806—15 mit durchlebt hatten, derweil wir Jüngeren den Kopf hängen ließen.“

„Doch fehlte es Arndt ebensowenig am rechtmäßigen Zorn gegen die Träger und Leiter der damaligen Regierung, besonders in Preußen. Bisweilen schon am frühen Morgen, wenn ich auf meiner Dachplatte von Böckings Haus frühstückte, hörte ich Arndts zornige Stimme in seiner mir benachbarten Laube höchst unparlamentarische Ausdrücke über König und Regierung ausstoßen, was mir bewies, daß er schon Besuch von einem Freund empfangen hatte.“

Weniger innig und auf geistige Gemeinschaft gegründet war sein Verhältnis zu Simrock. „Derselbe war,“ berichtet Groth, „ein sehr behaglicher Mann, voll Witz und Schnurren, scherzhaft und launig. Er war ein unermüdlicher Wanderer und Bergsteiger, mit dem ich die erste Tour auf den Drachenfels und das Siebengebirge unternahm, er zu Fuß, ich auf einem Esel.“

„Ich war entzückt durch die schöne, mir, dem Kinde der Ebene, ganz neue Gebirgsgegend und ebenso durch meinen liebenswürdigen Begleiter. Auch habe ich später hin und wieder an seinem gastfreien Tisch gesessen. Doch traten wir uns nicht eigentlich näher. Seine unermüdliche Thätigkeit als Uebersetzer von alt- und mittelhochdeutschen Gedichten und dgl. war mir als eine litterarische Lohnarbeit unsympathisch, und an seinen eigenen Gedichten fand ich nicht Geschmack genug, um ihm auch nur ein billigendes Wort darüber zu sagen. Bei meinen gelehrten Freunden galt er ebenfalls nur als

Liebhaber und nicht recht gleichwertig. Erst später hat er sich durch unermüdlichen Fleiß einen geachteten Rang als Germanist erworben, so daß er mit großen Ehren begraben wurde. Seine Sammlungen, Kinderreime, Erzählungen, Sagen, u. s. w. werden sein Andenken wach erhalten. Mir war er ein lieber, dienstfertiger Freund."

David Strauß und Moritz Haupt trat er nicht näher. Beide wohnten oft längere Zeit bei Böcking, Strauß, um für seinen Ulrich v. Hutten die Vorarbeiten Böckings zu benutzen, die dieser ihm bereitwilligst überließ. „Von allen Berühmtheiten aus Böckings Kreise," äußert der Dichter, „war mir Strauß am wenigsten sympathisch. Seine Stimmung war bitter, er war karg in Worten, nicht geeignet für ein behagliches Gespräch, schnell fertig in seinem Urteil über ästhetische Dinge, so daß eine Besprechung, eine Widerlegung unmöglich wurde. Dazu hatte er die uns allen fehlende Gewohnheit, abends ins Bierhaus zu gehen, wohin auch selbst Böcking gegen seinen Willen oft mitgenommen ward."

Mit Helmholtz, dem damals fast gleichaltrigen, später weltberühmten Naturforscher, der 1856 Professor der Physiologie in Bonn war, verband ihn sein Verständnis für Physik und sein Interesse an der Musik.

„Damals in Bonn," berichtet Groth, „lernte ich auch Helmholtz kennen. Wir waren eng befreundet. Nicht bloß, daß wir persönlich an einander Gefallen fanden, sondern geistige Interessen näherten uns noch mehr und zwar spielte dabei die Musik eine Hauptrolle. Helmholtz war bei unserer ersten Begegnung wohl überrascht, in mir einen Studiengenossen zu finden. Er errötete sichtlich, als ich ihn fragte, welchen Erfolg seine Broschüre: „„Ueber die Erhaltung der Kraft"" gehabt, die ich schon gleich nach ihrem Erscheinen auf Fehmarn studiert hatte, während ich plattdeutsche Verse schmiedete. Sie war 1856 noch nicht so durchgedrungen, wie zehn und zwanzig Jahre später. Ich war Physiker genug, um sie würdigen zu können. So hatten wir Stoff genug zu wissenschaftlichen Gesprächen auf unsern häufigen, gemeinsamen Spaziergängen an den Ufern des Rheins. Wie gesagt, die Musik kam noch speziell hinzu. Helmholtz machte damals die ersten Untersuchungen, aus denen später sein bahnbrechendes Werk „„Ueber Tonempfindungen"" entstand. Er hatte aber wohl kaum einen Kollegen in der Physik oder Physiologie, der genug musikalische Interessen hatte, um an seinen Untersuchungen

teilzunehmen, und die Musiker unter uns, wie Otto Jahn und Albert Dietrich, waren ohne Mathematik. So war ich für ihn der Rechte. Er lud mich zu seinen ersten Versuchen mit der von ihm konstruierten Sirene ein, die der Herzog Ernst von Gotha ihm geschenkt hatte, sowie mit Stimmgabeln verschiedener Tonhöhe; erzählte mir auch im allgemeinen von dem Plane für seine Untersuchungen, die sich bis tief in die musikalischen Theorien hineinwagten. Damals sagte ich ihm: „„Ich glaube, es giebt keine Brücke von der Physik in die musikalische Harmonielehre; Sie kommen aus den Brüchen $1/2$, $2/3$ bis zu den unmeßbaren Zahlen nicht heraus."" Da antwortete er siegesgewiß: „„Es giebt eine."" — Und er hat sie bekanntlich gefunden. Er berichtete mir nun häufig von seinen Fortschritten. Nur das sei noch erzählt: er kam, um Abschied von mir zu nehmen, am Tage vor meiner Abreise von Bonn und sagte mir noch: „„Ich muß Ihnen doch noch erzählen, wie weit Brücke in Wien (mit seinen Untersuchungen über die Sprachlaute) jetzt gekommen ist,"" was er dann auch, wie oft schon, that, und „„daß ich jetzt mit Stimmgabeln ein deutliches e (Vokal e) machen kann."" Das waren fast unsere letzten Worte vor dem Abschied. Helmholtz besuchte mich später noch zweimal in Kiel auf seinen Reisen nach England."

Wenn wir den Umgang mit all diesen Männern, Arndt, Dahlmann, Böcking, Jahn, Welcker, Simrock und Helmholtz überblicken, so müssen wir sagen, daß Groth vollkommen Recht hat, wenn er sagt, er tauchte in Bonn förmlich unter im geistreichen Verkehr. Was für eine Gelegenheit bot sich ihm hier, wo alle Fäden der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zusammenliefen, hineinzublicken in das Streben der gottbegnadeten Geister, in die großen Aufgaben, mit denen die gelehrtesten Männer der Zeit sich beschäftigten! Was für Anregungen und Erweiterungen seines Gesichtskreises erfuhr er hier, er, der auch in diesen zwei Jahren die Zeit mit Studien nach Kräften ausnutzte! Welch eine Schule für seinen Geist nicht nur, sondern auch für seinen Charakter war der tägliche, vertraute Umgang mit diesen mächtigen und doch so verschiedenartigen Persönlichkeiten! Wohl selten hat ein Mensch das Glück gehabt, unter der Zucht so starker, ausgeprägter Geister zum Manne zu reifen.

Hier wollen wir den Faden einen Augenblick unterbrechen und zusammenfassend eine Seite Groths ins Auge nehmen, die bisher nur nebenbei berührt worden ist: *seine wissenschaftliche Bildung*.

Wir haben bereits gehört, mit welcher Leidenschaft er von Jugend auf Mathematik, Naturwissenschaften und Sprachstudien betrieben hatte, letztere in solchem Umfange, daß er fast alle europäischen Sprachen kennt, mit Ausnahme der slavischen.

Den größten Teil dieser Studien hatte er schon unter den Füßen, als er von Fehmarn nach Kiel kam, und mit Recht sagte schon Müllenhoff von ihm: „Von den Männern von Fach, die ihm damals in Kiel näher traten, wird keiner anstehen, in ihm einen ebenbürtigen Genossen auf dem Felde der Wissenschaft anzuerkennen. Und seine wissenschaftliche Ausbildung steht nicht außer Verhältnis zu der des Künstlers und Dichters. Vielmehr, was er als solcher geleistet, ist nur durch jene möglich gewesen."

Aber bei einem Dichter setzte man das nicht voraus.

„Das Wissen ist dem Künstler ganz entbehrlich,
Wie Steine dient es höchstens noch als Ballast.
Man zimmert jetzt aus Kautschuk einen Palast,
Solider Grund und Mauern sind beschwerlich" —
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 210)

so dachte man.

Und noch viel weniger konnte man sich daran gewöhnen, daß ein Volksschullehrer ohne akademisches Studium, ganz auf eigene Hand, eine Bildung sich errungen hatte, die bei jedem Fachmann Anerkennung fordern konnte.

Groth hat deshalb, namentlich während seines Aufenthaltes in Kiel und zum Teil auch in Bonn, viel Unangenehmes erlebt und mit Recht seufzt er, daß es ein zweifelhaftes Glück ist, sich über seinen Stand emporzuringen.

„Wie oft," sagt er, „trug mir jemand, mit großem Wohlwollen und Behagen mich belehrend, Dinge vor, die ich schon 20 Jahre vorher gewußt und überwunden hatte. Und das Erstaunen, wenn zufällig zutage kam, ich sei in der Sache bewandert, war mir ebenso unangenehm. „Also Sie kennen auch Käfer?" sagte mir einer, als ich zufällig in ein Glas guckte, worin ein Freund von ihm den Tag gesammelt und ich eine besondere Art Staphyllinus bemerkte. „Also Sie kennen auch Geometrie?" sagte ein anderer, als er mir gütigst vorgeschlagen, ich möchte mich aufs Ingenieurfach werfen, das bringe Geld. So etwas kränkte mich bis aufs Blut und ich nahm mir vor und hielt es, lieber mich belehren zu lassen über Dinge, die

mir bekannt waren, als solche Ausrufe zu ertragen.“ Nur einmal, in Bonn, hat er diesen Vorsatz durchbrochen. Er war bei einem Landsmann, dem Philosophen Brandes, zu Tische geladen, wo das Gespräch auf den Physiker Oerstedt und dessen Werk „Geist in der Natur“ führte. Ueber dieses äußerte Groth sich abfällig: es enthalte nur etwas abgestandenen Schellingianismus, aufgeputzt mit etwas neuerer Physik und scheinbarer Mathematik. Darauf Staunen und wohlwollende Zurechtweisung, bis Groth erwiderte, daß er die deutschen Philosophen sehr wohl kenne. Nun trat der Sohn, der Botaniker, in die Arena und wies ihn als Mann der Naturwissenschaft ein wenig in die gebührenden Schranken. Groth erwiderte ihm, daß er auch die ganze deutsche Flora, Kryptogamen mit eingeschlossen, und die Hauptwerke seiner Wissenschaft genau kenne und sich ausbitten müsse, ihn als seinesgleichen zu behandeln. Er war über diesen Vorfall so ärgerlich, daß er am andern Morgen Dahlmann sein Erlebnis haarscharf erzählte. Dieser lachte herzlich und sagte: „Das kommt von Ihrem „„den Mund halten““, das haben Sie davon! Im übrigen ist es gut, daß Sie wenigstens einmal um sich gebissen haben.“

Dahlmann und Müllenhoff sowie alle Urteilsfähigen, die ihn näher kannten, dachten anders über den Grad seiner wissenschaftlichen Bildung und wir wollen hier einen Akt berichten, worin dies in feierlichster Weise anerkannt wurde und den uns Groth, weil er ihm für alle Kränkungen Genugthuung gab und seinem rastlosen Streben die Krone aufsetzte, wie das wohl natürlich ist, sehr eingehend geschildert hat.

„Es war am 27. Januar, als Böcking mich schon früh morgens nach dem Kaffee aufsuchte und mich fragte, ob ich einen Frack hätte. Auf meine lachende Verneinung und meine Gegenfrage: wozu denn der? entgegnete er, seine Schwester brächte vornehmen Besuch mit. Wäre ja gleichgültig, meinte ich, und er entfernte sich. Da erschien Dahlmann mit seinem Sohn, Kreisrichter in Linz am Rhein, in auffallend langsamem Schritt in der Gartenpforte, auf unser Haus zugehend. Dahlmanns zweite Frau lag schon längere Zeit schwer krank. Sie war eine Landsmännin und mir eine liebe Freundin. Mich überfiel beim Anblick der beiden Dahlmanns die plötzliche Angst, es möchte das Schlimmste eingetreten sein, das wir längst erwarteten und das auch bald darauf eintrat, und ich eilte deshalb über den Hausflur hinaus zu Böcking, um ihm meine

Befürchtung auszusprechen. Der aber blieb ganz ruhig und bemerkte, Dahlmann hätte bei ihm geschäftlich zu thun, was denn auch mich beruhigte, um so mehr, da alsobald Dahlmanns Sohn mit heiterer Miene zu mir ins Zimmer trat und mich neckend fragte, ob ich schon angekleidet sei und ob ich nicht wüßte, was los sei. Es sei eine Verlobung und ich müßte dabei eine Rolle spielen, man werde mich necken, das sei heimische Sitte, ob ich das nicht kenne? Allerdings nicht! Und ich war gerade der Mann, der eine Neckerei herzlich vertragen konnte. Dann kam aber auch schon Böcking, uns abzuholen, führte mich durch ein Zimmer in seinen größeren Saal. Dort standen im Kreise Dahlmann, Simrock, Jahn und mehrere Professoren, in ihrer Mitte der Dekan der philosophischen Fakultät Knoodt, den ich gar nicht kannte, eine rote, cylindrische Kapsel unter dem Arm, mich sogleich feierlich anredend. Da ging mir plötzlich eine Ahnung auf und ich hörte nur noch gemurmelte Worte, den Sinn verstand ich in meiner freudigen Ueberraschung nicht, denn ich sah nun wohl, welche seltene große Ehre man mir erwies, eine Ehre, von der ich wohl wußte, daß sie mir meine Zukunft erhelle, meinen Lebensgang ebnen würde. Ich sank vor Bewegung in einen Stuhl und als ich mich erhob, um einige Worte des Dankes zu sagen, war ich dazu nicht imstande, nahm nur noch mein Doktordiplom und einen Lorbeerkranz entgegen, den mir Frau Dahlmann gebunden und den ihr Sohn mir überreichte. Als bald darauf der Antrag in der Fakultät gemacht wurde, wieder einen Dichter zu promovieren, und zwar den Dichter Uechteritz, schrieb der alte Welcker in das Protokoll: „„Ich habe nicht den Dichter Klaus Groth promoviert, sondern meinen lieben verehrten Freund wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner wissenschaftlichen Leistungen für die Sprache.““ Das Diplom war übrigens von O. Jahn unter Beratung mit Böcking abgefaßt. Der Antrag zu meiner Promotion war von Karl Simrock gestellt. — Es waren glückliche Tage!“

Groths Freunde holten nach, was man in Kiel versäumt hatte — „und welche Freunde! Wohl die Elite der Wissenschaft, versammelt an der zweitbedeutendsten Universität in deutschen Landen!“

Hier mag wohl der Ort sein, einen Augenblick zu verweilen, um uns zu vergegenwärtigen, welchen Bildungsgang Groth gemacht hat und von welcher Art die Bildung war, die er sich errungen hatte.

Wenn wir von der Volksschule absehen, war das Seminar die einzige Anstalt, wo er einer schulmäßigen Bildung oblag, die vielleicht für sein allgemeines Wissen hier und da abrundend und lückenausfüllend gewirkt haben mag, die aber im übrigen eine Berufsbildung war und für ihn, der schon damals zu etwas anderem sich berufen fühlte, kaum die Bedeutung hatte, wie die freie Selbstbeschäftigung mit der Litteratur und den fremden Sprachen, worin für seine Zukunft entschieden der Schwerpunkt lag. Die übrige Zeit ist er, jede Gelegenheit und jedes Bildungsmittel, das ihm sich bot, benutzend, durchaus seinen eigenen Weg gegangen. Außer dem, was ihm der Umgang mit gelehrten und welterfahrenen Männern zuführte, hatte er fast alles aus Büchern gelernt, still für sich. Und wie viel hatte er gelernt! Er kennt, wie bereits bemerkt, alle europäischen Sprachen mit Ausnahme der slavischen und ist außerdem bewandert in der Litteratur, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften und in der Philosophie.

Mühsam war der Weg, den er ging, aber die Früchte, die er auf diesem einsamen Wege pflückte, waren um so herrlicher. Die Schule hatte seinen Blick nicht getrübt, seinem Denken nicht die Richtung gegeben, aus welcher so mancher schöpferische Geist später nur mühsam sich befreit. Um zu ermessen, was das bedeutet, wollen wir die Worte zweier Männer hierher setzen, zunächst das seines berühmten Freundes Müllenhoff: „Der Mensch," sagte er, „ist mehr und soll mehr sein, als eine Maschine und ein Konversationslexikon. Wer in dies Leben, wo Mensch den Menschen und Geist dem Geiste gegenüber steht, ordnend und schaffend, leitend und belebend eingreifen will, dessen Geist bedarf vor allen Dingen einer Energie, die ihn die beste Hilfe stets an ihm selber finden läßt." „Ruhe und Stille, wie sie eine tüchtige und tiefere menschliche Ausbildung verlangt, ist nicht mehr zu finden, und die Einrichtungen der Schule selbst zerstören heut zu Tage mehr als sie schaffen. Die tieferen Naturen und die größeren, tieferen Aufgaben, die sich der Einzelne stellen soll, verschwinden." (Karl Müllenhoff von W. Scherer.) Diesem Schicksale war Groth entgangen. Seine Bildung war keine Bildung der Schule, die ihre Einheit in einem starren System, sondern eine solche in seiner lebensvollen Persönlichkeit, in seinem dithmarsisch-deutschen Charakter trug. Er hatte

eine einheitliche deutsche Bildung, wie Nietzsche sie fordert, wenn er verlangt, „daß das unmittelbare Verhältnis zur Natur nicht gestört werde“ und dann weiter sagt: „Das höchste Gut besteht für jeden darin, ohne Bruch mit sich selbst den Instinkten seiner Kindheit treu zu bleiben und damit Ruhe und Einklang zu bewahren.“ „Die Bildung muß getragen sein von jenem männlichen, ernsten, schwergemuten, harten und ernsten deutschen Geist, jenem aus der Reformation her gesund bewahrten Geist des Bergmannssohnes Luther.“ (Gallwitz, Friedr. Nietzsche, S. 61 u. 62.)

Ist das nicht geschrieben, als hätten beide Männer, Müllenhoff und Nietzsche, unsern Groth dabei als das Muster einer echten, gesunden, deutschen Bildung vor Augen gehabt?

Das Bild, das wir in dem Bisherigen von Groths Verkehr, von seinem Leben und Streben in Bonn gezeichnet haben, würde jedoch als ein all zu ernstes erscheinen, wenn wir ihm nicht noch einige freundliche Züge hinzufügten.

Vorwiegend waren es allerdings Gelehrte, mit denen Groth verkehrte und in erster Linie waren es wissenschaftliche Interessen, die gepflegt wurden, doch ging Groth nicht einseitig darin auf.

Abgesehen von den Ausflügen, die er mit Simrock oder mit seinen übrigen Freunden in die Umgegend machte, war für ihn eine weitere Reise von Bedeutung, die er zusammen mit Böcking unternahm.

Ganz ohne gelehrtes Interesse war sie freilich auch nicht, denn sie wurde zum Teil bestimmt durch Böckings Forschungen nach Materialien für seine Arbeit über Hutten; doch lag für Groth, so sehr ihn diese Sache nebenbei interessierte, der Schwerpunkt in der erweiterten Kenntnis von Land und Leuten. Sie fuhren zunächst den Rhein und die Mosel hinauf, nach Trarbach in der Nähe von Trier, dem Geburtsorte Böckings, wo dieser als Erbe einen Weinberg, den „Mönchberg“, in einer stillen romantischen Ecke hart an der Mosel gelegen, besaß und wo sie bei Böckings Bruder in demselben Zimmer einige Tage und Nächte hausten, wo einige Jahre vorher König Friedrich Wilhelm IV. gewohnt hatte. Dann ging's hinein in den Elsaß, wo Böcking in den Bibliotheken in Colmar und Schlettstadt nach Briefen, Dokumenten und Erinnerungszeichen von Hutten suchte. Weiter ging's in den Schwarzwald hinein und nach dem Schauplatz der Hebel-

schen Dichtungen; dann nach der Schweiz, nach Basel, Zürich, wo die Grabstätte Huttens auf der Insel Ufenau im Züricher See und endlich der Vierwaldstädter See besucht wurden. „Da stellte sich leider heraus, daß eine Fortsetzung der Reise für Groth ohne Begleiter unmöglich sein werde. So kehrte er für den Winter mit Böcking nach Bonn zurück, wo die gehabten körperlichen Anstrengungen sich bald in ihren Nachwirkungen für ihn als vorteilhaft erwiesen."

Den Familienverkehr, der in dem Gelehrtenkreise, in dem er sich bewegte, fast gänzlich fehlte, konnte er außerhalb dieses Kreises leider nur in beschränktem Maße genießen. In seinen Aufzeichnungen berichtet er darüber: „Ich wurde bekannt und befreundet mit dem Sohne eines reichen Bankhauses Teichmann in Köln, der mich verschiedene Male aufgesucht und im Namen seiner Eltern eingeladen hatte, sie im Sommer wenigstens Sonntags auf ihrem freundlich dem Siebengebirge gegenüber belegenen Gute zu besuchen. Am Sonntag war dort offenes Haus und offene Tafel, Raum auch für ein Dutzend Gäste, die etwa schon am Sonnabend kamen oder bis Montag bleiben wollten, Musiker, Maler, Schriftsteller bewegten sich dort frei und ungeniert in dem großen schönen Garten, in den Räumen des gastlichen Hauses. Die geistreiche Frau des Hauses sah allerdings gern, wenn man ihr eine Stunde des Gesprächs widmete, wenn ein Künstler etwas vortrug oder etwas vorzeigte, sonst aber war es ein behagliches, zwangloses Treiben, bei dem man interessante Männer und Frauen kennen lernte. Ich war nur einmal mit O. Jahn dort, dann erwachte Böckings Eifersucht in einem Maße, daß ich fern blieb."

„Ebenso beschränkte er meinen Umgang mit einer Familie Kyllmann, die sich aus Elberfeld vom Geschäfte zurückgezogen und ganz in Böckings Nähe ein schönes Haus gebaut und eingerichtet hatte. Schöne junge Töchter schmückten das Haus. Vater wie Kinder waren musikalisch. In einem eigens dafür gebauten Musiksaal stand nicht bloß ein schöner Flügel, sondern auch Streichinstrumente ersten Ranges. Was hätte das Haus mir gewähren können! Einige Male war ich dort bei den liebenswürdigen Leuten, dann entsagte ich. Bedauert habe ich es in späteren Jahren oft, bereut habe ich es nicht, so gehandelt zu haben.

Mit Böcking allein war ich einige male in Köln zum Besuch seiner Schwester, Frau Hölterhoff, die dort als Witwe

eines reichen Kaufmannes mit vier erwachsenen Kindern ein schönes, altes Patrizierhaus inmitten der Stadt mit einem großen Garten bewohnte. Ich wurde dort dadurch ausgezeichnet, daß mir die frühere, wohlerhaltene kleine Hauskapelle im obern Stock mit buntscheibigen Fenstern als Wohnzimmer angewiesen wurde. Die Familie wurde mir eng befreundet, so daß ich öfter dort in meiner behaglichen Kapelle, auch ohne Böckings Begleitung, eine ganze Woche wohnte. Bei diesen Besuchen lernte ich unter der besten Führung durch meinen Freund Adolf Hölterhoff bequemlich und allmählich, wie es meine Natur und mein körperliches Befinden erlaubte, die eigentümliche große Stadt mit ihren prächtigen Bauten und Kunstwerken, ihren eigenartigen tüchtigen und liebenswürdigen Bewohnern aufs anschaulichste kennen. Wie oft habe ich nach dem Dom und seinen wachsenden Türmen hinaufgeschaut, wie oft saß ich mit Freunden bewundernd in seinem mächtigen Raum, mitunter täglich, so daß er mir vertrauter geworden ist, als irgend ein Wirtshaus am Rhein, denn ein Wirtshausbesucher wurde ich nicht. Wie oft hörte ich das tausendstimmige Geläute von hundert Kirchen unter den Kronen der alten Bäume Sonntagsmorgens in dem stillen Garten meines Freundes."

Wir wollen hier gleich eine heitere Geschichte anfügen, worin ein Talent Groths zur Geltung kommt, das er schon in seiner Jugend unter seinen Spielkameraden geübt hatte: das Talent, interessant zu erzählen.

Wie wir schon gehört haben, daß der ernste Dahlmann zur Abwechselung gerne humoristische Geschichten vorlas, so war mitunter die Unterhaltung zwischen den gelehrten Herren von der heitersten Art, und waren sie einmal ins Necken und Schnurrenerzählen geraten, so war das Ende nicht abzusehen. Groth selbst steckte voll von dergleichen, ohne sich seines Schatzes und der Fähigkeit, sie vorzutragen, recht bewußt zu werden. In Bonn wurde er entdeckt und bald der renommierteste Erzähler, seine Anlage zur Kunst entwickelnd.

„So standen wir," erzählt Groth, „einst in den Augustferien, Haupt, Böcking und ich, Stock in der Hand, Hut auf dem Kopfe, bereit, einen Spaziergang nach Godesberg anzutreten. Es sollte nur noch meine Anekdote beendet werden, der man eben lachend zuhörte, als an die Thür geklopft wurde; es mochte 9 Uhr morgens sein, als der damalige Direktor des Gymnasiums in Bonn, Professor Schaper, Eile auf dem Gesicht, hereintrat, Böcking ein Buch überreichend. Er habe

gar keine Zeit, müsse gleich wieder fort, sogleich. Böcking indes ließ ihn nicht, bat ihn, einen Augenblick zu sitzen, was wir auch thaten, Hut und Stock ablegend, und flüsterte mir mit schelmischer Stimme zu, meine Anekdote zu vollenden. Offenbar kannte er die Schwäche seines alten Bekannten. Also ich that mein Bestes, fuhr in der Mitte meiner Erzählung fort, flocht den Anfang geschickt wieder ein, kam glücklich an die Pointe, ohne sie verraten zu haben und erregte ein homerisches Gelächter. Das reizte zu einem Seiten- oder Gegenstück von einem der andern, dem natürlich wieder eins folgte. Inzwischen hatte Böcking seiner alten Dorthe geklingelt und als Schaper, nachdem er auch selbst zum Erzählen unwiderstehlich gereizt worden war, wiederholt sich zum Aufbruch rüsten wollte, hielt er ihn mit dem Bemerken, das Frühstück sei sogleich bereit und er verliere keine Minute, wenn er es hier einnehme, statt anderwärts; Schaper war auch Junggeselle. Also erzählten wir weiter bis zum Frühstück, wo schon Moselwein getrunken wurde, beim Frühstück, nach dem Frühstück, bis zum Mittagessen, bei demselben, nach demselben, zum Kaffee, zur Cigarre bis zum Abendessen und weiter, da die Bowle gar erst ruinierte. — Als am nächsten Morgen der Tag graute, entließen wir Schaper, der scheltend von der Haustreppe in den Garten trat, wir hätten ihm zwei Tage der Arbeit geraubt, gestern und heute. Noch aber schallt mir das Gelächter in die Ohren, das wir erhoben und in das er halb widerwillig mit einstimmte. Wir waren alle vier vom ewigen Sprechen und Lachen heiser wie die Raben, doch glaube ich, unser Vorrat war noch so wenig erschöpft, daß wir abermals 20 Stunden hätten erzählen können.“ (Handschriftl. Aufzeichnungen.)

Zu den interessantesten Begegnungen in Bonn gehörte auch die mit Bettina von Arnim. Groth berichtet darüber in der Gegenwart Nr. 1, 1899, folgendes:

„Meine Gesundheit erholte sich in Bonn nur sehr langsam. Eines Tages kam der gute Vater Arndt zu mir tröstend in Böckings Haus: „„Lieber Freund! Ihr langen Dithmarscher wißt gar nicht, wie stark Ihr seid! Ich habe auch viel Blut gehustet.““ Ach der gute Vater Arndt! Ein andermal hörte ich gewichtigen Schritt auf der Treppe und dem Vorplatz von meinem Zimmer aus bei Böcking, ich erkannte den Alten gleich; er trug schwere, rindslederne Schuhe mit Lederriemen zugebunden, pflegte auch bei der Annäherung stark tönende Laute auszustoßen: „„Also hier! Nein, dahin!““ und ähn-

liches. Nach kurzer Begrüßung begann er: „„Bettina ist hier."" — „„Ich weiß, lieber Arndt."" — „„Sie will Sie sehen."" — „„Das kann ich mir denken, lieber Arndt." — „„Sie ist ja nicht gerade, wie Sie wohl wünschen, nicht gerade zuverlässig, aber Sie sind doch auch nicht auf Reisen, um lauter Tugendhelden zu sehen, Sie müssen auch andere Art Menschen kennen lernen."" — Nach allerlei Einwänden meinerseits, der ich die Abneigung meiner Freunde Böcking, Otto Jahn, auch Dahlmann, gegen Bettina v. Arnim kannte, willigte ich doch ein, mich von ihm einmal zu ihr führen zu lassen, mit welchem Versprechen er mit lauten Schritten und Worten wieder hinabstieg. — Nach einigen Tagen fand ich auf meinem Zimmer auf einer Einladungskarte von Prof. Brandes (dem Aristoteliker), die Arndt in meiner Abwesenheit gerade auf meinem Schreibtische vorgefunden hatte, die Worte: „„Komme um fünf, Herrn Klaus Groth abholen zu Frau Bettina."" Damit der alte Herr nun nicht die Treppen zu ersteigen brauchte, wanderte ich im Garten vor Böckings eine Treppe hoch liegenden Fenstern seiner Arbeitsstube hin und her. Die Fenster standen auf, es war Hochsommer. Böcking mochte meinen Schritt auf dem Kieswege gehört haben. Er steckte den Kopf heraus und rief: „„Groth, wollen Sie mit spazieren gehen?"" — „„Nein,"" war meine Antwort, „„ich kann nicht."" So eine Ablehnung machte ihn gleich kratzig und er fragte: „„Warum denn nicht? Was haben Sie denn vor?"" Ich wußte ja, was auf meine Antwort folgen würde und ließ das gleich in meinem Tone vernehmen, indem ich sagte: „„Ich will zur Bettina!"" Sein Kopf mit der gestickten Sammtkappe mit langem Schirm verschwand, kam aber sogleich wieder hervor, Schirm an die Seite geschoben: „„Windbeutel!"" Verschwand wieder, kam wieder hervor: „„Auf wen warten Sie denn?"" — „„Auf Papa Arndt."" Schirm nach hinten geschoben: „„Eben solcher Windbeutel."" Kopf weg. „„Adieu, Böcking!"" rief ich, denn der Alte kam. Schwere Schuhe mit Lederriemen zugebunden an den Füßen, deutschen Rock ohne Kragen mit nur einer Reihe Knöpfe. Hemd aus höchst sauberem, derbem Leinen mit breitem Umschlagkragen, kleiner Cylinder mit schmalem Rand und einer großen preußischen Kokarde. So nahm er mich unter den Arm, und wir wanderten zusammen die Koblenzer Straße hinunter am Schloßgarten entlang bis zum Hôtel Ermkeil (jetzt Hôtel Royal), wo Bettina wohnte. Wir waren für jeden Begegnenden gewiß ein auffallend ungleiches Paar

Männer, umsomehr, da Arndt eifrig redete. Er erzählte mir, indem wir gingen, mit lauter Stimme, als sollte man es übern Rhein hin im Siegener Lande hören, von dem tief gewurzelten Glauben der Norweger und Schweden, die er ja auf seiner Flucht vor Napoleon persönlich hatte kennen lernen, an geheimnisvolle Bewohner der Tiefen des Meeres; wie da Seehunde, scheinbar Seehunde, schönen Frauen, die am Ufer zu thun hatten oder badeten, auflauerten und sie mit sich nahmen. „„Jawohl, lieber Freund!““ rief er eifrig, indem er zum Teil wiederholte: „„Schöne Mädchen, Frauen! In die See!““ so daß die Leute stillstanden und zuhörten, was der Alte im Eifer gar nicht bemerkte, mich aber fast genierte. Wie er auf das Thema geraten war, weiß ich nicht. Bei Ermkeil gingen wir gleich ums Haus in den Garten. Dort saß unter einem großen Kastanienbaum, der noch steht, denn ich habe noch 1893 unter demselben gesessen, diesmal allein — blickend den Zeiten nach und dem Sonnenschein — saß damals **Bettina**, in einer Art Laube, vor einem gedeckten kleinen Theetisch. Arndt führte mich ihr zu, umarmte sie, nannte sie Frau Schwester und küßte sie. Bettina nötigte uns zum Sitzen. Arndt redete noch wie in einer gewissen Aufregung laut fort, jetzt von Bettinas Bruder Klemens Brentano, von dem er ein paar bedenkliche Geschichten erzählte, die mich auch fast in ihrer derben Aufrichtigkeit genierten, was — erinnere ich mich nicht mehr. Dann — er hatte fast nur angelehnt auf seinem Stuhl gesessen — stand er hastig auf und sagte: „„So, nun mag er sich selbst wehren!““ und ging davon.

Das war ja eine eigene Art, eingeführt zu sein, und ich wartete also der Dinge, die kommen würden, schweigend. „„Was haben Sie von meinem Manne gelesen?““ brach Bettina das Schweigen, ich kann nicht sagen, in gerade freundlicher Weise. „„Von Achim von Arnim? Gar nichts!““ — „„Nichts?““ — „„Nein!““ (Gnädige Frau sagten wir damals noch nicht als Füllsel für jede nichtssagende Antwort.) Ihre wahrscheinlich ungnädige Miene sah ich nicht, denn in dem Augenblick kam den Fußsteig durch den Garten vom Rhein herauf ihre Tochter, wie ich sogleich erfuhr, Gisela, ihre jüngste, später die Frau von **Hermann Grimm**. Es war eine schmale, schlanke junge Dame im lichten Sommerkleid, denn es war ein drückend warmer Abend, sie hatte den breitrandigen Strohhut übern Arm gehängt. Ich dachte unwillkürlich an Goethes Friederike von Sesenheim, sie selbst vielleicht auch. „„Meine Tochter Gisela!

— Herr Klaus Groth! Denke Dir, er hat nichts vom Vater gelesen!"" Gisela setzte sich zu uns und strich sich übers Haar. ""Nein,"" sagte ich dann entschlossen, ganz ruhig, ""gar nichts. Sie müssen aber bedenken,"" setzte ich lächelnd hinzu, ""ich schreibe ja selbst Bücher und lese nicht so viele. Ich lese an belletristischen Sachen hauptsächlich nur, was mich in meiner Art fördern kann, und das ist bei den Romantikern wenig der Fall. In den Kronenwächtern z. B. lese ich die realistischen, eingestreuten Marktscenen in den Niederlanden mit Interesse, aber wenn dann nachher die handelnden Menschen Alraunwurzeln waren und sind, so hört meine Teilnahme auf. Auch in . . ."

""Aber dann haben Sie ja doch von meinem Mann gelesen?!""

""Wenn Sie das so nennen wollen, allerdings. Aber ich lasse mich nicht gern examinieren. Da übrigens unser Gespräch diese Wendung genommen hat, so will ich Ihnen erzählen, daß ich, die rein politischen Schriften ausgenommen, alles gelesen, was Sie geschrieben haben."" Das brachte natürlich eine vollständige Aenderung in Ton und Stimmung bei der guten Alten hervor, die sie mir nicht verbarg, indem sie gleich lebhaft fragte: ""Vom Briefwechsel mit Goethe nicht zu sprechen: was hat Ihnen am besten gefallen? Gewiß die Günderode."" — ""Nein,"„ erwiderte ich, ""das ist mir zu grausam! Nein, an poetischem Duft steht mir am höchsten der Briefwechsel mit Ihrem Bruder Klemens.""

Von nun an waren wir Freunde, und was wir dann in Stunden noch in Erinnerungen und Mitteilungen mit einander gesprochen haben, verschwimmt für mich in einer traumhaften Erinnerung an poetisch erhebende Augenblicke, wie sie, selbst dem Poeten, selten zu Teil werden. Auch Gisela war nicht bloß passive, schweigsame Teilnehmerin, und daß ich auch ihre Freundschaft mit einem Male gewonnen hatte, davon mag ein ganzes Paket Briefe von ihr, oft mit ganz intimen Mitteilungen, die ich noch wie ein Heiligtum aufbewahre, Zeugnis geben. Denn wir beide sahen uns nachdem nur sehr wenige Male wieder. Von unserem Theeabend unter der großen Kastanie im Garten des jetzigen Hôtel Royal erzähle ich aber noch gern das Ende.

Es war ein wundervoller Abend, wie man ihn fast nur dort am Rhein erleben kann, wie Bettina solche in ihren Briefen an Goethe in fast sonst unerreichter Meisterschaft beschrieben hat. Drüben, vom weiten Siegener Lande und ab-

wärts vom Siebengebirge zog ein Gewitter her. Es dämmerte schon und grollte in der Ferne. Fräulein Gisela hatte sich ins Haus begeben. Wir beiden Nachbleibenden schwiegen und horchten, ich mit dem Entzücken, womit ich seit Kindesbeinen jedem Gewitter zugehört und zugeschaut habe. Wo giebt's ein grandioseres Schauspiel! Bettina erhob sich und sagte mir: „„Lieber Freund, wollen Sie mich nicht nach dem Alten Zoll führen, ich möchte gern besser sehen."" Der Alte Zoll erhebt sich unmittelbar neben dem Hôtelgarten. Man überschaut von dort frei den Rhein auf- und abwärts. Jetzt steht Arndts Denkmal dort.

Also wir gingen, sie faßte meinen Arm. Wir stellten uns an die Rampe des Hügels und blickten hinaus in die Nacht und die leuchtenden Blitze. Seufzend sagte mir Bettina: „„Meine Augen sind so schwach, ich sehe die Blitze kaum."" Das hatte ich nach dem Anblick ihrer lebhaften, braunen Augen durchaus nicht erwartet. Ich konnte hierzu ja nur schweigen. Als die Regentropfen stärker wurden, wanderte ich, mit ihr am Arm, unter den dunklen Bäumen vorsichtig zurück. Sie war klein und sagte nur mit leiser Stimme: „„Ich hange nun an Ihrem Arm wie ein alter Strickbeutel."" Ich wußte, worauf es zielte, wie sie in ihrem Briefwechsel mit Goethe erzählt, an seinem Arm einst als kleiner Strickbeutel gehangen. Da erfaßte mich denn doch in der Dunkelheit ein heiliger Schauer, und ich sagte, gewiß mit bewegter Stimme: „„Frau Bettina, ich bin wie erhoben und gedrückt, daß das Schicksal mir es aufgespart hat, noch einmal die am Arm zu führen, die einst in der Art an der Seite unseres Größten gewandert hat."" So, oder ungefähr so, dem Sinne nach genau so, denn es ist fünfzig Jahre her, aber meine Empfindung ist noch so. Das hätte ich auf meinem Lebenswege, selbst im Traume nicht, gewiß nicht gewagt, mir vorzustellen, was ich an diesem Abend an den Ufern des Rheins unter Blitz und Donner, von leiser Stimme gesagt und am lebendigen Arm halb getragen, lebendig gefühlt und erlebt.

Seitdem sah ich Bettina noch verschiedene Male vertraulich im Hôtel auf ihrem Zimmer, meist allein. Sie pflegte, wie ich das aus Schilderungen älterer Freunde, in mündlichen oder gedruckten Berichten als Bild von ihr in meiner Vorstellung hatte, auf dem Sofa zu hocken oder zu kauern, wie ein kleines Häufchen Menschenkind. Ich meine, Karl Simrock erzählte mir, daß sie so bei den Brüdern Grimm in Berlin

ins Zimmer gestürzt sei und sich in einer Ecke auf dem Sofa verkrochen und gerufen habe: „„Nun sagen sie, es sei alles erlogen (ihr Briefwechsel eines Kindes mit Goethe). Und das ist's ja auch!““ Meine gelehrten Bonner Freunde dachten ja ebenso, und ich wagte, selbst in meinem Innern, nicht zu widersprechen. Merkwürdig! dieses merkwürdige Buch, das kaum seinesgleichen hat am Maßstabe reinster Poesie gemessen, ist ein Roman mit eingestreuten Thatsachen geschichtlicher Wahrheit, ein Roman, der uns die wirkliche, irdisch herrliche Erscheinung des größten aller Dichter so lebendig wahr vorführt, wie alle Forschungen aller Goetheforscher es nicht wahrer, lebendiger haben machen können. Aber man lugte, man suchte nach Trug und Lüge und störte sich und uns andern den reinen Genuß. Mir freilich kaum, denn ich hatte es längst ohne Kritik als innere Wahrheit verschlungen und in mich aufgenommen. Aber Otto Jahn z. B. hatte die Bettina (vielleicht damals in Bonn; doch hat er mir die Zeit nicht angegeben) interpelliert, ob der Brief Beethovens über seinen (und Goethes) Aufenthalt in Karlsbad, den sie in ihrem Buche mitteilt, echt und vorhanden sei, und ob sie ihn ihm mitteilen wolle. Er sammelte damals bekanntlich Material zu einer Biographie Beethovens (die nicht fertig geworden ist, das Material hat er später Thayer übergeben). Er sagte halb scherzend, doch weiß ich seine Worte nicht mehr, daß sie ihn hinausgeschmissen habe. Dahlmanns Groll gegen Bettina war anderer Art. Als ich ihn damals halb bittend fragte, ob er sie nicht besuchen möchte, antwortete er mir: „„Das kann ich nicht! Sie hat einen Vertrauensbruch begangen, sie hat meine vertraulichen Briefe an sie, ohne mich zu fragen, dem Könige (Friedrich Wilhelm IV.) mitgeteilt.““

Mein Verkehr mit Bettina dauerte nicht lange. Wie schwach ihre Augen waren, sah ich, da ich ihr die ersten Abdrücke meines illustrierten Quickborn brachte. „„Ich kann die Bilder nicht einmal recht sehen,““ sagte sie. Und sie starb noch im selben Jahr in Badenweiler. Dort sah ich im September noch Gisela zum letztenmal.

Eine besondere Frage würde nun noch sein, wie groß dem Dichter der Ertrag war an musikalischem Genuß und an musikalischer Bildung?

„Er hätte größer sein können, wenn mich Böcking mit den Familien Deichmann und Kyllmann uneingeschränkt hätte

verkehren lassen; aber er war auch ohnedies nicht gering." Sein besonderer Freund Otto Jahn war der Mittelpunkt aller musikalischen Interessen. Er schrieb damals Mozarts Leben und Groth las (nebst Hauptmann in Leipzig) die Korrektur des jedesmal erscheinenden Bogens. Das ging natürlich nicht ab, ohne eingehendes tägliches Gespräch über Musik, ihm belehrend und heilsam, „denn meine musikalischen Kenntnisse", sagt er, „waren noch sehr lückenhaft". „Das brachte allerdings eine vorläufige Einseitigkeit zuwege, die leicht dahin führte, gegen abweichende Neuerungen ablehnend zu verfahren. Brahms litt in Bonn unter diesem Schicksal. Albert Dietrich freilich erkannte schon seinen Wert, kam aber gegen das Ansehen Jahns nicht auf. Er spielte uns, wenigstens teilweise, aus den ersten Sonaten von Brahms vor — ich verstand sie nicht." Klara Schumann, die Frau von Robert Schumann,*) der am 29. Juli 1859 in Bonn starb und den er mit Brahms und vielen anderen musikliebenden Freunden unter dem tiefschmerzlichen Eindruck, daß „ein Fürst in der Kunst", „einer der edelsten Deutschen", „ein Genius ersten Ranges" dem Staube übergeben werde, zu Grabe geleitet hatte, ließ ihm im Jahre 1856 schreiben, er möchte nach Düsseldorf kommen, Joachim sei da, Brahms und Dietrich. Sie wollten ihm acht Tage lang vorspielen, was er wünsche. — Aber er hustete und mußte entsagen, so schwer es ihm wurde. — In den Pfingsttagen desselben Jahres wurde er mit allen, die einen Namen hatten in der musikalischen Welt, nach Düsseldorf zum großen rheinischen Musikfeste geladen. Unter Rietz wurde die „Neunte" aufgeführt! „Ich," erzählt Groth, „saß mit Hans Gude, dem Maler (er war echt musikverständig), an der Seite von Otto Jahn, wir lasen zusammen in der Partitur nach. Als wir bei dem Adagio auf- und uns anblickten, standen uns allen dreien die Augen in Thränen. Wer erlebt es wieder so! In Mendelssohns „Elias" sang Julius Stockhausen zum erstenmal vor unsern Ohren!" Hier in Düsseldorf lernte er auch Johannes Brahms seiner persönlichen Erscheinung nach kennen, eine Bekanntschaft, die später zur lebenslänglichen,

*) Klara Schumann wurde den 13. September 1819 in Leipzig geboren und ist den 20. Mai 1896 in Frankfurt a. M. gestorben. Franz Liszt nennt sie „die noch immer unentthronte Pianistin der Gegenwart". Sie erhielt bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum von Kaiser Wilhelm I. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

innigsten Freundschaft wurde. „Ich höre," beschreibt Groth uns dieses Bekanntwerden, „noch genau seine Stimme, ja ich fühle genau seine eigenartige Hand, wie er sie mir zum erstenmale gab. Geselligkeiten drängten sich damals beim Musikfeste in Düsseldorf, und auch Brahms wurde natürlich immerfort bestimmt, etwas zu spielen. Es gefiel mir auch als Dithmarscher wohl, daß er nie sich selbst aufspielte, nie etwas von eigenen Kompositionen vortrug. Es gefiel mir aber nicht, daß er dann fast nur Schubertsche Tänze spielte, d. h. ich hätte gern etwas Größeres von ihm gehört. Im Grunde hatte ich kein rechtes Verständnis für Kompositionen des großen Liederkomponisten."

Wie stand es aber in Bonn um seine Muse? War sie ihm auch in der Fremde treu und hold geblieben? Hatte sie in dem schweren Bau der Wissenschaft, an dessen Vollendung Groth hier zimmerte, einen schützenden Winkel gefunden, wohin sie sich hatte flüchten können? — So sehr der Trank ihn berauschte, den er hier an dem so rein und so reichlich fließenden Quell der Wissenschaft that, die Muse der Dichtkunst war und blieb doch der Kompaß seines Strebens. Es konnte nicht anders sein, „jedes Talent ist die innerste Lebensader dessen, der es besitzt" (Hebbel). Freilich waren es nicht das Unzureichende aller Forschung, der majestätische Rhein, die entzückende Gegend, der ehrwürdige Vater Arndt, die ihn zu schwungvollen Sonetten begeisterten; nicht was er hatte, sondern was er entbehrte, stimmte seine Harfe: der fehlende „Mitgenuß am ungebrochenen Familienglück, an Kindern und an der Jugend". Die gesunde, frische Kindesnatur ist dem Dichter immer sympathisch, seinem in sich wahren, phantasiereichen Denken und Empfinden fühlt er sich immer verwandt; das Kind ist ihm stets ein Stück lebender Poesie und in dieser Hinsicht ist er, wie Hebbel einmal gesagt hat, sein Lebenlang ein Kind. So war's auch bei Groth und deshalb entbehrte er die Freude an dem ungetrübten Glück der Kinderherzen so schmerzlich, daß im wunderbaren Gegensatze zu der hochgelehrten Atmosphäre, in der er sich bewegte und lebte, gerade das Leben der Kinder ihn zum Dichten anregte; er dichtete in Stunden, wo er mit seinem Genius allein war, seine Kinderlieder, die er herausgab unter dem Titel „Vaer de Gaern" und die jetzt den ersten Band des „Quickborn" zieren. In einem Briefe an Hebbel vom 8. November 1858 schreibt Groth über diese seine Arbeit: „In

den nächsten Tagen nun erscheinen meine Kinderreime „Vaer de Gaern“, die ich Ihnen vorher ankündigen will, ehe mein Verleger sie Ihnen sendet. Es wird Ihnen vieles daraus bekannt klingen, obgleich ich $^3/_5$ wirklich gedichtet habe. Die Kunst besteht darin, irgend eine ganz bekannte Wendung, Sentenz, Reim, Metapher als Kernpunkt eines Liedchens zu benutzen. Ich hoffe, es soll ein plattdeutsches Kinderbuch werden eben wegen dieser Eigenschaft. Es ist mit einer Hingebung gemacht, die nicht Zeit noch Mühe geschont hat. Es soll den Vorläufer von meinem „„Quickborn““ abgeben.“ Groth hatte schon damals die Absicht, sie der neuen Auflage seines „Quickborn“ einzufügen, aber Jahn riet ihm, sie besonders herauszugeben. Und wahrlich, Groth that recht daran, daß er dem Rate des Freundes folgte. Sie gehören zu dem Schönsten, was er geliefert hat, und stehen in ihrer Art wohl unübertroffen da. Sie sind gleichsam volkstümlich in erhöhter Potenz. Groß sind sie schon in ihrer seltenen Einfachheit. Dem Laien imponiert diese Einfachheit gewöhnlich am wenigsten, er denkt, je einfacher ein Gedicht ist, desto leichter war es zu machen. Unendlich schwer ist jedoch das Einfache — aber Groth konnte es. Mit wunderbarer Meisterschaft ist hier der Ton getroffen, in dem eine schlichte Mutter aus dem Volke zu ihrem Liebling spricht. Im „Regenleed“ im „Kaneeljud“ sehen wir die Zehnjährigen in Stimme und Bewegung gleichsam leibhaftig vor uns. Und welchen merkwürdigen Gegensatz bilden diese schlichten, frischen, naturwahren Kinderlieder zu der schweren, von Gelehrsamkeit schwülen Luft, in der Groth atmete und täglich sich bewegte!*)

Jahn wußte wohl, was er that, als er Groth riet, sie gesondert herauszugeben und ebenso richtig war sein Rat, sie von Ludwig Richter, dem auf diesem Felde berühmten Künstler, illustrieren zu lassen. Ludwig Richter war gerade der Mann dazu. Er, der Erneurer des volkstümlichen Holzschnittes, der auch Hebel, Musäus' Volksmärchen und viele

*) A. Bartels bemerkt darüber in seinem bereits angezogenen Werke „Dichtung der Gegenwart“: „Seine Dichtungen „„Vaer de Gaern““ stehen fast einzig in der Litteratur da; ob sie wirkliche Lieder oder bloße Reime sind, immer ist der schlichte, treuherzige, oft schalkhafte, stets zierliche Kinderton vortrefflich getroffen, ohne daß der Dichter je nötig hätte, wie die meisten seiner hochdeutschen Kollegen, zu den Kindern hinabzusteigen.“

andere, mehr oder minder volkstümliche Schriften und Dichtungen illustriert, hatte in seinem Herkommen und in seinem Streben, in seinen Lebensanschauungen und in seinem künstlerischen Empfinden so viel mit Groth Verwandtes, daß die Zeichnungen zu den Grothschen Dichtungen geschickteren Händen nicht anvertraut werden konnten.

Endlich finden wir im „Quickborn" außer den Kinderliedern noch eins, das unterzeichnet ist „Bonn am Rhein": Es ist das schöne Lied „Min Vaderland", ein Lied, wo der Himmel und das Haff, die Wiese und der Wald und die duftende Saat, das blühende Feld und das silberglänzende Meer mit allen wundervollen Tönen durch seine Seele ziehen und in der Frage ausklingen:

„Weer dat dat Haf wat klung?
Och ne, den Ton in min egen Hart,
in min egen Hart
Hett lisen den Wehmoth sungn."

Die Wehmut oder das Heimweh war's, was sein Freund Müllenhoff in ihm wachrief durch die Anregung, die er ihm zu diesem Liede gab.

Müllenhoff schrieb ihm einmal etwa folgendes:

„Mir geht seit einigen Tagen eine alte Volksweise durch den Kopf, die ich garnicht wieder los werden kann; ich habe sie in meiner Kindheit wohl einmal singen hören, weiß aber nur noch den Anfang, der also heißt: „„Dar liggt int Norn en Ländeken deep, en Ländeken deep"" .... fahren Sie fort!"

Nach einigen Tagen erhielt er das Gedicht „Min Vaderland":

„Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
en Ländeken deep,
Un ensam liggt de Strand.
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep,
dar blenkert de Scheep
Dat is min Vaderland."

(Ges. Wk. Bd. 1 S. 213.)

Müllenhoff schickte das Gedicht an Kolster und erzählte den Hergang. Kolster erwiderte am 16. April 1856: „Dank Ihnen für das Lied von Groth; das ist in der That ein prächtiges Stück, und daß er damit auf Ihre Aufforderung hat antworten können, ein Zeichen, daß ihm noch Kraft im

Mark wohnt; aber Ihnen muß man doch zur Hälfte wenigstens auch zur Vaterschaft gratulieren. (? D. V.) Mich hat überall das, was Sie mir von Ihrem Verkehr mit Groth und von Ihrem Verhältnis zu ihm schreiben, tief bewegt: Das ist die wahre Liebe, die in dem Werke ganz aufgeht und nicht fragt, ob ihr Anerkennung, Ehre und für viel Arbeit auch nur ein bißchen äußerer Lohn zu teil werde. Ich freue mich, daß in dem Gelingen dessen, wofür Sie streben, Ihnen dieser Lohn doch in anderer Beziehung gebührend hereinkommt. Nun, über die Größe ihrer Liebe kann ich am wenigsten erstaunt sein.“

XXIII. Groths Aufenthalt in Leipzig und Dresden.

Wie wir wissen, war es Groths ursprüngliche Absicht gewesen, seine Reise nach Italien hin auszudehnen. Als er aber im Herbst 1856 mit Böcking zusammen die Schweiz erreicht hatte, zwang seine Gesundheit ihn, wieder mit nach Bonn zurückzukehren, „wo die gehabten körperlichen Anstrengungen sich bald in ihren Nachwirkungen für ihn als vorteilhaft erwiesen“.

Italien hatte er also nicht gesehen, aber im übrigen hatte er sein Ziel nach jeder Seite hin erreicht: seine Gesundheit hatte sich gebessert, und durch die Ernennung zum Ehrendoktor der Philosophie war ihm der Weg fürs Leben geebnet. Seine Zukunft verlangte nun, Bonn zu verlassen.

Es wurde ihm nicht leicht, von der ihm lieb gewordenen Stätte zu scheiden, von der er in dem Gedicht „Vaer uns' Landslüd an'n Rhin“ noch nach 27 Jahren erinnerungsfroh singt:

„Wer hett nich drömt in sin Jugendtid
Vun den Rhin, den herrligen Rhin?
Un weer't man eenmal sin Lebenlank,
Eenmal doch mutt he darhin.

Un as endlich dat Glück mal lach,
Do gung he, as gung't to'n Fest,
Denn wat de Welt rundum ok bütt —
De Rhin, de Rhin is dat Best!

Nu wanner hinop, un wanner hinaf!
Un seh un freu di satt!
Op de Bargen winkt di Borg an Borg,
Ant Oewer Stadt an Stadt.

Un wo du fahrst un kumst un geist,
Is Fröhlichkeit un Gesang,
Dar sünd de dütschen Mädens so schön,
Dar sünd de Burschen so slank. —“

Es wurde ihm nicht leicht, sich zu trennen von der Stätte, wo er an dem Born der Wissenschaft gesessen und tagtäglich getrunken nach Herzenslust, und vor allem wurde es ihm schwer, den Kreis so herrlicher Freunde zu verlassen, einen Kreis, wie er ihn für sein Leben nicht wieder zu finden hoffen konnte. „Es ist ja nicht mein Verdienst,“ sagt er, „wenn ich, noch erfüllt von innigster Dankbarkeit, es ausspreche: selten oder nie ist wohl ein bis dahin unbekannter Mann so auf Händen getragen worden von einer solchen Gesellschaft wie ich. Von allen ohne irgend eine Ausnahme, mit denen ich in Berührung trat, habe ich nur Liebes und Gutes erfahren. Jetzt sind sie alle dahin, möge über ihre Gräber hin mein Dank noch einen Ausdruck finden.“

Am schwersten trennte er sich von Otto Jahn und dieser wohl auch von ihm, wie das bezeichnende, bereits mitgeteilte Wort bekundet, das er auf Groths Mitteilung von der beabsichtigten Abreise sagte. Er begleitete Groth bis nach Hamm in Westfalen, wo sein Bruder Bürgermeister war.

Von hier reiste Groth, begleitet von seinem Freunde Müllenhoff, zunächst nach Leipzig, der Stadt der Buchhändler, im Frühjahr 1857. Hier stieg er ab und verkehrte besonders viel in dem alten, weltberühmten Geschäft von Breitkopf und Härtel. Die Familie Härtels, des Geschäftsinhabers, war der Mittelpunkt des künstlerischen, wissenschaftlichen und schriftstellerischen Verkehrs. Besonders war es die Musik, die eifrige Pflege in diesem vornehmen Hause fand und Groth war es stets ein besonderer Genuß, zu diesen herrlichen Abenden eingeladen zu werden. Er traf dort überdies stets eine interessante Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern, unter andern den Philosophen Hartenstein, der damals Professor in Leipzig war, die drei Brüder Weber, alle drei fast gleich berühmte Gelehrte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, besonders der Physik. Auch Gustav

Freytag begrüßte er hier, der nach Tische sehr freundlich sich mit ihm unterhielt und ihn besonders durch die Mitteilung erfreute: „Sie haben einen unbekannten Freund — Theodor Mommsen." Groth erwiderte, daß ihn diese Freundschaft sehr ehre.

Mommsen, ein geborner Gardinger, lebt noch jetzt als einer der berühmtesten Altertumsforscher und Geschichtsschreiber in Charlottenburg. Er war zwei Jahr älter als Groth und war, nach einem politisch ziemlich bewegten Leben, damals Professor in Breslau. Er empfing Freytag, wie dieser von einem Besuche bei Mommsen erzählt, an der Thür sofort mit den Worten: „Kennen Sie den Quickborn?" und langte ihn damit von der Bücherriole herunter, sofort Freytag eine Anzahl der Gedichte, die ihm am meisten gefielen, vorlesend. Bald nach der Mitteilung von Freytag schickte Mommsen ihm, während er noch in Dresden wohnte, den ersten Band seiner römischen Geschichte mit dem Widmungsverse:

„Zerstreut von bösen Winden
Fremdling' in Land und Stadt,
Es wird uns ewig binden
Das alte liebe Platt.
Die Heimat ist zerschlagen,
Der edle Stamm verdorrt,
Die lieben Klänge tragen
Wir mit dem Herzen fort.
Es reicht dem Stammverwandten
Der Landsmann seine Hand.
Es grüßt den Musikanten
Ein andrer Musikant."

Groth antwortete sofort darauf mit folgenden Versen

„Zum Henker mit den Geigen!
Ich bin des Fidelns satt.
Ich möchte lieber schweigen
Und hauen an der statt.

Du haust doch mit der Feder,
Ich träll're mich durchs Land.
Auch gut! Sei nur ein Jeder
Ein echter Musikant."

(Lieder aus und für Schleswig-Holstein S. 60.)

Von Leipzig, wo Groth sich nicht sehr lange aufhielt, siedelte er nach Dresden über, der Residenz und der Stadt

der Kunst. Hier verkehrte er besonders oft in der Familie Ehrhardt's und noch heute erinnert er sich gern der Freundlichkeiten, die er in diesem herrlichen Familienkreise genossen hat. Ehrhardt war Professor an der Akademie in Dresden und ist besonders bekannt geworden als Historienmaler, sowie auch durch ein vorzügliches Porträt von Ludwig Richter.

Groths Kenntnisse in den Naturwissenschaften knüpften das Band mit dem später berühmt gewordenen Zoologen Carus, mit dem er ebenfalls oft und gern umging.

„Der Buchladen von Arnold in der Schloßstraße," berichtet Groth, „bildete einen Anziehungspunkt für mich. Dort sah ich einst einen kleinen freundlichen Herrn mit großem Kopf eintreten, nach hinten gehen, dann wieder nach vorne an mich herantreten. „„Ihr seid ja Klaus Groth!"" — „„Und Sie,"" antwortete ich, „„sind Berthold Auerbach."" — „„Warum kommt Ihr nicht zu mir?"" Ich entschuldigte mich aufrichtig, betonte, daß ich seine ersten Sachen auf Fehmarn mit Verehrung gelesen, daß es in meiner Absicht gelegen, ihn aufzusuchen, nur daß ich mich nicht gern herandrängte. „„Wir mußten uns ja treffen,"" versetzte er, „„wir bohren von verschiedenen Seiten an einem Tunnel."" Dann erkundigte er sich, ob ich den Titel seines neuesten Werkes „„Barfüßle"" nicht zu süßlich fände. Als wir zusammen fortgingen, klagte er in weinerlichem Tone, seine Frau sei krank, deshalb müsse er eine Besorgung machen, auf der ich ihn begleiten sollte. Ich denke, er wird mich in eine Apotheke führen, er aber kaufte — ein Paar Strümpfe! Und das der Dichter des „„Barfüßle""! fuhr es mir unwillkürlich durch den Sinn. Freytag fragte mich später: „„Hat's Barfüßle Sie gut behandelt?"" — Auerbach war in der That äußerst liebenswürdig, nur sprach er gern von sich selbst.

„„Das schadet nicht, er bleibt doch ein Urwald von Poesie,"" meinte Otto Ludwig. Dieser selbst befand sich scheinbar in sehr gedrückter Lage; eine Grüblernatur, ein Rigorist. Zu einem ungezwungenen Verkehr kam es trotz mehrfacher Versuche zwischen uns nicht!" — Es ist dies um so auffallender, da beide Dichter so geistesverwandt sind, daß, wie Ad. Bartels sagt, das Wesen der Grothschen Erzählungen, wenn man den richtigen Vergleich ziehen will, nicht an Storm und Reuter, sondern an die Werke des Thüringers Otto Ludwig erinnert.

Sehr freundliche Aufnahme fand er auch in dem Hause

des Grafen Wolf Baudissin, dem Uebersetzer der meisten und schwierigsten Schauspiele Shakespeares. „Ich kam,“ erzählte er, „häufig zu Baudissins, hörte auch gelegentlich einmal bei einem Frühstück mit der Gräfin — die eine Klavierspielerin von seltener Durchbildung war, echt musikalisch und die auch Lieder von mir komponiert hat — zusammen Läufe und Triller herunter schallen. „„Es ist Jenny Lind,““ (die in dem zweiten Stock wohnte) sagte die Gräfin, „„wollen Sie sie nicht besuchen?““ — Auf meine ablehnende Antwort erwiderte sie: „„Sie werden wohl aufgenommen, ich weiß es.““ Doch ich scheute mich stets, Berühmtheiten aufzusuchen und wußte zudem, daß die große Sängerin launig war. Also sagte ich entschieden „„Nein““. „„Aber, wenn wir Sie zusammen einladen?““ — „Dann mit Vergnügen!“ Leider aber mußte Groth jetzt darauf verzichten, diese interessante Bekanntschaft zu machen, weil er bald von einem Typhus-Anfall heimgesucht wurde, der ihn hinderte, der verabredeten Einladung zu folgen.

Otto Roquette, den er ebenfalls in Dresden begrüßte, machte auf ihn derzeit nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes, und Groth ist ihm nicht näher getreten.

Außerdem lernte er den Historien-Maler Bendemann, dessen Sohn als Kontreadmiral zur Zeit in Kiel wohnt, ferner den Maler Schnorr v. Carolsfeld und vor allem auch Ludwig Richter kennen, der mit den Zeichnungen für seine Kinderlieder beschäftigt war.

Richter, der im Sommer auf Loschwitz zu wohnen pflegte, wohnte derzeit in Dresden, wo seine Tochter Elisabeth ihm, dem Witwer, den Hausstand führte. Der Verkehr zwischen dem Maler und dem Dichter war ein sehr inniger, auf dem tiefsten Verständnis beruhender. Groth hat ihm stets ein liebendes Andenken bewahrt und ihm noch zu seinem 80. Geburtstag als Zeichen der alten Freundschaft folgendes Gedicht gewidmet:

An Ludwig Richter

to sin 80. Geburtsdag, den 28. Sept. 1883.

„Dat Schöne in de Welt to sehn
Mang all dat Elend, Sorg un Qual,
Dat is keen Sak vaer Jedereen,
De meisten treckt dat mit Hendal.

Du hewst de Ogen op darvaer,
Dat weke Hart, de sekre Hand,
Du gungst daerch't dütsche Land hindaer,
As gungst du daerch en Wunderland.

Dar sünd de Kinner all beglückt,
Gesund un smuck bi Danz un Spill,
Un de de Last vun't Oeller drückt,
Sünd doch tofreden, fram un still.

De dütsche Fru, de dütsche Mann,
Dat dütsche Hus — du büst dat west,
Du hest uns wiest: Dütschland vaeran!
Wat man ok find't: To Hus is't Best!

So ehrt di hüt din Vaderland,
Nich — as wul annerwärts de Mod
Mit vel Getos'. — Di drückt de Hand
Vel dusend, so as

Din

Klaus Groth.

(Eekboom Nr. 40, Jahrg. 1883. In den Ges. Wk. nicht veröffentlicht.)

Dem Sachsen wurde es allerdings nicht leicht, sich in die Stimmungen der Grothschen Kinderlieder so hineinzufinden, wie er es wünschte. Er schrieb: „Die Lieder von Groth sind unsäglich schwer zu machen. Bei den meisten sieht man nur erst wie in einen Nebel hinein, ohne ein Bild, eine Vorstellung zu gewinnen. Bei manchen ist mirs unmöglich, den Sinn, die Beziehung herauszufinden, da hilft ein Initial und Hokuspokus dazu am besten darüber weg." (Richters Selbstbiographie, Nachträge S. 31.)

Um die den Kinderliedern zugrunde liegenden Anschauungen von Land und Leuten zu gewinnen, machte er eine Reise nach Holstein, wozu der Verleger Wigand das Geld vorschoß. Der gute Richter war aber ein durchaus unpraktischer Mann, wie Künstler es meistens sind: er hatte das Geld in die eine Rocktasche und das Manuskript mit den Grothschen Liedern in die andere gesteckt und schon in Berlin beides verloren. Das Geld war zu ersetzen, aber das Manuskript? — Groth hatte keine Abschrift davon behalten und es konnte wahrlich kein Wunder sein, wenn er unter dem Eindruck dieses Mißgeschicks in einer Gesellschaft nicht so unterhaltend war, wie er sonst zu sein pflegte. Als Moritz Haupt ihn endlich fragte, was ihn

drücke, erzählte Groth das Schicksal seines Manuskriptes und man staunte nun im Gegenteil, daß er diesen Schlag mit solcher Gemütsruhe ertrug. Man beriet, was zu thun sei, um wieder in den Besitz des Manuskriptes zu kommen, aber man fand keinen Weg. Groth mußte daran, die Lieder aus dem Gedächtnis wieder herzustellen, und glücklicherweise konnte er sich auf sein Gedächtnis verlassen — eins der Lieder behielt aber Richter auf seinem Gewissen, denn es war Groth so vollständig entschwunden, daß die Herstellung unmöglich war.

Nichtsdestoweniger ist das Werk glücklich zu Ende geführt worden und die Zeichnungen sind so vorzüglich ausgefallen, daß Groth noch heute, als er das Büchlein in Gemeinschaft mit dem Verfasser einmal wieder besah, seine helle Freude an den herrlichen Kindergestalten hatte. Wie verkörperte Poesie lachten sie ihn an und er rief einmal über das andere: „Was für eine Poesie in dem Kinderleben!“

Nicht selten besuchte er die Werkstatt des berühmten Bildhauers Rietschel. Ernst Rietschel war damals 53 Jahre alt, stand in der besten Manneskraft und auf der Höhe seines Schaffens. Er arbeitete an der in Weimar zu errichtenden Doppelstatue von Schiller und Göthe. Zwölf Mann waren unter seiner Leitung an dem Modell beschäftigt und als Groth eines Tages eintrat, forderte er ihn sofort auf, nachzusehen, ob nicht irgendwo am Halse Schillers ein Fehler zu erkennen sei. Groth fand ihn nicht und Rietschel rief seine Arbeiter herbei, die sich mit Hammer und Meißel neben das Monument stellten und der Befehle harrten. Er ließ einen der Arbeiter seinen Meißel an der fehlerhaften Stelle ansetzen und befahl mit dröhnender Stimme: „Einen Keil! Noch einen! Gut!“ Nun sah auch Groth, wo der Fehler gesteckt hatte. — „Ja“, sagte Rietschel, „da habt Ihr Buchmenschen es leichter als unser einer.“ „Das meint Ihr ja“, erwiderte Groth.

Gutzkow, ein damals schon sehr bekannter Schriftsteller, lebte derzeit auch in Dresden; aber seine Denkweise und seine schriftstellerische Art war Groth ebensowenig sympathisch, wie seinem Landsmanne Hebbel, der ihn nicht leiden konnte und wie seinem Freunde Geibel, der sich bei seinem Aufenthalte in Frankfurt a. M. 1843 ebenfalls nicht entschließen konnte, ihn zu besuchen: „Ich weiß nicht warum, aber ich habe die Ahnung, wir taugen nicht zusammen“, sagte er. (Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten von Gaedertz S. 105.) Auch von dem Schauspieler Bogumil Däwison, der damals

am Stadttheater in Dresden wirkte und in der Bühnenwelt als Stern erster Größe galt, fühlte Groth sich nicht angezogen.

Regelmäßig besuchte er den sogenannten „Montagsklub“, wo sich alle bekannten Schriftsteller zur bestimmten Stunde ihr regelmäßiges Stelldichein gaben. Groth wurde hier bald bekannt als ein vorzüglicher Erzähler und erzählte besonders mit Auerbach um die Wette, dieser zierlich und er derb-holsteinisch. Eine seiner Anekdoten gefiel Auerbach so ausnehmend, daß er ausrief: „Hört, Klaus Groth, die müßt Ihr mir verkaufen.“ Als Preis versprach er eine Flasche Champagner. Es wurde bei der Gelegenheit an die Unterjacke erinnert, welche die Brüder Schlegel untereinander gegen einen Witz ausgetauscht hatten.

Es möchte nun wohl den Anschein gewinnen, als sei Groth in dem mannigfaltigen Verkehr, der ihm nicht nur ein edler Genuß, sondern auch ein reicher Gewinn war, vollständig aufgegangen und jedenfalls wäre der dreivierteljährige Aufenthalt in Leipzig und Dresden schon bedeutungsvoll genug gewesen, wenn Groth sich damit begnügt hätte, lediglich den Verkehr als Bildungsmittel auszunutzen; aber er fand nebenher noch reichlich Zeit, zu arbeiten: er beschäftigte sich besonders eingehend mit der neueren Litteratur.

Leider war es aber auch hier wieder seine noch immer nicht gefestigte Gesundheit, die ihm die Freude an den Dresdener Tagen trübte: er hatte, wie schon bemerkt, einen Anfall von Typhus zu überstehen, der zwar nicht heftig war, aber doch beträchtlich an seinem ohnehin nicht reichen Fond körperlicher Kräfte zehrte. Trotzdem hatte er doch viel Wohlgefallen an den in der schönen Elbstadt verlebten Tagen.

Blicken wir zurück auf seinen Aufenthalt in den beiden Hauptstädten des Sachsenlandes, so läßt sich sagen, daß auch dieser ihm für seine Bildung und Entwicklung einen eigenartigen und ganz wesentlichen Ertrag gegeben. Hatte er in Bonn vorwiegend in wissenschaftlicher Atmosphäre gelebt, so bewegte er sich hier fast ausschließlich in der Sphäre der Kunst. Wie mannigfach waren nicht die Einblicke, die er in den Werkstätten der Maler und Bildhauer gewann in die Technik und damit auch in das Wesen der bildenden Kunst und wie anregend und interessant die Berührung mit der großen Zahl der schriftstellernden und dichtenden Geister. In dem täglichen Umgang mit den leichtgeschürzten Grazien konnte er, soweit es seine Gesundheit erlaubte, das Ringen mit der

Lebensnot, das auch die Wissenschaft nicht ganz verleugnet, vergessen und dem Genusse des Schönen sich hingeben, mehr als er je Gelegenheit gehabt hatte. Daß dies auf sein ohnehin so kunstsinnig veranlagtes Gemüt von tiefgreifendem Einfluß sein mußte und sein Geistesleben nach einer Seite hin ergänzend ausgestaltete, die bis jetzt noch die erforderliche Pflege nicht gefunden, leuchtet ohne weiteres ein.

In seiner Heimat Schleswig-Holstein sah es mittlerweile traurig genug aus. Hier hausten die Dänen mit brutalem Uebermut, und Groth war nicht entfernt der Mann, der dem bedauernswerten Schicksal seiner Landsleute aus der Ferne gleichgültig zusehen konnte. Hatte er schon auf Fehmarn, als ihnen das Schwert genommen wurde gesungen:

„Du meenst, ik seet un hęwel,
As du din Blot verspritzt?
Du wettst din scharpen Säwel,
Un ik min Rim un Witz?

Weet Gott, ik harr keen Drapen,
De nich lebennig krop!
Un wat di ok bedrapen
Mi drop dat all tohop.“ —

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 19.)

so dachte und fühlte er jetzt noch ebenso. „Ich will in Holstein sein, wenn es wieder losgeht“ — warf er den ihn zurückhaltenden Freunden entgegen.

Aber das Reisen war für ihn, den kaum Genesenen, keine ganz unbedenkliche Sache. Er bedurfte der Begleitung und hatte sie nicht.

Da überraschte ihn eines Tages ein eigenartiger Besuch: eine Bauersfrau aus Garding (in Eiderstedt), Anna Peters mit Namen, die mit ihrer Tochter eine größere Vergnügungsreise machte, benutzte den Aufenthalt in Dresden, den dort weilenden Dichter und Landsmann aufzusuchen. Es war nicht gewöhnliche Neugierde, die sie zu Groth führte, sondern sie war eine aufrichtige und begeisterte Verehrerin des „Quickborn“ und als solche Groth nicht ganz unbekannt, denn sie eben war es gewesen, die ihm geschrieben, daß er ihr durch seine Dichtungen Haus und Feld, Hühnerhof und Ententeich wieder lieb und wert gemacht. Groth machte nun den Vorschlag, zusammen durch Thüringen zu reisen, was von den beiden Damen als eine unschätzbare Gunst des Schicksals angenommen wurde.

So reiste er denn mit ihnen von Dresden fort, zunächst nach Weimar, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde. Mit wahrer Herzensandacht sah und genoß er hier die mannigfachen Erinnerungen an alle Dichter und Denker, die hier gelebt und geschaffen hatten, besonders aber fesselten ihn die Spuren von Schiller und Goethe, denen er hier im Geiste sich so nahe fühlte. Der Großherzog zeichnete ihn aus durch eine Einladung, die ihn indes erst erreichte, als er schon in Kiel war. „Ich freute mich über diese Verspätung," sagt er, „denn ich gehe nicht gern auf die Schlösser. Doch schickte ich dem Großherzog als Dankeszeichen meine Kinderlieder, worauf er um Darlegung meiner Verhältnisse bat: namentlich ob mir vielleicht Gefahr von Dänemark drohe? Schließlich erfolgte ein förmliches Versprechen nachhaltiger Unterstützung. Damals brauchte ich aber niemand, und als 11 Jahr später mein Schwiegervater sein ganzes Vermögen verlor, hatte man wohl das frühere Versprechen vergessen."

Von Weimar reiste Groth nach Hamburg, wo er bei Ohm Koester abstieg. Hier besuchte er auch die Dichterin Sophie Dethlefs, die ihm, als er in Bonn sich aufhielt, anknüpfend an die alte Bekanntschaft, einen längeren Brief geschrieben hatte. „Ich suchte sie," wie er in der Erzählung „Sophie Dethlefs un ik" berichtet, „in Hamburg im Schröderstift auf, wo sie wegen ihrer Gedichte mit ihrer Schwester Aufnahme und Pflege gefunden hatte. Aber traurig, müde, in sich vereinsamt und niedergeknickt, saß sie da mit ihrer blinden Schwester." Klage war der Anfang, Klage war alles, was er zuhören bekam und aller Trost, den er zu spenden versuchte, war wie ein Wassertropfen auf dem heißen Stein. „Wer will," sagt Groth, „ihr's übel nehmen? Wo war die Welt, nach der wir aufgeschaut hatten, wie nach einer Märchenwelt? Kirchspielvogt, Landvogt, Landschreiber, Pfennigmeister — wo waren sie? Vertrieben, wenn sie noch lebten, die meisten tot. Nicht einmal die Namen von ihren Aemtern und Würden sind noch vorhanden. Das „Landschaftliche Haus" steht noch, vielleicht stehen auch noch die Planken um die großen Gärten, aber die Herrschaften wandern dort nicht mehr. Die alte Zeit ist begraben und verschwunden bis auf die letzte Spur. — Ich habe Sophie Dethlefs nicht wieder gesehen. Alles was ich für sie thun konnte, war, ein paar Verse zu versuchen für ihren Grabstein und ihr Andenken aufzufrischen, wo es möglich war — auch durch diese paar Zeilen."

Von 1857 bis 1877.

XXIV. Groths erste Jahre in Kiel.

Von Hamburg reiste Groth nach Kiel zurück, das von nun an dauernd sein Wohnsitz wird. Er, der auf der Westseite Schleswig-Holsteins geboren war und seine Jugend bis zum Mannesalter dort verlebt hatte, hat für die letzte Hälfte seines Lebens auf der Ostseite seine zweite Heimat gefunden.

Nicht volle zwei Jahre war er in der Fremde gewesen, im „Ausland", wie man damals sagte.

Daß diese kurze Zeit für ihn höchst inhaltsreich und bedeutungsvoll war, wird der Leser aus den Mitteilungen über sein Leben und Streben entnommen haben. In der Hauptsache freilich war er derselbe geblieben, denn er war bereits ein abgeschlossener Charakter, als er seine Heimat verließ; in mancher Hinsicht war er jedoch auch ein anderer geworden. Mit hervorragenden Vertretern fast aller Kulturbewegungen der damaligen Zeit war er bekannt und zum Teil befreundet worden und es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß diese Männer mit ihrem eigenartigen Wesen, mit ihren ausgeprägten Persönlichkeiten ihren Einfluß auf einen so bildungsfähigen Mann ausübten. „Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten," sagt Ernst Curtius. (Geibel, Denkwürdigkeiten von Gaedertz S. 120.) Groth war weitsichtiger, freier und selbständiger geworden und so weit herangereift, daß er seine Entwicklung in den Grundzügen als abgeschlossen betrachten konnte. Die Zeit des Tastens und des dunkeln Dranges war vorüber; er hatte nicht nur Andere, sondern an ihnen auch sich selbst kennen gelernt, er war sich klar geworden über seine Eigenart und konnte neben seinem

Dichterberuf nunmehr ein praktisches Lebensziel ins Auge fassen.

Zunächst war es die Sorge um den „Quickborn" und die weiteren Arbeiten für denselben, die ihn in Anspruch nahmen. Schon während er noch in Bonn weilte, hatte Müllenhoff unter Beteiligung von Andresen in London und unter Groths Mitwirkung eine fünfte Auflage des „Quickborn" erscheinen lassen, die sich von den Vorgängern dadurch unterschied, daß den plattdeutschen Gedichten auf der rechten Seite immer eine hochdeutsche Uebersetzung auf der linken gegenüber gestellt ist. Als Vorwort enthält die Auflage außerdem eine sehr schätzenswerte „Nachricht an den Leser", worin Müllenhoff wertvolle Bemerkungen über das Dithmarscher Plattdeutsch und eine kurze Beschreibung des Landes Dithmarschen, des Schauplatzes des „Quickborn" giebt.

Müllenhoff hatte mit Groths Zustimmung diese Ausgabe veranstaltet, um den hochdeutschen Lesern das Verständnis des plattdeutschen Quickborn zu erleichtern, und dadurch die Uebersetzungen, die bereits versucht wurden und erschienen waren, überflüssig zu machen. Er spricht sich darüber im Vorworte zu der von ihm veranstalteten Ausgabe mit folgenden Worten aus: „Der Reiz des Plattdeutschen, wie jeder unsrer Volksmundarten, liegt in dem, was ihm dem Hochdeutschen gegenüber eigentümlich, oder diesem doch nicht so gegeben ist. Auch der bloße Unterschied der Laute oder der Silbenzahl eines Wortes im Hochdeutschen und Plattdeutschen nötigt schon den Uebersetzer, bei der Rücksicht auf Vers und Reim, immerfort die einfachsten Gedanken zu verändern und durch Anderes zu ersetzen oder doch die Bestimmtheit des Sinnes und Ausdrucks zu opfern. Eine den Quickborn wirklich wiedergebende hochdeutsche Uebersetzung ist daher nicht wohl möglich, wie, wenn es des Beweises bedurfte, einige im Druck erschienene Versuche überdies vollauf bewiesen haben. Um aber dergleichen, dem „Quickborn" und ihm zu werbender Freunde zu Liebe, für die Zukunft ganz entbehrlich zu machen, haben wir in dieser fünften Auflage dem Text eine Uebersetzung gegenübergestellt, die nichts sein will als eine Uebertragung, wie sie ein mit dem Original vertrauter zur Einführung des Plattdeutschen unkundiger oder darin ungeübter Freunde, vom Blatte weg zu geben vermöchte. Rhythmus und Reim sind dabei nur in den Kauf genommen, wo sie sich ohne der Treue

und Genauigkeit Abbruch zu thun, gleichsam von selbst einstellten. Einen selbständigen Wert nimmt diese Arbeit nicht in Anspruch, sie soll nur ein Hilfsmittel zu leichterer und sicherer Lesung sein; aber Uebersetzung und Erklärung entsprechen zuverlässig dem Sinne des Originals und haben durchaus mindestens die Billigung des Verfassers."

Müllenhoff, der geborne Dithmarscher, der gründliche Kenner des „Quickborn", erklärt also unumwunden, daß eine Uebersetzung des „Quickborn" unmöglich ist und Groth war davon so fest überzeugt, daß er das Ansinnen eines Komponisten, ihm den von ihm komponierten Text eines Quickbornliedes ins Hochdeutsche zu übertragen, entschieden zurückwies mit der Erklärung, daß er sich nicht übersetzen lasse.

So überraschend das für manchen klingt, so wahr ist es doch. „Das Volk trägt den poetischen Stoff zusammen, indem es mit Millionen Augen sieht und mit Millionen Ohren hört und seltene Naturmomente, die sich der Beobachtung des Einzelnen entziehen, wenn er sich nicht eines außerordentlichen Glückes erfreut, sowie wunderbare Geschichten aus der Menschenwelt, die sich oft erst nach Jahrhunderten wiederholen, in treuem Sinn festhält und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Dieser poetische Stoff ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth, Fritz Reuter oder „Reineke, de Voß", trotz Goethe, nicht ins Hochdeutsche übertragen lassen. Das Gemüt ist nicht so vielzüngig, wie der Geist, es stempelt einen Ausdruck und hält ihn fest. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche nur das Original mit der Uebersetzung. Der Unterschied mit dem lebendigen und ausgestopften Vogel kann nicht größer sein. (Hebbel Sämtl. Werke Bd. 11 S. 304 und 334.)

Trotzdem hatte litterarische Vielgeschäftigkeit sich daran gemacht, Uebersetzungen in die hochdeutsche Sprache erscheinen zu lassen. Bereits im Jahre 1856 erschienen deren zwei, eine von Hoffmann in Braunschweig, und eine von A. v. Winterfeld und 1866 kam eine dritte von Dr. Berchem in Crefeld heraus. Was sie wert sind, wollen wir an einem Beispiel erläutern, indem wir die beiden ersten und die letzte Strophe des Eingangsgedichtes zum „Quickborn" „Min Modersprak" von den beiden letzten Autoren (Winterfeld und Berchem) hierhersetzen und zur Vergleichung das Original mit der Müllenhoffschen Uebersetzung voranstellen:

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fichelst mi umt Angesicht
Un still is alle Larm.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachdigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

(Groth.)

Meine Muttersprache, wie klingst du schön!
Wie bist du mir vertraut!
Wär auch mein Herz wie Stahl und Stein,
Du triebst den Stolz heraus.

Du beugst meinen starren Nacken so leicht,
Wie Mutter mit ihrem Arm,
Du kosest mir ums Angesicht
Und still ist aller Lärm.

So herrlich klingt mir keine Musik,
Singt keine Nachtigal,
Mir fließen ja sogleich (im Augenblick)
Die hellen Thränen nieder.

(Uebersetzung von Müllenhoff.)

O Muttersprache, klingst du fein,
Wie bist du mir vertraut,
Wär auch mein Herz wie Stahl und Stein
Den Stolz vertreibt dein Laut.

Du beugst den steifen Nacken so leicht
Wie Mutter mit dem Arm,
Dein Odem meine Wangen streift,
Und still ist Lärm und Harm.

So herrlich klingt mir nicht Musik,
Singt keine Nachtigal,
Mir laufen gleich im Augenblick
Die Thränen hell zu Thal.

(Uebersetzung von Dr. Berchem.)

O Muttersprache, klingst du schön
Und bist mir so vertraut!
Das Herz will mir schier übergehn
Bei deinem süßen Laut.

Dein Liebesband mich sanft umflicht,
Wie weicher Mutterarm,
Du fächelst mir ums Angesicht
Und still ist aller Harm.

Nicht Vogelsang und nicht Musik
Dringt lieblicher ins Ohr;
Die Sprache lockt im Augenblick
Die Thränen mir hervor.

(Uebersetz. von A. v. Winterfeld.)

Man sieht, daß die Winterfeldsche Uebertragung eigentlich gar keine Uebersetzung, sondern eine förmliche Umdichtung ist, ein vollständiges Zerrbild dessen, was Groth hatte ausdrücken wollen. Etwas enger dem Texte sich anschließend ist allerdings die Uebersetzung von Berchem; wenn er aber am Schlusse das hübsche, eine Dithmarscher Redensart bildende Wort „Mi lopt je glik in Ogenblick de hellen Thran hendal" mit der hier ganz sinnlosen Wendung übersetzen kann „Mir laufen gleich im Augenblick die Thränen hell zu Thal", so beweist das eine Rücksichtslosigkeit dem Dichter gegenüber,

wie sie größer nicht denkbar ist. Hebbel schätzt die Uebersetzungen offenbar noch viel zu hoch ein, wenn er sie dem Original gegenüber mit ausgestopften Vögeln vergleicht. Wenn sie von dem Original nur soviel Form und Farbe wiedergäben, so wären sie allenfalls erträglich; so aber sind sie Zerrbilder des Echten. Alle diese Uebersetzungen erschienen ohne Groths Wissen, ohne Rücksprache mit ihm, gegen seinen Willen. Sie waren nur geeignet, den Dichter in ein ungünstiges Licht zu stellen, den Ruf seines „Quickborn" zu schädigen. Er hatte mit rechtskundigen Freunden vielfach überlegt, was gegen dieses Unwesen zu thun sei, aber niemand wußte ihm einen durchschlagenden Rat zu geben, und auch der Rechtsanwalt des Buchhändlerverbandes in Leipzig riet ihm, von einer Verfolgung der Sache auf dem Wege des Rechtes abzusehen, da sie schwerlich zum Ziele führen werde. Er war also dieser Behandlung schutzlos preisgegeben.

Groth suchte die Aufgabe, die er mit dem „Quickborn" sich gesetzt, die plattdeutsche Mundart wieder zu Ansehen und Geltung zu bringen, auch durch anderweitige schriftstellerische Arbeiten zu fördern. Er schrieb zu dem Zweck seine „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch", die im Jahre 1858 in Kiel erschienen und in Gedanken an Müllenhoff gerichtet sind. In ihnen sucht Groth sich Rechenschaft über die Frage zu geben, „ob nicht eine schwächliche Neigung für heimische Klänge ihn verführte, im Plattdeutschen eine Schönheit und Vollendung zu finden, die in Wirklichkeit vielleicht nicht darin steckt", und zugleich weist er nach, daß das Plattdeutsche nicht nur eine dem Hochdeutschen ebenbürtige Schwester, sondern die vollkommnere von beiden Sprachen ist. — Zu Hebbel äußert er sich in einem Briefe vom 8. November 1858 über diese Briefe: „Meine Briefe werden Sie von meinem Verleger erhalten haben. Natürlich sahen Sie gleich, daß das Wichtigste darin zwischen den Zeilen stand, mich wundert nur, daß deutsche Kritiker durchschnittlich so wenig scharfsichtig sind! Man kann ja doch nicht als Vorrede setzen: Dies Buch soll ganz etwas anderes sagen, als was darin steht. Weiß man denn nicht, daß ich ein Holsteiner bin? Statt dessen mutzt man mir die Arroganz auf, selbst Emil Kuh. Ich könnte dem Manne sagen: wir stimmen ja ganz überein, merkst du das denn nicht? Ist es nicht gleichgültig, wenn ich Gedanken wecke: ob es Gedanken sind, die in Uebereinstimmung oder im Widerspruch mit dem Gesagten stehen, wenn ich sie nur geweckt

bekomme. Unser Preisgeben und Entsagen kennt und versteht man nicht, ach! unsere deutschen Brüder."

Hebbel antwortet darauf: „Für Ihre Briefe über das Plattdeutsche meinen besten Dank. Sie enthalten vortreffliches Detail, dem ich um so bereitwilliger aus voller Brust beistimme, als ich Vieles davon, auf meine Weise natürlich und aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, schon vor einem Dezennium in Rötschers Jahrbuch in einem Aufsatz über den Stil des Dramas selbst ausgesprochen habe. Den Hauptgedanken möcht ich etwas enger fassen; aber darüber kann man nur sprechen." Er sagt in seinen Kritiken, S. 304 Sämtl. Wk. Bd. 11: „Man darf Klaus Groths Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch als ihr (der plattdeutschen Litteratur) neuestes Manifest betrachten, und diese haben der wunderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutsche ausgerottet werden müsse — — seine Existenzberechtigung aufs Unwiderleglichste dargethan. Nur kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er daraus, daß alles plattdeutsch gesagt werden kann, den Schluß zieht, daß auch alles plattdeutsch gesagt werden darf. Man soll plattdeutsch sagen, was sich nur plattdeutsch sagen läßt." Den Kreis steckt nach ihm das Herz ab, denn eben das Gemütsleben ist an den besondern Ausdruck der Muttersprache gebunden. Wer weiter geht, würde nach seiner Ansicht eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen. — Hier waltet bei Hebbel ein Mißverständnis ob. Groth wollte gar nicht weiter gehen. In dem 9. Brief heißt es: „Man spricht immer von dem Treiben der plattdeutschen Schriftsteller, als hätten sie die Absicht, das Hochdeutsche zu verdrängen, wenigstens in plattdeutschen Landen ihre Mundart zur geltenden Schriftsprache zu machen. Es hat nicht geholfen, daß schon seit der ersten Auflage des „„Quickborn"" in der Vorrede zu lesen stand: „„Wir wollen nicht aus Spezialinteresse, daß unsere gemeinsame Schriftsprache durch das Plattdeutsche verdrängt werde; wenn schon gesagt worden, daß Religion und Wissenschaft ihre Sprache behalten müßten, daß man die Mundart von Kanzel und Schule ausgeschlossen wünsche."" „„Die Plattdeutschen wollen keinen andern Platz einnehmen, als worauf sie stehen. Aber ihren Platz wollen sie, und sie haben ein Recht dazu. Sie wollen nicht erobern, aber erhalten."" Fähig ist das Plattdeutsche zu allem, „„aber wir wollen trotzdem nicht, daß es zu jeder Anwendung gelange."" Das ist deutlich genug. Diese herrlichen Briefe sind Muster deutscher Prosa und verdienen

noch heute mehr gelesen zu werden als geschieht, besonders von Sprachverständigen, die in plattdeutschen Gegenden leben und täglich mit Plattdeutsch Redenden verkehren. Doch soll hier nicht verschwiegen werden, daß sie in der Wertschätzung des Plattdeutschen vielfach zu weit gehen, was Groth in einer späteren Schrift: „Ueber Mundarten und mundartige Dichtungen" zum Teil wesentlich einschränkte. Uebrigens hat jenes Büchlein über Hochdeutsch und Plattdeutsch trotz seiner Klarheit zu manchen Mißverständnissen Veranlassung gegeben, zu deren Erörterung uns der Briefwechsel zwischen Groth und Hebbel Anlaß bieten kann..

Zugleich hatte er auch die Freude, zu sehen, daß die Stimmung in Dänemark eine andere geworden war. Während die dänische Presse in den ersten Jahren, in dem richtigen Gefühl, daß in dem „Quickborn" eine Pflege und Stärkung des deutschen Sprachgeistes nnd ein Hindernis für das Vordringen des Dänischen gegeben sei, ihn angegriffen hatte, fand er jetzt überreiche Anerkennung. Der namhafte Gelehrte, Professor C. Rosenberg pries ihn in den Tönen höchster „Begeisterung in der „Dansk Maanedsskrift, Aargang 1859", als einen Dichter ersten Ranges, wobei freilich bemerkt werden muß, daß neben dem Enthusiasmus für den Dichter auch ein politischer Beweggrund herlief. Obgleich nämlich Groth in einer Reihe von Gedichten seine Sympathie für die Sache seiner Landsleute aufs entschiedenste zum Ausdruck gebracht hatte, gab man sich doch dem Wahne hin, den „Quickborn" für die Danisierung Schleswigs verwenden zu können, indem man der Ansicht war, daß der Kampf für das Plattdeutsche, den Groth eröffnet hatte, ein Kampf gegen das Hochdeutsche sei und somit Groth als ein Bundesgenosse gegen das Vordringen der Deutschen in Schleswig betrachtet werden könne. Das war nun freilich ein faustdicker Irrtum, über den man sich aus dem „Quickborn" leicht hätte belehren können; im übrigen war die Würdigung des Dichters ganz seinem Werte entsprechend. Eine Gesellschaft von dänischen Dichtern und Gelehrten, an deren Spitze der in Dänemark durch seine zahlreichen Werke wohlbekannte Dichter Ingemann und der Geschichtsschreiber Prof. Steenstrup, der Bruder des mehr bekannten Zoologen, beide in Soroe, standen, übersetzte den „Quickborn" ins Dänische, und zwar so meisterhaft, daß Groth seine aufrichtige Freude daran hatte und seine Balladen, die er schöner fand, als seine Ori-

ginale, mit besonderer Rührung las. „Nur der Aufstand von 1864 hinderte den Druck.“

So erfreulich dies war, so konnte es ihn doch über einen Umstand nicht trösten, daß er noch immer keine feste Lebensstellung hatte, und er mußte sich sagen, daß nachgerade für ihn die Zeit gekommen sei, darauf Bedacht zu nehmen.

In dieser Zeit besuchten ihn nun Steenstrup und einige andere dänische Gelehrte in Kiel. Sie konnten sich nicht genug darüber verwundern, daß er als Privatmann in Kiel lebe und mit der Universität in gar keiner Verbindung stände. Die Thatsache war ihnen so befremdend, daß sie dieselbe immer und immer wieder als für sie unbegreiflich erklärten. Sie rieten Groth mit allem Nachdruck, sich doch bei der Regierung in Kopenhagen um eine Professur an der Kieler Universität zu bemühen, sie würden sich für ihn nach besten Kräften verwenden und sicher würde die Sache Erfolg haben. Die dänischen Freunde hielten Wort, und von Kopenhagen aus fragte man Groth: „Wird nichts für Sie gethan?“ — Groth konnte nur antworten, daß er allerdings von dem dänischen Könige eine kleine Dichterpension genösse, daß aber im übrigen für seine Zukunft nichts geschehen sei.

So lagen die Verhältnisse, als Müllenhoff einen Ruf nach Berlin bekam, im Jahre 1858 am 27. März.

Jetzt war die Professur frei, wofür Groth sich berufen fühlte; er entschloß sich deshalb, Müllenhoffs Nachfolger zu werden und sich um die erledigte Professur in Kopenhagen zu bemühen. Er reiste hin, um persönlich bei der Regierung seine Angelegenheit zu vertreten. Auf Erfolg glaubte er rechnen zu können, da der Minister geneigt war, ihn zu befördern, und da auch der Kurator der Universität ihm wohlwollte und sogar mehrfach ihn darauf hingewiesen hatte, daß er an der Universität einen Halt haben müsse. Aber die Universität war dagegen und die Sache zerschlug sich.

Es blieb ihm jetzt nichts übrig, als vorläufig mit der Stellung eines Privatdozenten sich zu begnügen. Er unterzog sich einem dafür erforderlichen Examen und hielt Vorlesungen über neuere deutsche Litteratur.

Leider gestaltete sich der ganze Ausgang dieser Sache noch dadurch betrübender, daß über derselben auch die Freundschaft mit Müllenhoff in die Brüche ging.

Wie kam das und wie war das möglich?

So fragen wir mit Recht. Selten sind zwei Menschen

sich soviel gewesen, wie Groth und Müllenhoff. Wenn er in dem bereits mitgeteilten Sonett Müllenhoff zuruft, daß er zuerst das dunkle Sehnen seiner Seele, dem der „Quickborn“ entsprungen und damit den Dichter selbst erkannt habe und daß seine Güte ihm der Stab gewesen, an den er vertrauensvoll sich lehnen konnte, so ist das gewiß so aufrichtig gesprochen, wie ein Menschenherz nur sprechen kann. Und noch 34 Jahre später gedenkt er der Verdienste des verstorbenen Freundes um ihn und den „Quickborn“ mit solcher Rührung, daß er ihm ewigen Dank übers Grab hinausruft, und fast zur selben Zeit, als Groth jenes Sonett dichtete, schreibt Müllenhoff an seinen Freund Kolster:

„Die Freundschaft mit ihm (Groth) ist, als wäre sie von Jugend auf und sie enthält etwas, was sie nicht veralten läßt. Wäre ich selbst Dichter gewesen, würde ich Aehnliches erstrebt haben: er hat mir einen Teil meines Wesens erfüllt und geschenkt, den ich nicht besaß, aber ersehnte. So sind wir Freunde, und werden es auch wohl bleiben.“

Und trotzdem nach zwei Jahren schon der vollständige Bruch — so vollständig, daß er von beiden wohl nie verschmerzt, aber auch nicht wieder geheilt worden ist. Doch geben wir jetzt dem Dichter selbst das Wort:

„Um die Zeit meiner Verehelichung habilitierte ich mich an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur. Karl Müllenhoff, der ordentliche Professor dieses Faches, war eben im Begriff, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit brach unsere Freundschaft. Er war von goldener Treue, aber voll Gelehrtenhochmut. Gern würde ich das verschweigen, aber meine Darstellung unseres freundschaftlichen Verhältnisses bliebe sonst einseitig, und der Vorgang ist bezeichnend für den Mann, dem ich dennoch so viel verdanke. „„Hören Sie, Carolus,““ begann ich eines Tages, „„ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingebe, um sie unters Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitieren.““

Er wurde braunrot.

Noch andern Tages befand er sich in Aufregung, doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „„Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen!““ Das war nicht etwa Hohn von ihm, sondern er

glaubte im Ernste, daß es für die Mediziner gut und nötig sei, größere Kenntnis der Mathematik zu haben und daß ich in der Mathematik so gut bewandert sei, um dieser Aufgabe zu genügen. Für mich mußte aber diese Zumutung so überraschend sein, daß ich, ihm beide Hände auf seine Schultern legend und ihn ansehend, ausrief:

„„Müllenhoff, sind Sie denn wirklich verrückt?““

Das waren die letzten Worte, die wir wechselten .... Nur nach 20 Jahren sahen wir uns einmal wieder in dem Kösterschen Hause bei Gelegenheit der Feier der goldenen Hochzeit dieses uns beiden befreundeten Ehepaares. Trotz gänzlichen Abbruchs unserer Beziehungen liegen Beweise vor, daß wir unsere gegenseitige Freundschaft beide nicht vergaßen, sondern heilig hielten.“ So der Hergang.

„Wer sollte fragen, wie's geschah?
Es geht auch andern ebenso.“

(Chamisso.)

Wir stehen hier vor einer Erscheinung, die uns in dem Leben großer Männer oft begegnet, wir erinnern nur an die Freundschaft zwischen Hebbel und Emil Kuh, zwischen Schopenhauer und Frauenstädt — in beiden Fällen schien sie auch auf Felsen gegründet und für die Ewigkeit geschlossen, und doch stürzte sie zusammen, ehe mans gedacht, und auch hier war der Bruch um so entschiedener, je inniger und seelenreiner die Freundschaft gewesen war. So entschieden große Geister sich anziehen, so entschieden stoßen sie unter veränderten Umständen sich ab. So liegt es in ihrer Natur: je heller der Kopf, desto lebhafter die Empfindung, desto energischer die Mächte des Herzens.*)

In der Professur wurde also Groth Müllenhoffs Nachfolger nicht, wohl aber in der Verwaltung des Museums vaterländischer Altertümer, die bis Müllenhoffs Fortgang nach Berlin in dessen Händen gewesen war. Die Kieler Altertumssammlung war zu der Zeit ein Institut, das

---

*) „Denn die Heftigkeit des Willens hält mit der Erhöhung der Intelligenz gleichen Schritt, eben weil diese eigentlich immer aus den gesteigerten Bedürfnissen und dringenderen Forderungen des Willens entspringt; zudem aber unterstützen beide sich wechselseitig.“ (Schopenhauer, Welt als Wille und Verstellung, 2. Bd. S. 328 Reclamsche Ausgabe.)

von einer Gesellschaft, die sich für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer interessierte und etwa aus 600 in der Provinz zerstreut wohnenden Mitgliedern bestand, privatim ins Leben gerufen war und unterhalten wurde. Groth wurde an Müllenhoffs Stelle in den Vorstand der Gesellschaft gewählt und als Direktor der Sammlung eingesetzt. Sein Amt war aber ein Ehrenamt und eine Besoldung irgendwelcher Art war mit demselben nicht verbunden. Neben den laufenden Geschäften hatte er die Jahresberichte der Gesellschaft zu redigieren, die dann auch mehrere Fundberichte von seiner Hand enthalten. Als aber mit der Zeit die Sammlung umfangreicher wurde, trat ihm Dr. Handelmann zur Seite, der seit 1861 die Jahresberichte herausgab. 1866 wurde dieser zum Conservator der Altertumsdenkmäler ernannt, womit Groths Thätigkeit an diesem Institut ein Ende gehabt zu haben scheint. Groth ist aber bis zum Jahre 1873, wo die Kieler Sammlung nebst der Flensburger der Universität als Eigentum überwiesen wurde und damit in staatliche Verwaltung überging, Mitglied des Vorstandes geblieben. In seiner Stellung als Direktor der Sammlung hatte er ein Sträußchen mit dem Dr. Meyn auszufechten, der zu der Zeit unter der Bezeichnung „Wirtschaftsfreund“ in den „Itzehoer Nachrichten“ schrieb. Dr. Meyn glaubte an den Einrichtungen der Sammlung und an der Verwaltung manches tadeln zu müssen, wodurch Groth sich genötigt sah, die Arbeiten und Zeitaufwendungen ins Licht zu setzen, deren er und andere im Interesse der Sache jahrelang sich unterzogen hätten.

Wir wollen hier gleich ein Erlebnis anschließen, das in diese Zeit fällt: Groths Audienz bei dem dänischen Könige Friedrich VII.

Groth sagt, daß er niemals gern auf die Schlösser gegangen ist und wir dürfen dem auf seine Unabhängigkeit so stolzen Dithmarscher das glauben. Er hat sich dem aber doch nicht ganz entziehen können. Seit Jahren genoß er die finanzielle Unterstützung des dänischen Königs und er mußte es als eine unabweisbare Pflicht betrachten, bei geeigneter Gelegenheit dafür persönlich seinen Dank abzustatten. Dies der Grund einer persönlichen Vorstellung bei dem Könige Friedrich VII. auf Glücksburg.

Groth erzählt über dies Erlebnis folgendes: „In dem Vorzimmer empfing mich der Minister und fragte mich nach meinem Begehr. Ich wurde sofort vorgelassen und trat nun

in die Thür, ohne daß ich irgendwelche Befangenheit verspürte. In dem großen Saal sah ich ein kleines, etwas korpulentes Männchen in einem roten Rock, mit einem breiten Lederriemen um den Leib und einer Fez auf dem Kopfe, am Fenster stehen und teilnahmlos zum Fenster hinaussehen. Es war der König. Bei meinem Eintritt drehte er sich um und sah mich an. Er hatte ein Gesicht wie ein Jüngling, Farben wie ein junges Mädchen und ausdruckslose, müde blaue Augen. Während aufrichtiges Mitleid mit dem armen, scheinbar vielgeplagten Mann meine Seele füllte, fragte er mich, was ich wünsche. „„Majestät““, antwortete ich, „„mein Name ist Klaus Groth, ich bin gekommen, mich für die Unterstützung zu bedanken, die ich der Güte Ew. Majestät verdanke.““

Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Ach so! Sie sind der Mann, der die plattdeutschen Gedichte gemacht hat.“

Mit einer eigenartigen Handbewegung, von rechts nach links in der Richtung des Riemens, den Daumen vorgestreckt, sagte er dann: „Das muß wohl satansch schwer sein!“ „„Leicht ist es ja gerade nicht, Majestät,““ antwortete ich lächelnd und ganz unbefangen. „Ja,“ sagte er dann weiter, „ich weiß aber eine Sprache, die noch schwerer ist, ganz satansch schwer.“ — „„Ich bin neugierig zu hören, welche Sprache Majestät meinen,““ erwiderte ich. „Ich meine das Friesische, es ist satansch schwer, darin zu kommandieren,“ versetzte er und machte dabei wieder die vorhin beschriebene komische Handbewegung. „Man könnte ja auch dänisch mit ihnen reden, aber dann thun die Kerle, als verständen sie es nicht und sie verstehen es doch, wie ich an ihrer Unterhaltung gehört habe, wenn ich hinter der Front entlang ritt.“

Weiter wurde die Unterhaltung nicht fortgeführt und Groth war entlassen.

XXV. Groths Verlobung und Verheiratung.

„Rosen in dem Maien,
Und der Liebe Fest!
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ein Nest."
(Chamisso.)

Müllenhoff war fort — der Stab war gebrochen. Der Professor Nietzsch war nach Königsberg berufen worden und hatte Kiel verlassen. Klaus Harms, mit dem der Dichter je länger je mehr befreundet worden, war im Jahre 1855 gestorben. Eine ganze Reihe der alten Bekannten und Freunde war also dahin und bis dahin, daß neue Freundschaften geknüpft waren, mußte Groth sich mehr und mehr vereinsamt fühlen. Je tiefer ihn die Anerkennungen bewegten, die ihm entgegengebracht wurden, je mehr ihn seine körperliche Hinfälligkeit drückte, je mehr er, fern von der Heimat, seine teilnehmenden Angehörigen und Freunde entbehrte, desto mehr mußte ihm ein Herz willkommen sein, das ihm in voller Hingebung entgegenschlug, das seine Leiden mit ihm trug, seine Freuden mit ihm teilte und seinem Genius neuen Schwung verlieh.

„Ja, Weib und Kind zu haben, ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen- und aufrecht hält und auch den Poeten" — sagt der Dichter Geibel und so dachte auch Groth, dem es in dieser wichtigen Herzenssache ehrlich gegangen war und wie jenem.

Schon einmal hatte ihm die Liebe geblüht und zwar ebenso wie Geibel in seiner Jugend und in seiner Vaterstadt, ohne daß das Band sich schürzte — ihm aber blutete das Herz. Um des Schmerzes Herr zu werden, hat er auf Fehmarn

immer und immer wieder das hohe Lied von der Liebe gesungen und wir verdanken dieser Jugendliebe eine Reihe der klangvollsten Sonette, deren eines wir hier folgen lassen:

„Ich wage nicht, die Schmerzen auszusprechen,
Ich wage nicht, die Leere auszumessen,
Ich kann dich nicht entbehren, nicht vergessen,
Ich müßte sterben und das Herz mir brechen.

Ich wage deinen Namen nicht zu sprechen,
Es würde mir das Herz zusammenpressen,
Ich hoffe nicht: — ich lebe unterdessen
Und fühl' den scharfen Stich im Herzen stechen.

In einem Meer von ungeheurem Bangen
Verschlinget mich der Seelenschmerz, der wilde,
Im sehnenden, im brennenden Verlangen.

Da, sieh! Da tauchen groß und engelmilde
Die Augen auf, die mir die Brust durchdrangen,
Und weinend kann ich flüstern: du —."

Wenn der Dichter aber in dem voraufgehenden Sonett meint:

Nun lies't du sie (die Lieder) vielleicht in kalten Lettern,
Wenn längst mein Herz am tiefen Schnitt verblutet,
Und ruhig schläft, beschützt von kühlen Brettern" —

so hat er sich in seinen Befürchtungen geirrt: die so reich Besungene ist vor ihm dahingegangen. Sie „schläft, beschützt von kühlen Brettern", während der Dichter sich ihrer mit der verklärten Empfindung des Alters noch immer gern erinnert.

Wer die Lebensgänge unserer Dichter kennt, wird sich erinnern, daß dies das Los so mancher Sänger war. Wir erinnern nur an Groths Freund und Landsmann, den Dichter Geibel, den die Geliebte seiner Jugend, Cäcilie Wattenbach, wie ein freundlich leuchtender Stern auf den Kreuz- und Querfahrten geleitete, die sein Genius ihn führte, ohne daß er des Glückes, sie die Seine zu nennen, sich erfreuen durfte.

Aber der Dichter teilt das Los der Menschen: unter veränderten Verhältnissen verharschte die alte Wunde und wie Geibel später seine „Ada" (Amanda Luise Trummer) heiratete, so fand auch Groth, als die, die fürs Leben ihm

beschieden war, wirklich vor ihm stand, daß sein Ideal, das in der Jugend Sturm und Drang ihm aufgegangen, im reifen Mannesalter doch unvermerkt ein anderes geworden und daß ihm unter den Strahlen einer neuen Sonne von neuem das Glück der reinsten Liebe blühte.

Das Freundschaftsverhältnis zu Kösters wurde ihm die Brücke zu einem Bund fürs Leben.

Im Jahre 1857 lernte er seine spätere Frau, Fräulein Doris Finke, kennen. Der Dichter erzählt uns dies wichtige Ereignis seines Lebens in folgender Weise: „In dem Kreise meiner Hamburger Freunde und auf diesem heimischen Fleck Erde, der Kieler Seebade-Anstalt, lernte ich im Jahre 1857 meine spätere Frau, Fräulein Doris Finke, kennen. Ihr Vater, Herr A. O. Finke, war Kaufmann in Bremen und Besitzer eines bedeutenden Weingeschäftes in Bordeaux." Er besaß, wie wir einschalten, eine Villa in der Umgegend von Bremen, wo er im Sommer mit seiner Familie weilte und die uns Groth in seinem „Idyll" im zweiten Teile des „Quickborn" näher geschildert hat. Er „war ein Jugendfreund von Ohm Köster, der diese (meine Braut) als die älteste Tochter auf den Knieen gewiegt. Die junge Dame kam nach dem Tode ihrer kürzlich verstorbenen Mutter, die sie in langer Krankheit mit Hingebung und bis zur Erschöpfung ihrer eigenen Kraft gepflegt hatte, zu ihrer Erholung zu Kösters in Düsternbrok. Ich hatte das Amt, sie vom Bahnhof zu holen, nicht ahnend, als ich die graziöse Gestalt zum erstenmal sah, wie nahe wir uns treten, wie viel Glück und noch mehr Leid wir in zwanzig Jahren engsten Zusammenseins gemeinsam erleben sollten. Wir wohnten von da an sieben Wochen unter einem Dach und waren fast jede Stunde des Tages allein oder in der Familie ungetrennt zusammen — eine Zeit, hinreichend, uns gegenseitig gründlich kennen, achten und lieben zu lernen. Sie war damals 25 Jahre alt, ich 38. Sie war anmutig von Person, graziös in ihren Bewegungen, gleichmäßig von Temperament — eine Dame von höchster Bildung, sprach vollkommen Französisch, Englisch, verstand Spanisch, auch Plattdeutsch, sogut wie ich, da sie mit ihrem Großvater nur Plattdeutsch zu sprechen pflegte. Sie war von vornehmer gesellschaftlicher Tournüre, dabei einfach und anspruchslos. Im geselligen Kreise ihrer Eltern in Bremen verkehrten die Ersten aus den Kaufmannsfamilien, Gelehrte, Künstler und Musiker. Sie selbst war musikalisch im besten Sinne des Wortes, Schülerin

von Karl Reinecke und gelegentlich von Jenny Lind, mit der sie sich duzte."

„Mir war das Leben öde, —
Du kamst — da ward es grün,
Mir ward die Seele müde, —
Du kamst — da ward sie kühn.

Zuviel hatt' ich gelitten,
Und hatte stark begehrt,
Und hatte hart gestritten
Und nichts mir, nichts gewährt.

So schritt ich meine Wege,
Entsagen bei mir her,
Und lässig fast und träge
Sanken die Flügel schwer.

Sieh hin! dein Bildnis tauchte
Empor wie Morgenlicht,
Dein süßer Atem hauchte
Mir Jugend ins Gesicht.

Da war die Nacht geschieden,
Und fröhlich scheint die Fahrt,
Und endlich naht der Frieden
Mit deiner Gegenwart."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 244.)

Er hatte das Glück und den Frieden seines Herzens gefunden und sein Genius bekam neuen dichterischen Schwung, der zunächst in einer ganzen Anzahl von hochdeutschen Gedichten ausströmte, die, an seine Braut und seine junge Frau gerichtet, erst in den „Gesammelten Werken" veröffentlicht worden sind. Sie atmen die beglückende Stimmung, die Hebbel prosaischer ausspricht, in einem Briefe an Groth, wenn er sagt: „Ich gratuliere von Herzen, ganz besonders aber zu Ihrer Verlobung. Kein wahreres Wort steht in der Bibel, als das was Jesus Sirach über ein gutes Weib sagt und keiner hat das besser erfahren als ich."

Im Jahre 1858 fand die Hochzeit statt, die dem Großherzog Peter von Oldenburg Veranlassung wurde, ihm als Anerkennung für seine dichterischen Leistungen den „Haus- und Verdienstorden" überreichen zu lassen, worauf Groth mit

einem plattdeutschen Gedichte erwiderte, in dem er seine Freude über diese Auszeichnung ausdrückt:

„Ja Herr, ik heff mi hartli freit,
As wul en Kind to't Jahrmarkt deit,
— Is je en Dichter, de't so geit —
Dat Du dat weerst
De wat en Holsteensch snacken deit,
Mit Andacht hörst.“

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 348.)

XXVI. Groths häusliches Leben bis zum Jahre 1877.

War Groths Leben bisher gleichsam ein beständiger Aufstieg gewesen zu der Höhe, die er erklommen hatte, so gleicht es von jetzt an mehr einem Dahinschreiten auf einer Hochfläche, allerdings nicht immer in heiterm Sonnenschein.

Einstweilen zwar lebte er noch ganz und gar seinem jungen häuslichen Glücke, das in Gestalt seines jungen, blühenden Weibes das Schicksal ihm ins Haus gebracht.

„Nun kost ich recht den Frieden,
Wenn's draußen tobt und stürmt:
Ja du bist mir beschieden,
Die meine Seele schirmt.“
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 243.)

Zunächst bezog das junge Paar eine Mietswohnung am „Düsternbrok“, der mit der seltenen Fülle seiner landschaftlichen Reize dem Dichter zu einem Paradiese der Natur geworden war und von dem er fortan sich nicht mehr trennen mochte. Hier wandelte er am Arme seiner Gattin

„mit suchenden Blicken
Nach Blumen im Gras, nach zwitschernden Gästen im Zaun,
Segeln im winkenden Blau, hell schimmernd durch das Gebüsch hin,
Ach nach Sternen der Nacht oder dem träumenden Mond;“
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 240.)

hier flossen ihm ineinander die Liebe zur Natur und zu derjenigen, die ihm alles Edle und Schöne der Menschheit ver-

trat; hier, wo der Natur selbst gleichsam eines ihrer lieblichsten Idylle so herrlich gelungen war, wie kaum irgendwo in deutschen Landen, löste sich ihm stets von neuem die Stimmung zu dichterischem Schaffen. Seit langem war diese Stimmung nicht so anhaltend gewesen, wie in den sonnigen Tagen des neuen Glückes; unter den Strahlen der neuen Sonne zerfloß das Eis und wie Lerchensang klingen die Lieder durch den neuen Frühling seines Lebens. Aus der Zeit vom 27. Juli 1858 bis 2. September 1859 sind 49 hochdeutsche Gedichte datiert, die fast ohne Ausnahme die Lust des neuen Lebens atmen.

Freilich verdankte das junge Paar dieses Glück nicht äußern Umständen, sondern dem allein, was jeder von ihnen dem andern war und sie hätten ihr Glück nicht so ungetrübt genießen können, wenn sie nicht beide so anspruchslos gewesen wären. Groths Einnahmen waren für seine Stellung nicht reichlich bemessen. Außer einer kleinen Dichterpension vom dänischen Könige stand ihm für seinen Haushalt nur das zur Verfügung, was seine bisher erschienenen Schriften ihm einbrachten; aber sie waren beide immer sparsam und vorsichtig und wußten sich einzurichten. „Ich bin so genügsam, so beschränkt in meinen Begierden — ein Dach, ein Herd und reine Verhältnisse," waren, mit Chamissos Worten, alles, was sie wünschten.

Dem Dichter, der aus höchst soliden bürgerlichen Verhältnissen stammte, wo man stolz war auf das, was man sein Eigen nannte und den Besitz als das Fundament der Unabhängigkeit betrachtete, behagte das Wohnen unter fremdem Dache jedoch nicht.

„Oft ging ich keinem Haus vorbei,
So that mein Herz den lauten Schrei:
Ein Hüttchen nur!
Und wär es niedrig auch und klein,
Ein stilles Fleckchen nur, das mein
Auf grüner Flur."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 250.)

Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Seine Frau entwarf „dreist und geschickt den Riß" zu seinem jetzigen Hause am Schwanenweg, nicht weit vom Düsternbrok entfernt.

Mit der Freude eines Mannes, der nach vielen Entsagungen den letzten seiner Wünsche erfüllt sieht, sah er, wie

der Grund gelegt wurde, die Mauern sich hoben und sang dazu:

„Nun bauen wir ein Häuschen klein
Und schreiben dran: Hier haus't die Ruh.
Wir lassen gute Freunde ein
Und schließen dann die Thüre zu.

Doch vor die Fenster überall
Wird hübsch gepflanzt ein grüner Baum.
Darinnen baut die Nachtigall
Und weckt uns nachts aus süßem Traum.

Von ferne hören wir das Meer,
Und schauen auf des Schlosses Turm,
Gewitter ziehn darüber her,
Wir hören nichts von Wind und Sturm.

Wir sehen Baum und Kinder blühn,
Und wenn Geburtstag wieder kommt,
So merken wir: die Jahre fliehn,
Doch daß den Guten alles frommt."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 265 u. 266.)

Im Jahre 1866 wurde die neue Wohnung bezogen. Sie war ein Haus „auf grüner Flur", denn die Gegend war derzeit noch fast garnicht bebaut.

„Dar sungn fröher de Lurken
Inn Morgendau
Int Abendgrau
Dar woog dat Korn
Blöh Hecken un Dorn,
Un wenn ik wanner
Un sei' un plant,
So seeg ik aewer't gröne Land
Eensam."

„Klockenlüden" (Ges. Wk. Bd. 1 S. 216).

Die Stadt Kiel hat sich aber, seitdem sie Marinestation geworden ist, so rasch nach allen Seiten ausgedehnt, daß jetzt auch diese Gegend vollständig besiedelt ist. Dem Dichter zu Ehren nannte man den Platz, an dem sein Haus steht, und wo mehrere Straßen münden, den „Klaus Groth-Platz" und gab dem Hause die Nummer 1. Es ist ein niedliches, an einer Anhöhe liegendes, vorn zwei-, hinten einstöckiges Häuschen,

von hohen, lebenden, üppig gedeihenden Hecken umgeben. Innerhalb der Hecke liegt ein schöner Rasen, der von mehreren prächtigen Bäumen beschattet wird, und neben und hinter dem Hause liegt ein Obst- und Gemüsegarten. Das Haus selbst ist an seiner Vorderseite mit Rosen, sowie mit Epheu, Aristolochien und andern rankenden Pflanzen bewachsen und in den Hecken und Bäumen nisten die Vögel so traulich, als wüßten sie, wie liebe Gäste sie dem naturfreundlichen Dichter sind. Die Nachtigallen schlagen im Sommer so lustig, als wollten sie mit dem Dichter um die Wette singen und die nistende Schwarzdrossel ist so wenig scheu, daß sie ihm das Futter fast aus den Händen nimmt. Das Ganze ist ein idyllisches Dichterheim und wie sehr der Dichter es zu schätzen wußte, bekennt er in dem Gedicht:

„En Tegelsteen".

„Ik heff en Hüschen, is man lütt,
Doch is't min egen, as ik meen;
Hollt dicht vaer Regen, Küll und Hitt,
Is bu't ut gęle Tegelsteen.

Dat weer sit Jahren al min Drom,
So'n Hus in't Frie, warm un drög,
To Sid en Pump, vaer Daer en Bom,
En Rosenbusch de Mur umhöch.

— — — — — — — — — — — — —

Ik plant min Rosen anne Wand,
Se wussen, ranken up un blöhn:
Ik keek un dach an allerhand,
Mit to ok an de Tegelsteen."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 248 u. 249.)

Das geräumige Heim war dem Dichter um so schätzenswerter, da mitlerweile seine Familie sich vergrößert hatte. Im Jahre 1860 wurde ihm ein Sohn geboren, der auf den Namen Detmar getauft wurde, am 17. Juni 1863 ein zweiter, Albert genannt, am 2. April 1865 machte Karl die Dreizahl voll und am 2. Oktober 1866 gesellte sich August als vierter seinen Brüdern zu. Das Glück war voll.

„Ein süßes Kinderangesicht,
Rotwangig, zart und voll,
Das lallend „„Liebe Mutter!"" spricht;
Wie thut's so wohl, so wohl!

Dem ist die Seele so gesund
Wie seiner Wangen Rot,
Und aus der Augen blauem Grund
Lacht Himmel, Glück und Gott."
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 308.)

Seine Kinder waren ihm lebende Poesie. Ihr naturfrisches Leben, das Wahre und Unmittelbare ihres Wesens war ihm, dem Dichter der Kinderlieder, ein erquickender Born, eine beseligende Freude, nicht nur als Vater, sondern auch als Dichter.

Er dachte wie der französische Dichter Victor Hugo, der an einer Stelle sagt: „Laßt die Kinder bleiben, jagt sie nicht aus dem Arbeitszimmer des Dichters, laßt sie nur lachen und singen in den Chor der inneren Stimmen, die der Schreibende vernimmt. Ihr Atem jagt die Seifenblasen seiner Träume nicht in die Flucht, glaubt ihr ..... daß die Verse vor spielenden Kindern entfliehen? Nein! nein! kein Bild verscheuchen sie, die Blumen des Morgenlandes (Anspielung auf seine Morgenländischen Gedichte) entfalten sich in ihrer Nähe noch reicher, die Balladen werden frischer, die Oden steigen mit noch kühnerem Flügelschlage zum Himmel empor." (Die Romant. Schule in Frankreich von G. Brandes S. 75.)

Aber die Kinder waren Groth nicht nur ein Gegenstand poesievoller Freude, sondern auch der väterlichen Pflicht, die er um so tiefer empfand, da er aus einem Hause stammte, wo die Jugend ernst und streng erzogen war. Er widmete der Erziehung seiner Knaben die sorgfältigste Aufmerksamkeit, indem er nicht nur, wie es einem pflichtbewußten Hausvater gebührt, ihr Thun und Treiben mit wachsamem Auge begleitete, sondern auch, als sie herangewachsen waren, an ihrer schulmäßigen Ausbildung sich beteiligte — eine Thätigkeit, die ihm Veranlassung gab zu dem Gedicht an Professor Schmeding, in welchem er, mit einem Anflug von Humor, die hergebrachte Erziehungs- und Unterrichtsweise geißelt:

„Un alle Ehr de Wetenschop!
Ik weet je ok min Deel.
Doch gift't noch mennig düchtig Kopp
Mit Bregen in un Ehr darop,
De't an Vocabeln fehl.

Och, lehrt de Jungens hörn un sehn,
Mintwegen ok Latin,
Un fröhlich bruken Arm un Been
Dat endlich jeder seggt: Wa schön
Weer't, eenmal jung to sin!"

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 168 h.)

Freilich je mehr sich seine Familie vergrößerte, desto unzureichender erschienen seine Einnahmen. Wie schwer ihn das drückte, ersehen wir aus einem Briefe an Hebbel, in dem er, freilich noch vor seiner Verheiratung, sagt: „Die Kunst geht betteln. Sie wissens. Unsere Regierung thut so gut wie nichts für mich und ich muß sie dennoch loben, damit ich sie nicht erzürne, denn außer Landes könnte ich meine Arbeiten nicht fortsetzen. Ihnen gerade sage ich dies, damit Sie auch für mich einmal auf dem Kikut liegen. Betteln werde ich nicht."

Wenn er auch gewohnt war, stets nach der Decke sich zu strecken, wenn er sich auch darein zu schicken wußte, freilich oft recht schmerzlich, daß er auf Theater und Konzerte, auf kostspielige Bücher, auf Reisen im Lande, um für seine Arbeiten Gegend und Menschen kennen zu lernen, wenn er, wie gesagt, auf diese für einen schaffenden Dichter so notwendigen Dinge mit Resignation zu verzichten wußte, so konnte doch trotzdem von einem sorgenfreien Dasein noch immer nicht die Rede sein. Und wer hatte darauf größere Ansprüche als Groth, der ein so sorgen- und entbehrungsreiches Leben hinter sich hatte?

Freunde rieten ihm, eine Audienz bei Gablenz, dem damaligen Statthalter von Holstein nachzusuchen, aber das war gegen sein Prinzip. Er entbehrte lieber, als daß er von seiner Unabhängigkeit auch nur ein Tüttelchen zu opfern sich entschloß.

Aber auch in diesem Punkte wurde es langsam besser und zwar gerade zu einer Zeit, wo sein häusliches Glück ins Wanken kam. Sein ältester Sohn Detmer erkrankte und mit sorgenschwerem Herzen wandelte Groth am Düsternbroker Weg. Da kam Gablenz daher geritten. „Ich grüßte," erzählt Groth, „und er blieb stehen: „„Ich habe gehört, Ihr Sohn ist so krank?""

„Ja, Exzellenz, mein Sohn ist sehr krank."

„„Warum kommen Sie nicht zu mir? Jeden Dienstag können Sie bei mir essen."" Erfreut über die hohe Aus-

zeichnung, von dem Statthalter des Landes als regelmäßiger Gast zur Tafel gezogen zu werden, eilte Groth zu seiner Frau und sagte: „Nun muß ich zum Statthalter."

„Lieber Klaus," empfing ihn Gablenz in seinem treuherzigen österreichischen Dialekt, „ich habe gehört, Sie haben gar keine Einnahme."

„Nein, Exzellenz," erwiderte Groth, „von meiner Stellung an der Universität habe ich keine Einnahme."

„Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen den Professortitel und für den Anfang ein kleines Gehalt gebe?"

Er hielt Wort. Groth wurde zum Professor ernannt und bekam ein kleines Gehalt von 400 Thalern, freilich bescheiden genug für seine Verdienste, aber er hatte erreicht, was er in seiner Jugend sich gelobt, daß er nicht aufhören wolle zu arbeiten, bis er Professor an der Universität in Kiel sei, und hatte eine feste amtliche Stellung sich errungen.

„Ein Meer ist das Leben
Das Glück ist wie Schaum."
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 310.)

In die Freude mischte sich bald ein herber Schmerz. Die Schatten des Todes senkten sich hernieder auf das sonnige Leben. 1860 starb sein treuer Bruder Johann, der ihm in trüben Tagen Stab und Stütze gewesen, und der Dichter ruft ihm nach im Tone voller Wehmut:

„So gungst du denn to Rau, Jehann,
Un leets mi hier alleen.
Du makst din Ogen to, Jehann,
Ik warr se nie mehr sehn."
(Ges. Wk. Bd. 2 S. 29.)

1866 wurde sein ältester Sohn nach kurzer, schwerer Krankheit dahingerafft. Groth litt unsagbar unter diesem Verlust.

„Din blauen Ogen glänzt ni mehr,
Din Lachen is verstummt;
Hier steit en stille Karkhofsport
Vaer denn, de wedder kumt."
(„An de Karkhofsport", Ges. Wk. Bd. 2 S. 220.
Für einen andern Todesfall gedichtet.)

Im Frühjahr 1862 erkrankte Groth an einem nicht ganz unbedenklich erscheinenden Halsübel. Er schreibt darüber an Hebbel am 31. Oktober 1862: „Als ich Ihren lieben Brief empfing, worin Sie uns Hoffnung machten, daß wir Sie im Sommer vielleicht bei uns sehen würden, war ich sehr leidend. Ein Halsübel, ziemlich häufig hier in diesem Jahr, steigerte sich bei mir bis zum Blutauswurf und ich war nicht sicher, daß es nicht auf ein Lungenleiden deutete, mein Bruder starb gerade in derselben Zeit an der Schwindsucht. Erst im Juni durfte ich wieder aus dem Hause. Sie denken sich schon, wie dann Stimmung und Freudigkeit zum brieflichen Verkehr untergeht. Dieses soll Ihnen bloß erzählt sein, um mein Schweigen zu entschuldigen. Und da ich das trübselige Kapitel etwas heiterer schließen kann, so füge ich noch hinzu, daß ich im August Bad Ems besucht habe, mich erholt und die Gewißheit erlangt, daß ich mit Vorsicht ganz genesen kann, in einigen Jahren wenigstens. — Und nun zu Ihnen! Sie sind also wieder nicht nach Kiel gekommen. Wenn dies mir Hoffnung giebt, daß es noch geschehen kann, so will ich es nicht bedauern, da ich doch wenig hätte sprechen dürfen."

Seit 1864 machte sich bei seiner Frau ein Lungenübel bemerkbar, das nicht weichen wollte; aber sie war doch immer noch bei ihm und war ihm Stecken und Stab, wenn sein Lebensweg ihn von den lichten Höhen durch finstere Thäler führte. Ihre Anspruchslosigkeit und Wirtschaftlichkeit war auch sein Trost, als ihn 1870 wiederum ein harter Schlag traf, indem sein Schwiegervater infolge des Krieges mit Frankreich sein ganzes Vermögen verlor, wohl über eine Million. Wieder war eine Hoffnung in Trümmer gegangen. Er fühlte, wie die Sorge um des Lebens Notdurft sich lähmend auf seine Seele legte, je mehr die Ansprüche seiner Familie wuchsen, und wenn er auch nie im Reichtum sein Glück gesucht hatte, so war es doch wohl natürlich, daß er gehofft hatte, nicht der Sorgen ledig zu sein, um sich ganz und ungeteilt seinem Berufe zu widmen. Einstweilen war es nichts damit. In solchen Lagen fehlte ihm jedoch nicht der

„Trost".

„Wenn't ok mal weiht un regent, —
Wenn Gott uns beiden segent,
Un lett uns man tosam:

Dat mutt uns allens baden.
Wat künnt de Wulken schaden?
De Sünn mutt wedder kam."
(Ges. Wk. Bd. 2 S. 28.)

Und sie kam wieder: Im Jahre 1872 wurde ihm vom preußischen Kultusministerium sein Gehalt verdoppelt.

„En bẏten Sorgen vaer jeden Morgen,
En bẏten Plag vaer jeden Dag"
(Ges. Wk. Bd. 2 S. 28.)

blieb freilich immer noch; aber die Last der Sorgen war doch wesentlich erleichtert. Er konnte doch mit fröhlichem Herzen die Früchte genießen, die ihm, wenn auch nicht in üppiger Fülle, im Garten seines Lebens reiften.

„Die innerlichste Freude," sagt Groth, „empfand ich immer an der Musik, die ich im größten Ernst mit meiner darin ausgebildeten Frau trieb." Mit seiner Verheiratung gelangte er zum erstenmal in den Besitz eines Blüthnerschen Flügels, den ihm sein Schwiegervater schenkte und Otto Jahn besorgte. „Nach meiner Verheiratung," berichtet Groth „spielten meine Frau und ich jeden Abend, wenn möglich, vierhändig. Wir lernten auf diese Weise einen großen Teil des deutschen Musikschatzes kennen, Beethovens letzte Quartete (nach dem Arrangement von Markull) nicht ausgeschlossen. Schon im Anfange dieser Uebungen brachte ich einmal die eben erschienene vierhändige Ausgabe von Brahms' Sextett in B mit zu Hause. Als wir das Werk durchgenommen hatten, sagte ich: „„So, Kind, ein Mann, der das geschrieben hat, kann nichts Unbedeutendes machen. Von nun an studieren wir alles von Brahms, was uns sonstweg paßt, so lange, bis wir es verstehen."" Ich erinnere mich, und vielleicht auch meine Frau, an das Wort von Lichtenberg: „„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammentreffen und es klingt hohl, so liegt es nicht immer an dem Buch."" Und so geschah es! Es wurde uns nicht immer leicht. Ich erinnerte dabei auch mitunter an den Titel einer interessanten Broschüre von unserm alten Professor Forchhammer: „„Das Schöne ist schwer."" Was natürlich die jetzt herrschenden Besucher von Opern und Konzerten nicht gelten lassen, die da meinen: Musik müsse man schlürfen können wie Wein. Schwer fielen mir zunächst

die größeren Lieder (Gesänge) von Brahms, nehmen wir beispielsweise die Magelonenlieder. Ich hörte meine Frau oft ein und dasselbe Lied zehn-, zwanzig-, fünfzigmal allmählich üben. Sie ließ nicht nach und ich nicht, und allmählich drang es durch, ja zuletzt bis zum Entzücken. Ich erfand, da es sich so oft noch wiederholte, dafür den Ausdruck, den ich oft gegen andere gebraucht habe: Zuerst geht es in die Wildnis, man erkennt nichts, dann merkt man, es ist ein Fußpfad, endlich erstaunt man: es ist ja eine neue große Straße ins ferne Land der Poesie."

Auch Schubertsche Tänze wurden von Groth gespielt und er verlor sich zuweilen so in ihre Schönheit, daß er einmal zu Brahms äußerte: „Diese Tänze sind ebenso schön wie die Müllerlieder, sind ja auch ein vollständiger Kranz mit tragischem Abschluß wie der Liederkranz der Winterreise." Brahms erwiderte: „Die schönsten, sehe ich, kennst Du noch nicht, die habe ich erst herausgegeben." Versteht sich, daß sie sofort angeschafft wurden.

Daß dem Dichter der Kinderlieder der Verkehr mit seinen Kindern nicht eine Last, sondern eine Lust war, haben wir bereits gehört. Es lag nicht in seinem Charakter, um ferner Pflichten willen die nächstliegenden zu vernachlässigen, und so hat er sich, wie wir wissen, seinem Familienleben und vor allem der Erziehung seiner Kinder mit Hingebung gewidmet.

Ziehen wir den Kreis ein wenig weiter, um zu sehen, wie sich über die Familie hinaus der Verkehr gestaltete, so entrollt sich uns ein gar mannigfaltiges, farbenreiches Bild.

In Bremen, bei dem Schwiegervater, sah man, namentlich in den ersten Jahren, die junge Familie nicht selten. Der Schwiegervater war Groth ein Mann, den er in hohem Grade achtete und verehrte. In dem Gedichte zu seinem Geburtstag, am 9. Mai 1859, ruft er ihm am Schlusse zu:

„Und Mann bist du gewesen, Mann der Treue,
Der schlichten Wahrheit und der festen Kraft.
Mann bleibst du, Mann, der wirke und sich freue,
Wo er vertraut, wo er gewirkt und schafft,
So reichen deine Kinder dir die Hände:
Wir sind nun eins bis an ein selig Ende!"

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 247.)

Am innigsten gestaltete sich der Verkehr mit seinem Freunde Dr. Meyer auf Forsteck, einem Sohn des Fabri-

kanten Stock-Meyer, den Groth schon bei seinem längern Aufenthalt in Hamburg kennen gelernt hatte. Groth berichtet darüber in seinen Aufzeichnungen: „Der Sohn, mein Freund, siedelte später für den Sommer nach Kiel über, wo sein schöner Besitz Forsteck jedem Fremden als die Perle in der schönen Umgebung des Hafens gezeigt wird. Er begann schon in dem Anfang der fünfziger Jahre naturwissenschaftliche, besonders zoologische und biologische Studien. Ich war nicht ohne Einfluß darauf, daß er diese in erweitertem Maße in der Kieler Bucht fortsetzte, wodurch seine feste Uebersiedelung veranlaßt ward. Meyer ist der Begründer der Tiefseeforschungen, die sich zu einem eigenen Fache entwickelt haben. Er ist der Erfinder mehrerer dazu unentbehrlicher Instrumente, die längst von Engländern und Amerikanern bei ihren Seeexpeditionen angewandt werden. Ihm verdankt die praktische Fischerei und die künstliche Fischzucht wichtige Entdeckungen. Für seine wissenschaftlichen Verdienste wurde er von der Universität Kiel zum Ehrendoktor ernannt. Als Dr. Meyer-Forsteck war er während einer Legislaturperiode Mitglied des Reichstages. Eine Schwester war verheiratet mit dem berühmten Karl Schurz, dem Freunde des Präsidenten Lincoln in den Vereinigten Staaten, dem geistigen Hauptleiter in der Bewegung für die Befreiung der Schwarzen in den Südstaaten, General in dem Unabhängigkeitskrieg, später Senator und Minister. Er besuchte in späteren Jahren mehrmals Meyer auf Forsteck. Meine Frau wurde die Freundin der seinigen und ich hatte das Glück, mit dem interessanten Manne zu verkehren. Bemerken will ich hier gleich noch, daß der herrlichste Sänger der Welt, Julius Stockhausen, mit der Schwester der Frau Meyer verheiratet war. Ich war von Bonn her mit Stockhausen längst befreundet. Wir vier Familien haben auch oft in meinem Hause am Schwanenweg zusammen gegessen, geplaudert, musiziert.“ Stockhausen verlebte gewöhnlich die Herbstferien in Kiel und ließ es sich dann nicht nehmen, Groth ganz allein ganze Vormittage vorzusingen, Brahmssche Lieder sowohl wie Lieder von Schubert und Schumann. Hin und wieder pflegte er dann zu sagen: „Groth, Sie haben noch eine Flasche von dem — Sie wissen —“ Und sie tranken dann eine.

Dr. Meyer und seine Frau waren auch große Verehrer der Grothschen Dichtungen und betrachteten es immer als einen besondern Genuß, wenn Groth ihnen aus seinen Werken vorlas.

1872 zog der bekannte Schriftsteller Wilhelm Jensen von Flensburg nach Kiel. Er war in Heiligenhafen geboren, zuletzt Redakteur der Flensburger Norddeutschen Zeitung gewesen und zu der Zeit als Novellist bereits vorteilhaft bekannt. Er schloß sich eng an Groth an und fast täglich kamen die beiderseitigen, einander nahe wohnenden Familien zusammen. Jensens Frau war eine Künstlerin und hat von Groth ein Bild nach dem Gedächtnis gezeichnet, das noch heute seine Stube ziert und als vorzüglich gelungen bezeichnet wird.

1866 nahm Groth teil an dem großen Musikfest in Hamburg, wo er die Freundin seiner Frau, Jenny Lind, die berühmte Sängerin, persönlich kennen lernte. Groth beschreibt in seinen musikalischen Erlebnissen dies Zusammentreffen und Zusammensein in folgender Weise: „Es war wohl ihr letztes öffentliches Auftreten, sie sang eine große Arie Mozarts mit Violinbegleitung, Joachim spielte. Am folgenden Tage bei der Aufführung des „„Messias““ war ich leider durch eine Vorlesung in Kiel verhindert, sie zu hören. Ich lernte sie damals persönlich kennen. Vom Musikkomitee eingeladen, nahm ich an der Festlichkeit teil, die man den Solisten gab, und stieß im Namen meiner Frau, die in Bremen abwesend war, neben andern Gästen nach einem Toast auf Jenny Lind mit meinem Glase auf ihr Wohl an: „„Sie sind Klaus Groth,““ rief sie, als sie den Namen meiner Frau gehört hatte. „„Sie besuchen mich morgen,““ sagte sie wie im Befehlshaberton, und ich versprach es und hielt gern mein Versprechen. Als ich am andern Morgen frühzeitig zu ihr kam, empfing sie mich allein. Sie fuhr mich beinahe an mit den Worten: „„Warum haben Sie mich in Dresden nicht besucht? Warum kamen Sie damals nicht?““ schalt sie, „„wir waren ja zusammen eingeladen bei Baudissins?““ — „Ich lag krank am Typhus. Und als wir zum zweiten Mal geladen waren, lagen Sie zu Bett mit einem Baby. — Aber ich habe Sie doch einmal gehört,“ fuhr ich fort, „es regneten einmal an einem Morgen Ihre Triller zu uns bei Baudissins herunter.“ Fast in demselben Augenblick kam ihr Mann, Otto Goldschmidt, zu uns ins Zimmer, und sie rief ihm zu: „„Klaus Groth hat mich doch einmal singen hören, bei Baudissins unten.““ „„Jawohl,““ bemerkte ich, „„nur einige kleine Uebungsläufe.““ „„Nein,““ rief sie eifrig, „„Sie sagten es viel besser, wie sagten Sie?““ Und ich wiederholte lachend

meine obigen Worte. Dann sprach sie viel und mit Liebe von meiner Frau. Goldschmidt verhielt sich schweigend. Leider habe ich nie ein Lied von der Lind gehört. Ich sprach auch kein Wort von ihrem Gesange, sie nicht von meinen Gedichten. So war es uns wohl beiden recht, nach unserer Art und Natur.

Im Jahre darauf war die Lind wieder in Hamburg. Otto Goldschmidt hatte ein Oratorium komponiert, das sie wünschten in seiner Vaterstadt aufzuführen. Damals schrieb sie an meine Frau: „„Ich kann einen Tag nach Kiel zu Dir kommen. Wenn Ihr aber nach Hamburg kommen könnt, haben wir acht Tage für Euch."" Wir konnten kommen und frühstückten jeden Morgen mit Goldschmidt und Frau allein, nur einmal war ihre fast erwachsene, hochblondhaarige Tochter dabei. Was wir da durchgesprochen haben! Sie war eine wunderbare Person! Sie sprach wie sie sang, wie ich sie vor einem Jahre hatte singen hören, es brach heraus wie aus Dynamitpatronen. Wehe dem, dachte ich mir, den sie im Zorne anfährt! Meistens sprachen wir über Musik. Ein Beispiel. „„Was sagen Sie zu Mendelssohn?"" fuhr sie mich an. — „„Ich?"" war meine zögernde Gegenfrage, indem ich mit der Hand auf meine Brust zeigte. „„Ich bin ja keine musikalische Autorität, es kann Ihnen doch ganz gleichgültig sein, was ich über Mendelssohn denke."" — „„Nein, sagen Sie mir!"" — „„Also Sie wollen bloß so meine schlichte Meinung hören, von mir gerade! Nun dann will ich sie Ihnen so in Worte fassen, daß Sie sie auch behalten: Aus dem Quell geschöpft hat er nicht."" — „„Sie denken an Bach, Händel?"" — „„Gewiß,"" und ich wiederholte meine Worte. „„Mein Mann hält ihn sehr hoch."" Sie sagte es nicht von sich. Worauf Goldschmidt hinzusetzte: „But he is the last of the barons." Und ich: „„Darin stimme ich Ihnen bei."" Womit das Thema verlassen wurde. Ich durchschaute in den nächsten Tagen die Meinung beider, die in Frage und Antwort verdeckt war. Ich lernte Goldschmidts Oratorium genau kennen: es war ganz der abgeblaßte Mendelssohn. Er kam verschiedene Male zu mir, um Textschwierigkeiten mit mir zu besprechen. Und zum Schluß wohnten wir in der Villa Warburg einer Privataufführung bei, wo Jenny Lind die Hauptsolopartie sang. Da habe ich sie also noch einmal, zum zweiten und letzten Mal gehört. Ich vergaß alle Goldschmidt'sche Musik bei ihrem Gesang, sie hätte die 10 Gebote oder das

Einmaleins singen können — ich war wie niedergeschossen. Als sie ihre Hauptarie sang: „„Und mein Gott ist dein Gott,““ saß ich glücklicherweise im Halbdunkel einer Veranda allein, aus der gedrängt vollen Gesellschaft zurückgezogen, glücklicherweise, denn ich weinte schluchzend und wischte mir nur immer die Thränen vom Gesicht, von Rock und Weste. Das war Jenny Lind.“

Als sie auf einer Reise nach Schweden Groths besuchen wollte, fand sie leider sein Haus leer und Groth widmete ihr in dieser Veranlassung das Lied „Fru Nachdigal.“ 1887 starb sie und Groth rief ihr klagend nach:

„O Nachtigall, du feine —
Ist ganz dein Ton verhallt?
Er war so schön, so reine,
Wie du, so sang ihn keine
Im weiten großen Sängerwald.“

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 337.)

1869 schrieb ihm der weltberühmte Sprachforscher Prof. Max Müller aus Oxford, daß er ihn besuchen wolle und daß Groth für ihn und seine Familie eine passende Wohnung mieten möge. Eine solche fand sich, wie dazu vorbereitet, am Düsternbrok an der Hafenseite, nicht weit von Groths eigenem Hause entfernt. So verkehrten die beiden Männer zwei Monate lang täglich aufs innigste mit einander, auch die Frauen.

Eines Tages fragte Groth: „Kennen Sie Theodor Storm?“ — Max Müller: „Nein.“ — „Dann müssen Sie ihn kennen lernen, ich schlage vor, daß wir ihn in Husum besuchen.“ Müller war gern bereit und die beiden Freunde überraschten eines Tages den Dichter in seiner Heimat. Nachdem Storm ihnen Husum und besonders auch, auf Verlangen seiner Gäste, die Stätten gezeigt hatte, wo seine Dichtungen sich bewegen, führte er sie nach dem alten St. Jürgenstift, wo alte Jungfrauen und Witwen ihre letzten Jahre verleben. Hier lebte auch Storm's alte treue Hausmagd „Dorthe“, die begrüßt werden sollte. Sie stiegen eine Treppe hinauf und wurden von der alten Dorthe am Aufgange empfangen. Storm stellte seine Gäste vor, indem er sagte: „Dorthe, das ist der berühmte Gelehrte Max Müller aus Oxford in England und dies ist der Dichter Klaus Groth aus Kiel.“ Da

erwiderte Dorthe sofort mit einem Citat aus Groths Gedicht „De Rumpelkamer“:

„Dar sitt dat vull vun ole Knaken,
Verstand toschann', dat Hart tobraken.“

Auf Groth wirkte dies Erlebnis geradezu erschütternd. Daß ihm auf diese Weise seine „Rumpelkamer“ gleichsam leibhaftig entgegentreten konnte, hatte er nicht für möglich gehalten.

1873 machte Groth mit seinem Freunde Dr. Meyer eine Reise nach Wien zur Weltausstellung. Die Ausstellung selbst war ihm ein zweifelhaftes Vergnügen, denn der Trubel, der Lärm, das Menschengewoge störten eigentlich jede wahre Freude, selbst der Besuch der Gemälde-Ausstellung war ihm ein zweifelhafter Genuß. Viel wichtiger war ihm die Begegnung mit Hebbels Witwe, Christine Hebbel, und ihrer Tochter — denn Hebbel war bereits gestorben — die ihn später in Kiel besuchten und bis jetzt mit ihm innig befreundet blieben, so wie vor allem der Verkehr mit seinem Landsmanne und Freunde Johann Brahms. Sie verkehrten möglichst viel mit einander und besahen zusammen in der Kunstabteilung der Ausstellung das vielbewunderte Gemälde von Piloty „Thusnelda in Rom,“ beide mit dem Geständnis, daß ihnen für dieses Werk das Verständnis nicht aufgegangen war. Brahms führte ihn dann in das Atelier von Anselm Feuerbach, der kürzlich als Direktor der Malerakademie nach Wien berufen war, wo sie besonders dessen großes, noch unfertiges Gemälde „die Amazonenschlacht“ bewunderten. Gern hätte Brahms ihn auch zu der damals in Wien das höchste Aufsehen erregenden Sängerin Dustmann geführt, aber Groth mußte leider verzichten, er lag an einer schweren Erkältung darnieder.

Eine gewisse Entschädigung, wenn man dies Wort hier gebrauchen darf, fand er darin, daß er der Hauptprobe zu Brahms' „Variationen über ein Thema von Haydn für Orchester“ beiwohnen konnte. Neben ihm saß der als Chirurg berühmte, mit Brahms eng befreundete Prof. Billroth. Hier hatte er Gelegenheit, Brahms Dirigententalent sowohl wie seine Musik zu bewundern, von der er entzückt und hingerissen wurde.

Aus seinem Aufenthalt in Wien erzählt Groth noch fol-

gende heitere Episode: „Als ich eines Tages etwas ermüdet Brahms' drei Treppen hinaufgewandert war und fast schon vor seiner Stubenthür stand, öffnete sich diese. Brahms in Hemdärmeln ließ einen Herrn hinaus, blickte dabei mit seinen kurzsichtigen Augen in den Korridor und rief: „Da ist er ja selbst.“ Ich sagte: „Wen meinst Du?“ „Ja Dich,“ sagte er, und dabei rief er den Fremden ins Zimmer zurück. Er stellte ihn vor als den Dr. med. Krauß, Sänger an der Hofoper. Ich hörte das ja mit Erstaunen; es war eine große imponierende Gestalt mit kräftigem Organ, wie ich sogleich hörte. Brahms sagte: „Der Mann ist ein Siebenbürger aus Hermannstadt.“ Ich sagte: „Und hier Sänger? Was wissen Sie denn von mir?“ — „Der hat Deinen „Quickborn“ so lange im Ranzel getragen, bis er auseinandergefallen ist.“ Und Krauß fuhr fort: „Uns Siebenbürgern ist das Plattdeutsche gar nicht so fremd, wie Sie denken dürften.“ Dies wußte ich nun freilich als Sprachkenner und durch Briefe eines Bischofs von dort nach Kiel hin (nicht direkt an mich). Natürlich sagte ich ihm: „Nun, wenn Sie Sänger sind, — da ich Ihnen vorgesungen habe — müssen Sie mir auch etwas vorsingen.“ — „Was soll es sein?“ fragte er. — „Von ewiger Liebe,“ antwortete ich. Diese herrliche Komposition von Brahms lag mir damals immer in den Ohren. Er sang noch Einiges von Brahms; dann wanderten wir gemeinsam in die Stadt.“

Von Wien fuhren Meyer und Groth nach Pest. Sie kamen an einem Oktoberabend dort an. „Dr. Meyer hatte,“ berichtet Groth „so manche Bekannte in Ungarn und 1848—49 so manchen ungarischen Flüchtling in Hamburg bewirtet, versteckt und nach Amerika weiter befördert, aber jetzt wußte er keinen Namen und keine Adresse mehr. Aber wir waren doch nicht ganz fremd und verlassen. „„Ein Poet ist wie ein bunter Hund,““ erwiderte ich, „„und allerwärts von irgend jemand erkannt. Ich habe hier einen Verehrer meiner Dichtungen, der ist Inhaber der größten Musikalienhandlung in Pest; er heißt Dunkl, hat mir öfter begeisterte Briefe geschrieben, ist selbst musikalisch, wird uns gern empfangen und bemuttern.““ Ihm also schickte ich meine Visitenkarte und am andern Morgen — wir lagen noch im Bette, jeder in seinem Zimmer — stürmte ein kleiner lebhafter Mann von Thür zu Thür zu uns herein, hieß uns herzlichst willkommen und sagte: „„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten; ich bin

nebenbei Senator in Pest und bin Mitglied im Komitee für das große Liszt-Fest, für das Sie ja wohl gekommen sind, und verschaffe Ihnen Eintritt zu allen Festlichkeiten. Haben Sie Frack?““ — „„Gewiß,““ sagte ich, „„Lackstiefel und weiße Binde.““ — „„Dann ist's gut,““ sagte er, „„heute abend ist hier die Hauptgeschichte, das eigentliche Fest im großen Saale des Hotels selbst. Ich hole Sie ab.““ — Wir waren nun keineswegs des Liszt-Festes wegen nach Ungarn gereist; aber da wir einmal da waren, paßte es in unser Programm und so, nachdem wir den Tag am Flußufer gewandert, einen Teil der Stadt und die mannigfaltige Bevölkerung gesehen hatten, waren wir am Abend in Festkleidung bereit, die Sache mitzumachen. Ich bat unsern Freund, uns einen Platz in einer unscheinbaren stillen Ecke des Saales zu verschaffen. Da wir ziemlich früh erschienen waren, hatten wir die Wahl, nahmen einen kleinen Tisch für 4—6 Personen und sahen den Saal sich füllen von Hunderten von Menschen, nur Herren.

Nach dem Konzert wurde offiziell geredet, alles Deutsch, kein ungarischer Laut wurde gehört, nicht einmal „„Eljen““ wurde gerufen. Wir hatten bis dahin still in unserer Ecke gesessen; dann aber kamen, da sich das Gerücht verbreitet haben mochte, daß ich gegenwärtig sei, nach und nach Freunde und Verehrer von mir oder meinen Büchern, um mich dort zu begrüßen. Es waren meistens Musiker, Instrumentenbauer, Musikverleger. Von den Musikern erinnere ich mit Interesse, den Komponisten Volkmann gesehen zu haben, den ich mir keineswegs als einen schneeweißen, vollhaarigen Mann vorgestellt hatte. Er machte den Eindruck eines äußerst freundlichen bescheidenen Herrn. Unter andern kam dann auch ein Mann mit lauter Stimme heran, der im mecklenburgischen Dialekt ausrief: „„He sä mi so väl, un ik sä em keen Wurt; ik mütt Se nu doch mal sehn. Mein Name ist Meyer; ich bin Musiklehrer in Ofen.““ Natürlich gab es ein heiteres Gespräch. Die Gesellschaft um unsern Tisch wuchs zusehends, bis zuletzt Dr. Meyer sagte, indem er Dunkl's Worte wiederholte: „„Hier in der Ecke ist die Klaus Groth-Feier; ich gehe zu Bett.““ Richtig kamen dann auch Leute vom Podium in unsere Ecke, unter anderen der Oberbürgermeister von Ofen und gar ein Herr, den mir Dunkl, schon als er auf uns zuschritt, als den berühmten Minister Tisza, den späteren vieljährigen Premierminister, bezeichnete. Sie

sagten mir freundliche Worte, wie das ja Gebrauch ist, und ich erwiderte ihnen etwas ironisch: „„Ach, meine Herren, was wissen Sie von mir?““ — „„Ach,““ war die Antwort, „„wir kennen Sie hier sehr gut,““ und Tisza setzte hinzu: „„Ich hätte kürzlich Sie bald in Kiel besucht; denn ich kam von Kopenhagen und fuhr so zu sagen an Ihrem Hause vorbei, hatte aber keine Zeit.““ Natürlich nahm ich dies als feine Redensart; denn je weiter nach Osten, desto billiger ist die Höflichkeit — und verbeugte mich dankend. Dann sagte Dunkl mit Erstaunen: „„Da kommt auch Liszt.““ Ich sagte: „„Unmöglich!““ — „„Gewiß,““ sagte er, „„sehen Sie, er steuert ja auf uns zu.““ Als es mir unzweifelhaft geworden, stand ich natürlich auf und ging ihm mehrere Schritte entgegen. Ich bewunderte dies eigentümliche, langgestreckte Gesicht mit den grauen Mähnen an beiden Seiten, — ich hatte ein Marmorrelief von ihm in Dresden im Atelier von Rietschel gesehen und darin einen der schönsten Männerköpfe bewundert, — es war etwas idealisiert; aber doch war die ganze Erscheinung des großen Virtuosen eine auffallend anmutige. Wir reichten uns die Hände und ich bemerkte an seiner Hand ein herrliches Ebenmaß und eigentümliche Weichheit im Griff und Druck. Nach einigen gleichgültigen Worten, die wir wechselten, sagte ich ihm in wirklicher, herzlicher Bewunderung: „„Ich habe nie das Glück gehabt, Sie zu sehen, oder zu hören, obgleich ich mehrmals in Ihrer Nähe gewesen bin und so zu sagen Ihren Spuren gefolgt bin, so unter andern in Bonn 1854 bei dem großen Beethoven-Fest.““ Da antwortete er mir, indem er eine Handbewegung gegen die Gesellschaft machte: „„Dann sehen Sie jetzt das Beste von mir, nämlich meine Freunde.““ Ich war über diese gemachte Höflingsredensart so ärgerlich, daß ich in dem Augenblick mir innerlich sagte: „„Wenn du Worte machen kannst, das kann ich auch,““ und antwortete mit derselben Handbewegung und gewiß ironischem Tone, indem ich eine Verbeugung machte: „„Sie irren, nur Ihr Abglanz.““ Darauf sahen wir uns ein Weilchen noch einmal in die Augen und sahen uns nicht wieder.“

Am andern Tage las man in den Pester Zeitungen die überschwänglichsten Beschreibungen des Festes, in denen natürlich auch Groth eine Rolle spielte. Man berichtete, „daß sogar der berühmte Dialektdichter Dr. Meyer mit seinem Begleiter Klaus Groth aus dem fernen Norden herbeigeeilt

seien, um das Liszt-Fest zu verherrlichen. Liszt sagte zu Klaus Groth unter anderem: „Was sagen Sie zu unserer Zigeunermusik?" worauf dieser erwiderte: „Sie ist sehr schön." Ebenfalls begrüßte die Gräfin A . . . . Klaus Groth und that verschiedene Fragen an ihn." —

Natürlich haben Meyer, Dunkl und Groth über diese Windbeuteleien herzlich gelacht.

XXVII. Groths Verhältnis zu den politischen Neugestaltungen seines Vaterlandes.

Mit den letzten Berichten über die verschiedenen Reisen Groths sind wir schon aus dem Rahmen der Ueberschrift dieses Abschnittes hinausgegangen. Wir werden aber jetzt den Kreis erweitern müssen, um zu erfahren, wie der Dichter zu den Bewegungen und Neugestaltungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens sich stellte.

Daß in einem Dichter mit seinem lebhaften Vorstellungsvermögen, seinem prophetischen Blick und seinem starken Empfinden die Pulsschläge des öffentlichen Lebens lebhafter sind, als bei andern Sterblichen, dürfte wohl begreiflich sein; daß aber vor allem ein so volkstümlicher Dichter, wie Klaus Groth, von den politischen Strömungen seiner Tage nicht unberührt bleiben konnte, muß von vornherein als selbstverständlich erscheinen. Wie in einem ungetrübten Hohlspiegel sammelten sich in seinem Geiste alle Regungen und Strebungen seines Volkes, insbesondere seiner Landsleute, um wiederzuklingen in heitern und in schmerzbewegten Tönen.

Während seine Landsleute 1848—1851 mit dem Schwerte kämpften, hatte er, im letzten Grunde von derselben Stimmung getragen, in der Einsamkeit den letzten Rest seiner Kraft daran gesetzt, um seinem Volke in dem „Quickborn" einen Jungbrunnen zu schaffen, aus dem es Erquickung und Stärkung trinken konnte nach dem heißen und vergeblichen Ringen gegen die deutschfeindlichen Mächte des Nordens. Er hatte mit seinem Volke gerungen und litt und strebte auch ferner mit ihm. „Ich will in Holstein sein, wenn es wieder losgeht,"

hatte er seinen Freunden in Dresden bei seinem Abschiede zugerufen. Und daß es wieder losgehen müsse, in nicht allzu ferner Zeit, war die Hoffnung, die Schleswig-Holstein aufrecht hielt, als die knechtende Hand der Dänen so schwer auf seinen Söhnen lag.

Die Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark ruhte auf zwei Augen, die sich einmal früher oder später schließen mußten. Am 15. November 1863 starb Friederich VII. auf dem Schlosse zu Glücksburg. Trauergeläute hallte auf obrigkeitliche Anordnung von allen Türmen durch das Land; den Schleswig-Holsteinern aber waren es Klänge der Befreiung. Ihm folgte Christian VIII., der in den Herzogtümern nicht erbberechtigt war. Zum Schutze der Rechte Schleswig-Holsteins rückten am 23. Dezember 1863 die Bundestruppen ins Land und besetzten Holstein bis zur Eider. Die Dänen zogen sich zurück hinter das Dannewerk und, von den nachrückenden Preußen und Oesterreichern von hier vertrieben, nach dem Sundewitt und nach Alsen, das sie nach dem siegreichen Sturm der Preußen auf Düppel am 18. April 1864 und nach dem Uebergang über den Alsener Sund ebenfalls aufgeben mußten. Schleswig-Holstein war dänenfrei von der Elbe bis zur Königsau.

Mittlerweile hatte der Erbprinz von Augustenburg, Friedrich VIII., der von der Bevölkerung als erbberechtigter Thronerbe anerkannt wurde, den Schleswig-Holsteinern zugerufen: „Mein Recht ist Eure Rettung!“ und eine nie gesehene Volksbewegung entfacht. Er kam von Gotha nach Kiel, dem geistigen Mittelpunkt der Bewegung, und durchzog von hier aus das Land, überall die Huldigungen entgegennehmend, die ihm aus vollem Herzen gebracht wurden. Mit der Befreiung der Herzogtümer war aber noch nicht über ihr Schicksal entschieden und der Vertrag von Gastein bestimmte, daß Schleswig durch den General v. Manteuffel von Preußen und Holstein durch den General v. Gablenz von Oesterreich verwaltet werden sollte. Erst der Krieg von 1866 entschied endgültig über das Los der Herzogtümer, indem sie nunmehr zu einer preußischen Provinz wurden und in dem glorreichen Krieg gegen Frankreich Gelegenheit hatten, sich als ein lebenskräftiges Glied der preußischen und deutschen Volksgemeinschaft zu bethätigen.

Welche Stellung nahm zu diesen gewaltigen Veränderungen der Dichter ein?

So räumlich ferne er der ersten Bewegung von 1848 gestanden, so nahe stand er ihr jetzt, indem er am Centrum derselben wohnte. Er hatte Gelegenheit, den mächtigen Wogenschlag der patriotischen Begeisterung in nächster Nähe zu schauen. Aber er hätte nicht der volkstümliche Dichter sein müssen, wenn er mit dem bloßen Zuschauen sich hätte begnügen können.

„Wer Stimme hat — nun heißt es nicht zu schweigen," und er griff kräftig in die Saiten. Im Geiste des alten E. M. Arndt und mit dem heiligen Ernste Rückert's schmetterte er in wuchtigen Klängen ins Land hinaus seine Sympathien für den Herzog Friedrich und das Recht des Landes, gegen „Times, Globe und Konsorten" und gegen alle, die das Recht des Landes zu verdunkeln sich bemühten.

„Nur Recht — wir müssen's haben
Und unsrer Väter Gut."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 290.)

Und in fast vorwurfsvollem Tone ruft er seinem Freunde, dem Dichter Emanuel Geibel zu: „Wo hast Du Deine Zither, die mahnende, mit Worten und des Lebens?" — und schließt sein Sonett an ihn mit der Aufforderung: „Wie in Not sie uns geklungen troſtreich — jetzt hilf uns lösen das Gewitter!"

Doch er war nicht nur ein Schleswig-Holsteiner, sondern auch ein echter Deutscher und über alles ging ihm deutsche Einheit und deutsche Einigkeit. „Ein Deutschland stark und frei" — das ist der Ton, mit dem die Sammlung der Vaterlandslieder ausklingt, die er in dem 4. Bande seiner gesammelten Werke unter dem Titel „Schleswig-Holstein" zusammengestellt hat.

Der gebieterische Stolz des Wortes von Arndt: „Sie sollen ihn nicht haben, den alten deutschen Rhein" und die felsenfeste Hoffnung Geibels: „Es muß doch Frühling werden" vereinigen und verdichten sich in dem Sohne Dithmarschens zu dem edlen Trotz, mit dem er nicht wünscht oder bittet, sondern fordert von allen rechtverdrehenden Mächten „Das Recht und unser Eigen."

Und wo konnte er hoffen, diese Stimmung reiner zum Ausdruck gebracht zu sehen, als in seiner Heimat Dithmarschen. Als deshalb der Herzog seinen Zug durchs Land machte und nach Dithmarschen kam, eilte er ihm nach,

um ihm an der Grenze, gleichsam im Namen seiner Landsleute, ein Gedicht zu überreichen und zugleich in seiner Heimat an der wogenden Begeisterung sich zu erbauen.

Aber die Geschichte nahm einen andern Gang, als man in Schleswig-Holstein gedacht hatte; sie schritt über die Rechte des Herzogs Friedrich hinweg zur Neugestaltung Preußens und des Deutschen Reiches und der Dichter gehörte nicht zu den letzten, die in der unerwarteten Wendung der Dinge den Morgen einer neuen Zeit begrüßten. „Politisch," sagt er, „war ich immer ein entschiedener Deutscher, sehr lange herzoglich, bis es nicht mehr nötig war."

Was er dadurch an Sympathie bei manchem seiner Landsleute verlor, kann nur darauf zurückgeführt werden, daß man den Dichter im innersten Kerne seines Wesens garnicht verstanden hatte, denn er war in erster Linie ein Deutscher, nicht obgleich, sondern gerade weil er ein Schleswig-Holsteiner, ein Dithmarscher war, und weil er mit seinem dichterischen Schaffen in der Heimat, der engsten Heimat, lebte und wurzelte. Und er hat dies bewiesen, schon im Anfang der schleswig-holsteinischen Bewegung, durch die Sammlung von Liedern, die er zur Förderung derselben 1864 herausgab. Dieser herrlichen Sammlung patriotischer Gesänge stehen voran diejenigen, die sich auf das deutsche Vaterland beziehen und auf dem leuchtenden Hintergrund deutscher Vaterlandsliebe bewegen sich die farbenreichen Bilder schleswig-holsteinischer Dichtungen. Er war also nicht nur ein Dithmarscher, ein Schleswig-Holsteiner, sondern ebensowohl ein Deutscher.

Aus dieser Stimmung heraus fand er denn auch die rechte Stellung zu der neuen Wendung der Geschicke und aus dieser Stimmung flossen ihm auch das Gedicht, womit er den König Wilhelm nach der Schlacht bei Düppel in Kiel zu begrüßen hatte, (Ges. Wk. Bd. 4 S. 295), sowie das Gedicht, womit er den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich, in Frankreich begrüßt und ihm den zweiten Teil seines Quickborn widmet; ferner das Gedicht „Jung Bismarck" und endlich, um hier etwas vorzugreifen, die Gedichte, mit denen er den Prinzen Heinrich, „unsern künftigen Admiral" bei seiner Reise um die Welt am 7. Oktober 1878 bei seiner Abfahrt*) und am 9. Oktober 1880 bei seiner Rückkehr be-

*) Aus Altona wurde vom 8. Oktober 1878 geschrieben: „Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm gestern von Kiel zurückkam und auf dem

willkommnet — alles Gedichte, die selten aus der eigenen Initiative des Dichters hervorgingen. Groth sagt darüber: „Gedichte von mir an höchste Personen sind nie ohne Anregung von außen aus ganz freiem Entschluß entstanden; vielleicht erzähle ich später bei dem einen oder anderen Gedicht, wie diese Anregung war, was oder wer mich dazu veranlaßte zu schreiben, was ich allerdings im Herzen empfand. Ich überwand die Scheu, meine Gedanken in dieser Weise auszusprechen und sie der Oeffentlichkeit preiszugeben, jedesmal erst auf die Ermahnung oder die Bitten der Freunde." („Gegenwart" Nr. 27, 1898.) Er hätte indes trotz des Bittens und Drängens der Freunde sich für die Veröffentlichung wohl nicht entschlossen, wenn nicht bei diesen Gedichten außer dem nationalen Element auch noch ein persönliches in Betracht gekommen wäre, dem wir hier einen Augenblick unsere Betrachtung widmen müssen.

Bei Bismarck ist es vor allem das Unmittelbare und Ursprüngliche, das Naturfrische, das aus diesem Heros spricht, der frische Erd- und Waldgeruch, der allem Reden und Thun dieses echten Germanen anhaftet, was den Dichter fesselt und mit Bewunderung erfüllt. Er schildert ihn deshalb, wie er in innigem Verkehr mit der Natur heranwächst wie ein Eichbaum in der Mark zu einem Mann von Stahl und Eisen, der wie „en Mann, as Thor so stark, en Ritter gegen Lögenwark" endlich uns gebracht hat, wovon wir so lange geträumt, das Deutsche Reich.

An dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bewunderte er nicht nur die hehre Gestalt, die edle Gesinnung, das reine Interesse für Kunst und Poesie, sondern vor allem auch den tapferen Mannesmut, womit er stets die Rechte seines fürstlichen Freundes, des Herzogs von Augustenburg, am preußischen Hofe vertrat. Der Kronprinz sowohl wie dessen Gemahlin Victoria waren Freunde der plattdeutschen Sprache und Verehrer der Grothschen Dichtungen, und dies führte zu näheren Beziehungen Groths zu der kronprinzlichen Familie.

Bahnhof mit den Herren sich unterhielt, die ihn bewillkommneten, sprach er mit großer Anerkennung und Freude von dem Gedicht, das Klaus Groth zu Prinz Heinrichs Abfahrt geschrieben hatte. Er bedauerte, daß er wegen seiner kurzen Anwesenheit in Kiel nicht persönlich dem Dichter seine Anerkennung hätte ausdrücken können."

Ueber die Art und Weise, wie er mit derselben in Verbindung kam, erzählt der Dichter in der Gegenwart Nr. 27 (1898) folgendes:

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten." Jesus Sirach, der das geschrieben hat, war ein ärgerer Demokrat als ich es, wenigstens in meiner Jugend, war, denn ich blickte mit Respekt hinauf zu allen höher Stehenden: ich dachte mir Reiche und Vornehme als Leute, die nicht nötig hätten, Kraft und Zeit, wie wir anderen, zu verwenden, um für des Lebens Notdurft zu sorgen, sondern die für ihre Ausbildung, für Wissenschaft oder Kunst, für Bücher und Schriften leben könnten, die durch Umgang mit anderen gebildeten Menschen vornehm in Gesittung und Sitten sein müßten, und gern hätte ich mit solchen verkehrt, wenn es mir möglich gewesen wäre. Erst allmählich lernte ich, daß dies ein Irrtum, daß Leerheit, Langeweile, Hochmut und niedrige Gesinnung auch bei Reichen und Vornehmen das Gewöhnliche sei, und mehr und mehr wählte ich meinen Umgang, als ich soweit war, ihn wählen zu können, unter meinesgleichen an Vermögen und Stellung in der Gesellschaft. Dennoch bin ich selbst mit Höchstgestellten in nähere Berührung gekommen, und da sich in meinen Schriften davon deutliche Spuren finden, will ich einmal niederschreiben, wie es gekommen, damit ich in der Nachwelt nicht falsch beurteilt werde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem kronprinzlichen Paare, dem späteren Kaiser Friedrich und Gemahlin, wurde ich in folgender Art bekannt:

Die hohen Herrschaften waren im Sommer 1873 mit ihren Kindern in Wyk auf Föhr zum Badeaufenthalt. Bekannt mit ihnen war schon von früher her durch sein Verhältnis zum Herzog Friedrich mein langjähriger Freund, der Maler Christ. Magnussen, damals noch in Hamburg ansässig. Magnussen hatte sich in Niblum ein kleines Bauerngewese gekauft und wohnlich eingerichtet, in dem er Sommers mit seiner Familie hauste. Er gab der Kronprinzessin Anweisung zu ihrer Malerei. Sie fuhr oft auf einen halben Tag oder doch auf Stunden zu ihm hinaus, der Kronprinz pflegte nachzukommen. Die beiden Herrschaften fühlten sich behaglich in der reinlichen, stillen Behausung, so sehr, daß oft der Kronprinz seine Schreibmappe mitbrachte, am einfachen Bauerntisch an seinen Vater oder sonst wen schrieb, seine Frau am andern Ende oder vor der Thür malte und beide

mit Frau Magnussen oder mit ihm in wahrhaft vertraulicher Weise plauderten. — Eines Tages schrieb mir mein Freund, die Kronprinzessin habe ihn gebeten, mir um ein Autograph für ihre Mutter, die Königin von England, zu schreiben. Natürlich schickte ich ihm eine Handschrift und bemerkte etwas ironisch dabei: die Königin habe gewiß viele Handschriften, auch wohl chinesische. Dies hatte Magnussen ihr nicht verhehlt, und sie ließ mir darauf sagen, ihre Mutter kenne und verstände ebenso wie sie selbst den „„Quickborn““ recht gut. Diesen Wink konnte ich nicht mißverstehen, und da gerade mein Rotgeter erschienen war, erlaubte ich mir, der hohen Frau ein Exemplar (vielleicht mit einigen Worten darin) zuzuschicken. Daraus entspann sich etwas wie ein Briefwechsel. Ich hatte mich damals schon lange mit dem Gedanken getragen, unsere heimischen Sagen von Niß Puk und den Zwergen in Balladen zu behandeln, und führte jetzt den Gedanken allmählich aus, nicht ohne die Hoffnung, das Interesse der hohen Herrschaften für unser Vaterländchen zu beleben und zu stärken. Ich schickte die Gedichte einzeln, so wie sie fertig waren, nach Föhr, und es entspann sich dadurch eine Art Verkehr mit der Kronprinzessin, teils indirekt durch Magnussen, der ihr die Gedichte überbrachte, vorlas und erläuterte, teils direkt brieflich. Ein längerer Brief der hohen Frau aus späterer (soll heißen früherer d. V.) Zeit spricht sich ausführlich lobend über meine dichterische Thätigkeit im allgemeinen aus; er ist auf Drängen Magnussens mit Erlaubnis der Kronprinzessin veröffentlicht worden.“

Er wurde geschrieben, als der Dichter der hohen Frau den zweiten Teil seines „Quickborn“ übersandte und hatte folgenden Wortlaut:

Neues Palais, Potsdam, 25. Juni 1871.

„Ich habe mit großem Interesse den Teil von dem „„Quickborn““ empfangen, den Sie so gut waren, mir zu senden.

Ich halte viel von der schönen Sprache, voll Kraft und Lieblichkeit, die Sie mit so viel Meisterschaft beherrschen, und worin es Ihnen gegeben ist, wie kaum jemand das Leben und Treiben, das Denken und Fühlen des Volkes treu und natürlich darzustellen. In bunter Abwechselung von ernsten und heiteren Beschreibungen,

womit Sie den Leser fesseln und erfreuen, wissen Sie vor allem das reine, sittliche Gefühl zu bewahren, das in dem Bewußtsein des deutschen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen hat und das der Dichter nicht ungestraft verletzen darf. Es ist so, daß Ihr „„Quickborn““ in Wahrheit ein Born der Erquickung und Labung ist für jeden Geist, jedes Gemüt, und deshalb weit über die Grenzen Ihres engen Geburtslandes so viel Beifall gefunden hat. Abgesehen davon, daß Ihre Gedichte durch die Tiefe der Empfindung und meistens durch die treffende Einfachheit der Form bequem sich dem Gedächtnis einprägen, so haben sie auch durch die bündige und natürliche plattdeutsche Sprache eine ganz besondere Zauberkraft und wissen jeder Gemütsstimmung gerecht zu werden. Gleichwie der frische, gesunde Humor Ihrer Poesie unwiderstehlich fortreißt, so erfüllt die sanfte Wehmut, die sie oftmals atmet, das Herz und entlockt manche Thräne dem Auge.

Victoria, Kronprinzessin.

(Hansen, Kl. Groth in seinem Leben und Streben.)

Es mag überraschen, daß die Kronprinzessin Viktoria ein so tiefes Verständnis für plattdeutsche Poesie bekundet, da sie ja nicht eine geborne Deutsche, sondern eine Engländerin ist. Aber eben dieser Umstand war es, der ihr das Verständnis erschloß. Eine gebildete Dame Mitteldeutschlands sagte dem Verfasser einmal, daß es ihr über das Englische hinüber, wie sie treffend sich ausdrückte, leichter werde, das Plattdeutsche zu verstehen. Das Englische war ihr eine Brücke, die hinüber führte in den Sinn des Plattdeutschen. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß, wie einmal ein englischer Gelehrter (Max Müller) vor einem zahlreichen Publikum in Manchester sagte, zwei Drittel aller englischen Wörter ursprünglich plattdeutsch sind und die englische Sprache nach den Worten desselben Gelehrten nichts anderes ist als ein verderbtes Plattdeutsch (Deutsche Dialektdichtung von Klaus Groth) sodaß, wie Groth in seinen Aufsätzen „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung“ nachgewiesen hat, ein Plattdeutscher den englischen Dichter Chaucer aus dem 14. Jahrhundert leichter versteht, als der geborne Engländer.

Gerade die englische Muttersprache war der Kronprinzessin die Brücke zum Plattdeutschen.

Nicht minder nahe stand er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Ueber die Begegnung mit demselben erzählt uns der Dichter in der bereits erwähnten Nummer der „Gegenwart“:

„Im Sommer 1873 wurde der Grundstein zu unserm neuen Universitätsgebäude gelegt. Der Kronprinz war gebeten und erschien von Föhr zu der solennen Feier des für ihn bedeutungsvollen Aktes. Es mag nebenbei erzählt werden, daß ich dem Musikdirektor Karl Borchers auf seine Bitte den Text zu einer Kantate gedichtet hatte, die, achtstimmig, bei dieser Gelegenheit von einem gemischten Chor ausgeführt wurde. Auch hatte ich ein Gedicht für die Feier in die „„Kieler Zeitung““ gegeben (das nicht in meine „„Gesammelten Werke““ aufgenommen ist). Ich war etwas unwohl und hatte dadurch einen mir passenden Vorwand, bei dem Hauptakt nicht zu erscheinen.

Am Abend hatte die Universität zu einem Festessen auf Bellevue Einladungen erlassen, ich war, wie gewöhnlich, nicht eingeladen. An der Tafel saß, nach altem Herkommen, der Kronprinz zur Seite des derzeitigen Rektors. Es war der Professor Kupffer, ein von den Russen aus Dorpat vertriebener Kurländer, ein Mann von aristokratischen Manieren und vornehmem Aeußern, wie selten ein Professor für diesen Platz diesen Abend geeignet. Er zur Rechten. Zur Linken saß der damals vornehmste Mann der ganzen Versammlung, der Graf, eigentlich Prinz von Nöer, der sich nur zum Grafen hatte degradieren lassen, um eine Bürgerliche, seine jetzige Witwe, heiraten zu können. Er war ein etwas eigentümlicher Gelehrter, hatte Indien bereist, Sanskrit gelernt, eine Geschichte des Königs Akbar von Indien geschrieben und seine Heimat wohl so ziemlich vergessen. Doch ich will meinen weiteren Bericht von einem Augenzeugen erzählen lassen.

Nämlich am folgenden Morgen erschien zur gewöhnlichen Besuchszeit, ich spazierte eben vor meinem Hause im Garten, Professor Kupffer im Gesellschaftsanzug: Frack, weißer Halsbinde, feierlich, wie es ihm wohl anstand, und begrüßte mich. Ich neckte ihn wegen seiner äußern Erscheinung, bei mir gar, und bemerkte, er habe wohl noch höhere Visiten zu machen. Darauf lächelte er vornehm und sagte: er komme zu mir, um mir freundliche Grüße vom Kronprinzen zu überbringen, der mir

sehr gewogen sei. Ich fand es beinahe komisch und erwiderte darauf: Der hohe Herr sei ja überall freundlich und gütig, und wollte damit die Feierlichkeit beenden. „„Nein,““ sagte Kupffer, „„Herr Kollege, es ist ernster gemeint, ich muß Ihnen dann wohl das Genauere berichten. Ich saß neben seiner Kaiserlichen Hoheit zu seiner Rechten, zu seiner Linken Graf von Nöer. Der Kronprinz überschaute mit erhobenem Haupt die Tischgesellschaft und sagte zu mir: „„Wo ist Klaus Groth? Ich seh ihn nicht, ist der nicht hier?““ — „„Professor Groth ist krank,““ antwortete ich. — „„Das thut mir leid!““ sagte darauf der Kronprinz. Und zum Grafen von Nöer gewandt: „„Sie kennen doch Klaus Groth?““ — „„Nein, Kaiserliche Hoheit.““ — „„Nein? Dann kennen Sie doch gewiß seinen „Quickborn“?““ — „„Nein, Kaiserliche Hoheit.““ — „„Was, den kennen Sie nicht? Dann sollten Sie sich schämen! Ich bin ja ein martialisch aussehender Kerl (und er strich sich über seinen schönen Vollbart), ich lese oft abends meiner Familie aus dem „Quickborn“ vor, und mir laufen oft die Thränen in meinen Bart. Das (zu Kupffer gewandt) erzählen Sie morgenfrüh Klaus Groth.“ — „„Donnerwetter,““ sagte ich nun zu Kupffer, „„das ist was anders! Danke schön! Das laß ich mir gefallen!““ Und Kupffer nahm verbindlich lächelnd Abschied von mir.

Ende der Badezeit ließ mir der Kronprinz von Föhr telegraphieren, ich möchte, wenn meine Gesundheit es erlaubte, am Tage seiner Rückreise nach Neumünster kommen. Er habe dort einige Zeit, mich zu sehen. Dort erschien ich denn und wartete auf seine Ankunft. Der Bahnhof war voll von neugierigen Menschen, die man damals noch nicht aussperren konnte, wie jetzt. Der Inspektor machte mir aber Platz, als der Zug sich nahte, und zeigte mir den Hofsalonwagen. Dahin verfügte ich mich. Noch war ich nicht heran, als eine Glasthür an der Längsseite sich öffnete, eine kleine eiserne Treppe fiel heraus und aus der Thür trat auf die Stufen der Kronprinz, hielt mir beide Arme hin und zog mich an den Händen zu sich hinein. Ich bin nicht empfänglich für äußerliche Freundlichkeiten in Mienen und Geberden, bin eigentlich leicht mißtrauisch dagegen. Aber die Art, wie ich hier empfangen wurde, war so herzlich freundlich und gütig, daß ich mich ganz und willig dem Eindruck hingab. Ich werde den Augenblick mit allen Einzelheiten nie vergessen. Ich bin nie in meinem Leben von der Erscheinung eines Mannes im ersten Hinblick so bezaubert gewesen, wie diesmal. Der herrliche

Mann stand da in der Kraft und Schönheit, wie sie wohl selten vom Geschick ausgeteilt wird, und seine Güte strahlte so überzeugend aus dem männlichen Gesicht, tönte so wahrhaftig aus der Stimme, als er mir sagte: „„Wie freue ich mich, endlich den Mann einmal zu sehen, der uns so viele schöne Stunden bereitet hat! Kommen Sie, Kommen Sie! Das ist meine Frau!““ Sie stand gegen den kleinen Ofen gelehnt, sprach leise auch ihr Willkommen aus. Ihre Erscheinung hatte keineswegs etwas Königliches, sie sah der Herrschergestalt ihres Mannes gegenüber beinahe schüchtern aus, anmutig übrigens. Als sie sich nun bei mir für meine Balladen bedankte, sagte ihr der Kronprinz etwas laut: „„Davon hast Du mir ja garnichts gesagt!““ — „„Du warst ja nicht da, warst ja in Schweden,““ entgegnete sie. „„Und dies sind meine Kinder!““ Ich sah sie kaum, sie sahen müde aus. „„Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?““ u. s. w. Und nachdem wir noch einiges gesprochen, entließ er mich mit den Worten: „„Nun muß ich noch meine Familie abschmatzen, sie fahren nach Hamburg, ich komme gleich wieder zu Ihnen hinaus und habe noch Zeit, ich fahre nach Panker.““

Als der Zug abgegangen war, trat der Kronprinz zu mir auf den Bahnsteig, wo wir dann eine gute Viertelstunde neben einander auf- und abgingen. Unser Gespräch war natürlicher Weise in solcher Situation ein leichtes, heiteres Geplauder. Unter anderem fragte der Kronprinz: „„Wann wird wohl das Universitätsgebäude in Kiel fertig werden?““ In zwei Jahren hoffte ich. „„Sind wir nicht eigentlich Kollegen?““ sagte er dann, halb ernsthaft, indem er mich anschaute. „„Daß ich nicht wüßte,““ war meine Antwort. „„I wohl,““ sagte er, „„Sie sind ja doch auch, wie ich, Ehrendoktor der Oxforder Universität!““ — „„Nein, Kaiserliche Hoheit, aber da Sie den Ausdruck Kollege auf mich anwenden, so darf ich mich allerdings rühmen, wie Sie, Doctor honoris causa der Universität Bonn zu sein.““ Wobei wir uns lächelnd beide gegeneinander verneigten. Dabei wanderten wir den langen Neumünsterer Bahnsteig auf und ab. Die Menschenmenge, Kinder und Frauen meist voran, stob jedes Mal bei unserer Annäherung wie Spreu vor einem Zugwinde auf einer Tenne vom Perron hinunter, immer die Augen neugierig auf den stattlichen hohen Herrn gerichtet, und schloß sich sogleich wieder wie eine Herde Schafe hinter uns. Nur einmal wurden wir in unserem Marsche einen Augenblick aufgehalten. Ein ältlicher, kleiner Herr in

etwas abgetragenem schwarzem Frack mit weißer Halsbinde, den ältlichen Cylinder in der Linken, blieb vor dem Kronprinzen nach tiefer Verbeugung stehen. Er hob seine weißbehandschuhte Rechte und begann eine feierliche Rede. Davon hörte ich, einen Schritt zurückbleibend, nur den Anfang, als der Kronprinz mit einer wie durch häufige Uebung erlangten Fertigkeit — ich dachte an einen Cirkus und lachte innerlich Beifall — dem alten Herrn schon den Hut, indem er seinen verbindlichen Dank aussprach, auf den Kopf gesetzt hatte. Dann reichte er dem verlegen dreinschauenden, verschüchterten Alten freundlich die Hand und war schon wieder im Gespräch mit mir, ehe jener sich kaum zurückgezogen und zum Gehen gewandt hatte. — Gleich danach gab der Herrliche auch mir mit lieben Worten die Hand zum Abschiede, sein Salonwagen stand zur Abfahrt bereit. Er winkte noch aus dem Fenster hinaus. Und ich sah ihn nicht wieder.

Als er vor zehn Jahren starb, war ich mit Johannes Brahms in Thun zusammen. Wir gingen bei der Nachricht sogleich in einen Laden und kauften uns einen Trauerflor, um der englischen Kolonie im Besondern zu zeigen, wie deutsche Männer den Verlust empfanden."

Wir sehen, wie innig das Verhältnis des Dichters zu der Familie des Kronprinzen war. Aus diesem Verhältnis heraus werden uns auch die Begrüßungen verständlich, die Groth dem Prinzen Heinrich widmete. Wer in diesen Gedichten nichts Anderes sieht, als die Sucht, hohe Herren anzusingen, der kennt den Dichter nicht, der hat keine Ahnung von dem starken Unabhängigkeitsgefühl des stolzen Dithmarschers, der allezeit ungern auf die Schlösser ging. Hinter diesen Begrüßungsgedichten liegt vielmehr zugleich auch Groths eigenartige Sympathie für die See und das Meer, eine Sympathie, wie sie stark ausgeprägt bei allen Schleswig-Holsteinern und bei allen Anwohnern des Meeres sich zeigt. Düsternbrok war deshalb sein täglicher Gang, wo er an dem wogenden Element, an dem bewegten Leben auf demselben, an den Fischern und Schiffern, die von Anfang an seine Freunde waren und blieben, an dem mächtigen Aufblühen unserer Kriegsflotte, deren Führer mit Vorliebe in seinem Hause verkehrten, immer und immer wieder sich erfreute. Das urwüchsige Wesen, der frische, gesunde Geist dieser Männer war es, den er, der Feind aller hohlen Scheinkultur, an ihnen schätzte.

Von Jugend auf war ihm das Meer vertraut und lieb, und es ist interessant auf diesen eigen-

artigen Zug seines Geistes hin seine Dichtungen anzusehen.

Wie die Mühle hineinragt in so manche seiner Gedichte, so noch mehr die See. Wir erinnern nur an die Gedichte: „Min Vaderland“ (Dar liggt int Norn en Ländeken deep, un eensam liggt de Strand, dar blenkt de See, dar blenkert de Schep ꝛc.), an die „Krautfru“, an „De Fischer“, „De Floth“, „Se lengt“ (De See is vuller Water), „Hartleed“ (Un leeg he inne depe See ꝛc.)“, „De Schipperfru“, „De Fischerkath“, „Schippers Brut“, „De Lootsendochder“, „Fiv nie Leeder ꝛc.“ (Wak op du Floth, wak op du Meer! — dar kumt en Brusen as Vaerjahrswind, dat draenht as weer dat Floth), „Mennigeen fehl der“, „To Schep“, „De Meersee“, „Auf der See“, „Ol Büsen liggt int wille Haff“ u. s. w. Auch in seinen größern Erzählungen spielt das Meer oft eine bedeutsame Rolle. Ueberall ist es das Blinken der See, das Brausen des stillen Haffs, überall ist es die Grundstimmung des Liedes: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen,“ die hier wiederklingt.

Außer diesem natürlichen Verhältnisse zum Meer kommt für den Dichter von „Min Moderſprak“ noch der Umstand in Betracht, daß die plattdeutsche Sprache die Sprache der Meeranwohner ist und daß die See das Gebiet ist, wo sie seit der Hansa herrscht oder doch mit ihrer Halbschwester, dem Englischen, die Herrschaft teilt. „Welche Sprache,“ sagt er im achtzehnten Briefe über „Hochdeutsch und Plattdeutsch“ eignet sich zum Kommando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Heere befiehlt sie nicht mehr, wie zur Zeit Wittekinds, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruh und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herz. Hochdeutsch wird auf keinem Schiff kommandiert, jeder hochdeutsche Seemann muß sich bequemen, Plattdeutsch zu lernen und jedem Schiffer wird es als eine Lächerlichkeit erscheinen, daß Plattdeutsch je vom Meere verschwinden könne.“

Das ist auch die Ansicht, die in den Gedichten „Koptein Pött“ und „Plattdütsch aewerall“, sowie in manchen andern mit so köstlichem, dem Plattdeutschen eigenen Humor sich wiederspiegelt. Und aus diesem bedeutungsvollen Stück seiner Welt- und Lebensanschauung heraus sind und auch die Begrüßungen unseres „künftigen Admirals“ hervorgewachsen.

XXVIII. Verschiedene Beschäftigungen.

In den Verhältnissen des häuslichen und öffentlichen Lebens, die wir während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren geschildert, sowie in den Beziehungen zu den verschiedenen Persönlichkeiten, mit denen Groth in Verbindung getreten war, haben wir den Hintergrund seines geistigen Schaffens, dem wir nun, soweit es nicht schon gestreift worden ist, unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Das lebhafteste Interesse nahm er an den Tiefseeforschungen des Dr. Meyer-Forsteck, mit dem zusammen er auf dessen Dampfjachten „Maria" und „Thusnelda" verschiedene Fahrten auf der Ostsee machte, bei welcher Gelegenheit die dänischen Inseln, Schweden und Norwegen besucht wurden. Die Sache war für Groth, der von jeher ein Liebhaber naturwissenschaftlicher Studien gewesen war, von seltenem Reize und mit ernstem Interesse nahm er persönlichen Anteil an dem bedeutsamen Unternehmen. Den dichterischen Niederschlag dieser Beschäftigung haben wir in den beiden Gedichten „To Schep" (Ges. Wk. Bd. 2 S. 205) und „De Beester inn Kieler Haben" (Ges. Wk. Bd. 2 S. 201). Das erste, an Frau Dr. Meyer gerichtet, entrollt uns ein liebliches Bild einer dieser Fahrten auf der „Maria", und das andere, voll des köstlichen Humors, ist eine Erwiderung auf die ihm überreichte Bearbeitung der mit großen Zeichnungen und eingehenden Beschreibungen mikroskopischer Seetiere des Kieler Hafens versehenen Forschungsresultate von Prof. Möbius und Dr. Meyer. Der Dichter nimmt hier, um den Humor besser zur Wirkung kommen zu lassen, den

Standpunkt des unkundigen, naiven Laien ein (der er bekanntlich keineswegs war), indem er sagt:

„Nu schickt Ju mi en Bok vull Deerten,
De Köpp mit Hörns, mit lange Steerten,
Bald hebbt se Flünken, bald en Fot,
Oftmals fifhunnert mal to grot,
Et achter, leggt vun vaern de Eier —
Undeerten sünd dat, min Fründ Meyer!“
(Ges. Wk. Bd. 2 S. 201.)

Seine gründliche Bekanntschaft mit der Mundart und allen Bezeichnungen, die dem sprachschöpferischen Geiste unseres Volkes entsprossen waren, wurden die Veranlassung, daß er herangezogen wurde, bei der Herausgabe der Generalstabskarte für Schleswig-Holstein einen Teil der Ortsnamen auf ihre geschichtliche Richtigkeit zu prüfen; den größten Teil der Arbeit hatte schon Müllenhoff erledigt. Als aber die Karte erschien, tadelte Dr. L. Meyn die Namengebung sehr scharf, mit dem besonderen Hinweis, daß dies das Werk Groths sei. Groth, der nicht zu bewegen war, darauf zu erwidern, überließ die Antwort Müllenhoff, der zunächst bemerkte, daß das Getadelte gar nicht von Groth verbrochen sei, sondern von ihm selbst, und dann aus seiner ausgebreiteten Kunde heraus nachwies, daß Meyn von dieser Sache nichts verstände.

In diesen Jahren veröffentlichte Groth auch eine Reihe von Aufsätzen in den „Itzehoer Nachrichten“ über die Vorzüge und die ungerechtfertigte Unterschätzung der plattdeutschen Mundart, über die Pflicht, diese unsere Muttersprache nicht eines Vorurteils wegen untergehen zu lassen, sondern zu pflegen, besonders auch in der Unterhaltung mit den Kindern. Nach den verschiedensten Seiten hin werden diese Gedanken erläutert und zwar so populär und zugleich so interessant, daß sie sicher eine nicht unbedeutende Anregung gegeben haben. Groth unterzeichnete diese Arbeiten nicht mit seinem Namen, sondern meistens mit R . . . . . . r, um sie lediglich durch sich selbst und durch die in ihnen vertretene Sache wirken zu lassen. — Er war als Prosaschriftsteller damals noch nicht so bekannt, wie heute, sonst hätte ihm seine Anonymität wenig genützt, man hätte den Verfasser an der Eigenart seines musterhaften Stiles sofort erkannt.

XXIX. Groth in seinen Beziehungen zum Auslande.

Wenn man bedenkt, daß Groths Dichtungen größtenteils auf dem kleinen Fleck seiner Vaterstadt und des Dithmarscher Ländchens sich bewegen, in einer über Dithmarschens Grenzen kaum hinausreichenden Mundart reden und kaum etwas Anderes zum Gegenstand haben, als das Dithmarscher Volksleben, so muß es zunächst schon überraschen, daß er nicht, wie so manche andere derartige Dichter, nur in dem kleinen Kreise seiner Landsleute geschätzt und geliebt, sondern nach dem Erscheinen des „Quickborn“ mit einem Schlage zu einem vielbewunderten Dichter in allen deutschen Landen wurde, und nicht nur innerhalb deutscher Grenzen, sondern weit darüber hinaus, in Dänemark, England, Holland, Belgien, Frankreich und in Amerika Anerkennung fand.

Worin hatte es seinen Grund, daß er mit diesem Erfolge ohnegleichen alle seine Vorgänger, Hebel nicht ausgenommen, hinter sich ließ?

Worin unterschied er sich von der Unzahl seiner späteren Genossen auf dem Parnaß der mundartigen Dichtungen?

Es lag daran, daß die Muse seiner Vorgänger lediglich fesselte durch die Eigenart des Gewandes, in dem sie auftrat, und durch ihre, alle lokale Beschränktheit wiederspiegelnden Manieren und Sitten, durch das Eigentümliche des von ihr dargestellten Thuns und Treibens, während die Grothsche Muse daneben zugleich überraschte durch ihre ideale Schönheit, durch die Einfachheit, den Adel und die Tiefe

der Empfindungen, durch ihr bescheidenes Wesen sowohl wie durch ihren edlen Stolz, durch ihren sinnigen Humor nicht weniger als durch ihren heiligen Ernst. Kurz gesagt: Die Schöpfungen Groths entsprachen allen Anforderungen, die nach den höchsten Gesetzen der Kunst an eine Dichtung gestellt werden konnten.

Daneben war es freilich auch ein anderer Umstand, der ihm, besonders im Ausland, den so seltenen Erfolg sicherte: daß er nämlich von vielen Seiten als ein wirklich berufener Vorkämpfer für die Erhaltung der plattdeutschen Sprache begrüßt werden konnte. Keiner seiner Vorgänger hatte es vermocht, auf diesem Gebiete so erfolgreich mit unseren klassischen Dichtern um die Palme zu ringen.

Seine Aufnahme und Wertschätzung in Dänemark ist bereits erwähnt.

Am meisten wird es überraschen, daß er selbst in Frankreich nicht unbeachtet blieb. R. Reinhardt übersetzte für seinen Freund, den Dichter H. Heine, und unter dessen Mitwirkung das Gedicht „As ik weggung" ins Französische, wobei er freilich auf französische Verse verzichten mußte (Hobein, Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen S. 59). — 1885 erschien in der Sammlung der „Bibliothek Gilon" eine Uebersetzung der letzten seiner „Vertelln", „Witen Slachters", unter dem Titel „Encore une histoire du paradis de ma jeunesse". Welche Aufnahme diese Uebersetzung gefunden hat, ist uns nicht bekannt; vielleicht können wir sie aber ermessen nach der Wirkung, die der berühmte belgische Komponist Benoit, Direktor des Konservatoriums in Antwerpen, auf einer Kunstreise in Frankreich mit einer von ihm in Musik gesetzten Uebertragung des Liedes „Min Modersprak" machte. Sie fand überall so begeisterte Aufnahme, daß der Komponist aus freien Stücken sich bewogen fand, Groth einen Teil des reichen Ertrages, den ihm das Lied gebracht, zu überweisen, wovon Groth, nebenbei bemerkt, die Hälfte sofort an einen in finanziellen Nöten sich befindenden Dichter sandte. Er wollte den ganzen Betrag senden, aber auf Anraten seiner Freunde ließ er es mit der Hälfte bewenden.

In Italien war es Emilio Teza, Professor in Pisa und in der Gelehrtenwelt als hervorragender Sanskritforscher bekannt, der eine Anzahl von Groths Gedichten in das Ita-

lienische übersetzte und zum sechzigsten Geburtstage des Dichters eine besondere Festschrift herausgab.

In England waren es die Tochter Freiligraths und ein reicher Fabrikant in Edinburgh, vor allem aber Max Müller, die eine Anzahl seiner schönsten Lieder ins Englische übertrugen, um die sprachverwandten Briten mit dem Dichter bekannt zu machen. Der Erfolg war ein derartiger, daß M. Müller, nachdem er im Jahre 1869 persönlich mit Groth bekannt und befreundet worden war, im Winter 1872 Groth aufforderte, an der Universität in Oxford einige Vorlesungen zu halten.

Die Universität Oxford besitzt nämlich einen Fond, aus dessen Erträgen alljährlich bekannte auswärtige Gelehrte für einige dort zu haltende öffentliche Vorträge honoriert werden. Max Müller schrieb an Groth, ob er geneigt sei, in diesem Jahre die Vorträge zu halten, oder ob er, wenn er selbst die Einladung ablehne, einen deutschen Gelehrten vorschlagen möchte? Das Thema habe der Redner sich selbst zu wählen und die Besoldung betrage 50 Pfund (1000 M.). Groth antwortete, daß er selbst bereit sei, die Vorträge zu halten.

Seine Kollegen von der Kieler Universität, die davon erfuhren, schienen dies für ein etwas vermessenes Unternehmen zu halten. Auf einer Gesellschaft bei dem damaligen Oberpräsidenten, Baron von Schell-Plessen, zu welcher auch Groth und Frau geladen waren, benutzte Herr Professor Forchhammer die Gelegenheit, Groth dies recht unverblümt anzudeuten. Er richtet etwas höhnisch und verwundert die Frage an Groth: „Und Sie wollen in Oxford Vorträge halten?“ — Groth: „Jawohl!“ — Forchhammer auf englisch: „Dann muß man es auch können.“ — Groth ebenfalls auf englisch: „Ich kann es und werde es thun.“

Im Frühjahr reiste Groth in Begleitung seiner Frau über Antwerpen, wo er seinen Freund Dr. Hansen begrüßte, nach England und stieg zunächst bei seinem langjährigen treuen Freunde Andresen in London ab, der ihn dann nach Oxford begleitete, wo ihn sein Freund Max Müller mit gewohnter Herzlichkeit empfing.

Groth hielt nun vor einer sehr zahlreichen und ebenso angesehenen Zuhörerschaft drei Vorträge „über Lessing und sein Verhältnis zur englischen Litteratur und über das Verhältnis des Deutschen zum Eng-

lischen, besonders auch des Plattdeutschen". Im Jahre vorher hatte ein französischer Gelehrter an seiner Stelle gestanden und durch fünf lange Vorträge das Publikum nach und nach zum Saal hinausgeredet. Um dem Schicksal zu entgehen, hatte Groth klugerweise seine Ausführungen nur auf drei Vorträge zugeschnitten, die denn auch den ungeteiltesten und lebhaftesten Beifall fanden, der nicht durch Händeklatschen, sondern nach der Sitte des Landes durch Stoßen mit den Stöcken auf den Fußboden ausgedrückt wurde.

Wie meisterhaft Groth seine Aufgabe gelöst hatte, beweist auch der Umstand, daß Max Müllers Frau, eine Schottin von hoher, feiner Bildung, die sich für die Grothschen Dichtungen so interessierte, daß sie den „Quickborn" in der plattdeutschen Sprache las, Groth bat, in einem kleineren Kreise von seinen Gedichten vorzulesen. Max Müller riet ihm von dem schwierigen Unternehmen ganz entschieden ab, denn nach seiner Meinung würde es unmöglich sein, einem englisch sprechenden, fühlenden und denkenden Publikum die in Dithmarscher Mundart geschriebenen Dichtungen zu erschließen. Groth ging dennoch darauf ein. Er nahm zunächst die einfachsten Gedichte vor, wie z. B. „He sä mi so vel" ꝛc., erläuterte die näheren Umstände, erklärte einige dem Englischen fern liegende Ausdrücke und las dann frisch darauf los — und siehe da, man verstand ihn vortrefflich und je weiter er las, desto mehr riß er sein Publikum — etwa fünfzig Damen und Herren aus den vornehmsten Kreisen — zur Begeisterung hin. Verwundert und freudig erregt drückte Max Müller, der mit einigem Zagen dem Unternehmen entgegengesehen hatte, ihm die Hand, indem er sagte: „Ja, ich sehe, Sie können es!"

Die Anerkennung blieb aber nicht in den vier Wänden, die englischen Zeitungen brachten spaltenlange Mitteilungen über die Vorträge und Vorlesungen und waren des Lobes voll.

Die Folge war, daß er auch eine Einladung nach London erhielt, um dort über seine Dichtungen zu sprechen und sie vorzutragen. Max Müller riet ihm jetzt entschieden, die Einladung anzunehmen, und Groth folgte dem Rufe.

Er verfuhr hier ebenso, wie bei den Vorlesungen in Max Müllers Hause, und erzielte denselben Erfolg.

Nunmehr war auch der Hof auf ihn aufmerksam geworden und er erhielt von dem Sekretär der Königin Mr.

Slage, einem gebornen Deutschen, die Aufforderung, sich der Königin vorzustellen, wobei ihm überlassen war, sich hierfür den nächsten Dienstag oder Donnerstag zu wählen. Groth wählte den Dienstag, leider aber sah er die Königin nicht, denn es hatten sich mittlerweile die Königin Augusta von Preußen und der König von Belgien zum Besuche anmelden lassen. Statt dessen wurden ihm aber mit der größten Zuvorkommenheit alle Räume des Schlosses in Windsor Castle gezeigt, selbst auch die privaten Räume der Königin und das Mausoleum des Prinzen Albert, das sonst keinen Fremden zu sehen bekommt. Anfangs hatte man Bedenken, Groth es zu erschließen, aber der Sekretär meinte: „Warum sollen wir Groth es nicht zeigen? Gehen Sie schnell zur Königin und fragen Sie!“ Es wurde ohne Anstand die Erlaubnis sofort gewährt.

Später bekam Groth eine Einladung als Gast zur Tafel der Königin. Er folgte selbstredend dieser ehrenvollen Einladung und genoß die Auszeichnung, mit lauter Herren, die, um es auf deutsch zu sagen, die englische Ritterschaft bildeten, zu speisen. Ohne vorgestellt zu werden und ohne sich vorzustellen, setzte man sich an den zugewiesenen Platz und Groth unterhielt sich mit seinem Tischnachbar ganz vortrefflich, nebenbei den königlichen Prunk bewundernd, der hierbei nach landesüblicher Sitte entfaltet wurde. Die Königin war aber, wie das gewöhnlich so war, nicht dabei. — Endlich kam der Oberhofmarschall, der ihn aufs freundlichste als Gast der Königin begrüßte und mit ihm sich sehr eingehend unterhielt. Verwundert äußerte er: „Sie sprechen ja auch englisch?“ „Ja,“ antwortete Groth, „aber ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich die Sprache Ihres Landes so mißhandle.“ „O,“ entgegnete er, „Sie sprechen ja vortrefflich englisch, aber hier war vor Jahren ein gelehrter Herr der Universität Kiel, ein Mr. Forchhammer, der mit dem Englischen durchaus nicht fortkommen konnte.“ Man erinnere sich nun der Bemerkung des Herrn Forchhammer!

Wie in Oxford wurde Groth auch in London in den Zeitungen gefeiert und mit Lob überschüttet.

Am meisten hob dies die zahlreichen Deutschen, die in London wohnten und die nicht wenig stolz waren auf ihren Landsmann. Sie wollten es sich nicht nehmen lassen, auch ihrerseits ihm ihre Verehrung zu bezeugen, und sie thaten sich deshalb zusammen und gaben ihm ein glänzendes Fest-

mahl, an dem Groth mit seiner Frau und seinen Freunden Andresen und Max Müller, der ihn nach London begleitet hatte, teilnahmen.

Man schritt, als bereits die Laternen angezündet wurden, eine nicht sehr breite Treppe hinauf in einen großen Saal, der aber nicht weiter erleuchtet war, als von dem im Hintergrunde flackernden Kaminfeuer. Groth und seine Freunde waren so ziemlich die ersten, und nach und nach füllte sich der Saal. Da trat mit einem Male, als Groths Name genannt wurde, ein Herr zu ihm und sagte: „Ich komme eben aus Afrika, um Ihnen zu Ehren an dem Mahle teilzunehmen.“ Groth erwiderte scherzend und lächelnd: „Das ist ja unmöglich!“ „Ja,“ antwortete er, „es ist in der That so, denn ich bin von Afrika soeben mit dem Schiff eingetroffen und erfahre, daß man Ihnen zu Ehren heute Abend ein Festessen giebt und da bin ich denn sofort hierher gegangen. Mein Name ist Versmann.“ Aehnliche Begegnungen hatte er mehr, denn es waren Gäste dort aus allen Weltteilen.

Endlich wurden die Lampen angezündet und Groth sah nun erst und mit einem Male, was für eine zahlreiche und glänzende Festgesellschaft sich zusammengefunden hatte. Man setzte sich zu Tisch und Groth erhielt natürlich den Ehrenplatz. Kein geringerer als der berühmte Elektrotechniker William Siemens präsidierte und feierte den Ehrengast in einer schwungvollen, begeisternden Rede, worauf Groth mit einigen Worten erwiderte.

Nach etwa 10 Jahren war er dann noch einmal in London, um, eingeladen von einer Privatgesellschaft, vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung über seine Dichtungen zu lesen. Leider hatte er sich auf der Reise stark erkältet, so daß es ihm schwer wurde zu sprechen. Er hielt dennoch seine Vorlesung und trank hinterher eine Flasche besten Weines. Es lag für ihn die Befürchtung nicht fern, am andern Tage das Unternehmen mit einem verhängnisvollen Blutsturz büßen zu müssen, aber er legte sich schlafen und schlief bis 11 Uhr in den andern Tag hinein. Jetzt war alle Gefahr vorüber.

Der Erfolg, den Groths Auftreten in England hatte, fand bei den deutschen Landsleuten auch darin seinen Ausdruck, daß er 1873 zum Ehrenmitglied des „Deutschen Vereins für Kunst und Wissenschaft in London“ ernannt wurde. Nachdem in dem Verzeichnis der Ehrenmitglieder die Namen des Prinzen von Wales, des Herzos von Sachsen-

Koburg-Gotha, des Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar, des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als erste voraufgegangen sind, folgt Groths Name, der als ältestes Mitglied wiederum einer ganzen Reihe von Gelehrten aller Länder voraufgeht.

Viel folgenreicher wurden seine Beziehungen zu den Vlamen und Holländern.

Die Vlamen sind, um es kurz zu sagen, Holländer, welche den nördlichen Teil Belgiens als deutscher Volksstamm bewohnen, während der südliche Teil des Landes von den französisch gearteten Wallonen bewohnt wird. Jene sprechen die vlämische Sprache, eine holländische Mundart, diese einen französischen Dialekt, das Wallonische. Zwischen beiden Teilen der Bevölkerung herrscht eine starke nationale Eifersucht. Das französische Element spielt in Belgien dieselbe Rolle, wie bei uns das Hochdeutsche, es ist die Sprache der Vornehmen, des Geschäftes, der Gerichte u. s. w. Es ist im Vordringen und die Vlamen kämpfen seit vielen Jahrzehnten für ihre Sprache und ihre Nationalität.

Die Holländer, die sich als ein germanischer Volksstamm vom Deutschen Reiche trennten, als hier noch das Plattdeutsche herrschte, haben die Entwicklung zum Hochdeutschen nicht mitgemacht und sind mit ihrer Sprache auf der Stufe des Plattdeutschen oder des Niedersächsischen stehen geblieben. Sie sprechen infolgedessen eine Sprache, die einerseits dem Vlämischen eng verwandt und andererseits auch dem Plattdeutschen verschwistert ist. Sie haben zwar für ihre Nationalität nicht zu kämpfen und traten deshalb später in die Bewegung, aber sie fühlen sich isoliert.

Beide, Vlamen und Holländer, sind sich der sprachlichen Verwandtschaft mit den Niedersachsen, den Plattdeutschen, längst bewußt gewesen und tragen das starke Verlangen, an diese sich anzuschließen, die Vlamen hauptsächlich, um an den zehn Millionen Plattdeutschen im Deutschen Reiche einen Rückhalt zu haben. Das Bemühen um diesen Anschluß und um die Erhaltung der vlämischen Sprache ist bekannt unter dem Namen „Dietsche Beweging“ und geht in erster Linie dahin, eine Verschmelzung der verwandten plattdeutschen Mundarten durch eine gleichartige Schreibung zu erzielen, damit alles, was in der von Dünkirchen bis Königsberg sich erstreckenden plattdeutschen Sprache Wertvolles geschrieben wird, von allen ohne Schwierig-

keit gelesen und so der niederdeutsche Sprachgeist gestärkt werden kann.

Noch immer handelte es sich vor allem darum, dem Vlämischen die ihm gebührende rechtliche Stellung zu verschaffen und das öffentliche Ansehen, damit es auch für Urkunden, Gerichtsverhandlungen u. s. w. zugelassen werde.

Um diese Ziele zu erreichen, bildete man eine ganze Anzahl von Vereinen zur Pflege der vlämischen Mundart, die sich alle in eigenartiger Weise bezeichneten, wie z. B. „Bruderhand,“ „Mit Tid und Flit,“ „Het Taal is ganzch het Volk.“ In fast allen Vereinen war Groth zum Ehrenmitgliede ernannt worden. An der Spitze dieser Bewegung standen und stehen meistens national denkende Dichter und Schriftsteller, wie z. B. Dr. Heije, Pol de Mont, Theophil Coopmann, Frans de Cort, Professor Heremann in Gent, Dr. Hansen in Antwerpen u. s. w. Der letzte, ein spezieller Freund Groths, dem auch das Gedicht „An Dr. H. und Frau“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 317) gewidmet ist, kann bis heute als das eigentliche Haupt der Bewegung angesehen werden. Er hat auch eine gute Biographie Groths geschrieben, betitelt: „Klaus Groth in zijn Leven en Streven.“ Diese großartige Bewegung, die schon in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts anhub, hatte Groth, wie er 1860 in einem Briefe an Dr. Hansen bekennt, den Anstoß und den Mut zu seinem Unternehmen gegeben. Als deshalb sein „Quickborn“ erschien, wurde man sofort auf ihn aufmerksam und forderte ihn von Utrecht aus auf, sich der niederländischen Schreibweise zu bedienen. Groth lehnte bekanntlich ab.

Nichtsdestoweniger betrachtete man ihn als einen bahnbrechenden Führer in dieser Bewegung und beeilte sich, die Vlamen und Niederländer mit seinen Schöpfungen bekannt zu machen. 1864 übersetzte Rosalie Loveling seine reizende Erzählung „Trina“ und 1868 Dr. Hansen seinen „Rotgeter“ ins Vlämische.

Schon 1852 bekam Groth eine Einladung, an dem vlämischen Sprachkongreß teilzunehmen und diese Einladungen wurden später regelmäßig zu jedem Kongreß wiederholt. Er konnte der Einladung, aus Gründen, die wir kennen, damals leider nicht folgen; aber er hatte die Bewegung stets mit dem größten Interesse verfolgt. Sie war ihm um so interessanter, da er von jeher mit „knabenhafter Sehnsucht“ nach den Niederlanden sich hingezogen fühlte.

„In meiner Knabenzeit," sagt er, „hatten wir noch allerlei Erinnerungen, namentlich aus Holland, bewahrt, die in meiner Vorstellung lebendig geblieben waren. Holland war für uns das Land des Reichtums. Wir erzählten einander von Zäunen, die ganz mit Eisendraht überzogen waren wie eine große Vogelkoje, worin die wunderschönsten Papageien und andere Vögel frei herumflogen, und von Tulpenbeeten, die Tausende kosteten. Darin wandelte der schweigsame „Mijnheer" mit der steinernen Pfeife, die wir auch kannten, gefüllt mit Tabak „van Nienaber on Zoonen tot Amsterdam". Wir sangen das Lied:

„„Amsterdam de grote Stadt
De is bu't op Palen,
Wenn de nu mal runner fallt —
Wer schall se denn betalen?""

Vor allem war Holland für uns ein Vorbild der Reinlichkeit und der Sauberkeit: „„Pannkoken eten se vun de Straten"" träumt der Junge in meiner „„Rumpelkamer"" — im allgemeinen aber war es das Land der Sehnsucht und des Verlangens. In meinen Gedichten und Erzählungen befinden sich eine Reihe von Bildern, die dies ausdrücken. Man erlaube mir, eins davon zu erzählen, das besonders kennzeichnend ist für diese jetzt ganz verschwundene Stimmung. In der „„Rumpelkamer"" im „„Quickborn"" wird erzählt, wie man den Boden aufräumt und alte Dinge findet, die aus Holland stammen und die Phantasie des Knaben wecken:

„In Jahren kumt't doch mal vellicht,
Dat man en Stück ton Vaerschin kriggt:
En Kassen mit en oldmosch Slött,
Wormfreten Borrn un half verrött:
Dar kikt en Blatt rut mit en Bild,
Swinsleddern Inband, mal vergüldt,
En Dos' ut Mischen mit en Kopp,
Hollandsche Rimelsch stat darop:
Mynheer mit Kalkpip oppe Tünn,
En nakten Neger inne Sünn,
En Schipp mit Segeln wit int Meer,
En Mann mit'n Mistfork achterher. —
Wat steit de Jung un drömt un fragt!
Ol Nawer snackt ut ole Dag',

Vun Amsterdam, de riken Staten,
Pannkoken eten vun de Straten,
Böt' anne Hüs, un Klockenspill, —
De Ole klaent, de Jung is still."

(Dietsche Beweging. Eene keerzijde omgekehrt
von Kl. Groth. Antwerpen, 1882.)

Diese Ueberlieferungen von den mannigfaltigen Beziehungen unserer Heimat zu Holland, die sich jetzt noch erhalten haben in den Namen van Halem, van Holten, van Rönn, vlämische Straße in Kiel, in den Holländereien, in der Wilstermarsch mit ihrem niederländischen Gepräge, waren zu Groths Zeit noch lebendig und ragen in fast alle seine größeren Erzählungen hinein, wie z. B. in „Rotgeter", in „Um de Heid", u. s. w.

Im Jahre 1861 endlich führte ihn das Schicksal an das Ziel seiner Wünsche.

In Antwerpen hatte man einen großen Künstlerkongreß veranstaltet, zu dem Maler, Bildhauer, Musiker u. s. w. der ganzen Welt geladen waren. Schriftsteller waren nicht geladen, aber mit Groth machte man eine Ausnahme. Die niederländischen Dichter und Schriftsteller drängten ihn so lange, daß er die ehrenvolle Einladung nicht ausschlagen konnte. Er reiste hin und wurde hier, besonders von Dr. Hansen und dessen angesehenen Freunden, sehr freundlich und ehrenvoll empfangen. Nachdem er dem Feste beigewohnt und eine große Zahl der angesehensten Künstler der ganzen Welt kennen gelernt hatte, wurde ihm eine Eisenbahnfahrkarte überreicht, welche ihn berechtigte, ganz Belgien kreuz und quer, ganz nach Belieben und unentgeltlich, zu bereisen. Groth benutzte die Gelegenheit, um eine ganze Anzahl der Vereine zu begrüßen, in denen er Ehrenmitglied war, und zugleich, um gründlich Land und Leute kennen zu lernen. Er lernte auf dieser Reise eine ganze Reihe von angesehenen Schriftstellern kennen, wie z. B. die begabten Schwestern Rosalie und Virginie Loveling, den „Vater Rens", den gutmütigen Sammler „Niederdeutscher Jahrbücher", den geistreichen Van Rijswick und den vielbelobten Schreiber der „Tabakswolkes" Jos. Cauwenberg, vor allem den Förderer der deutschen Bewegung Prof. Heremann in Gent.

Schon auf dieser Reise überzeugte er sich von der seltsamen Verwandtschaft der Niederländer und der Niederdeutschen, besonders der Schleswig-Holsteiner. Er war von der innigen Verwandtschaft so über-

rascht, daß er vollständig „verwundert und verwirrt“ wurde. „Sie durchdringt,“ sagt er, „den ganzen Volkscharakter, die Sitten, die Lebensanschauung, die Art des Humors, die Kinderspiele, die Häuslichkeit bis auf die sorgfältige Reinlichkeit.“ Am meisten aber interessierte ihn die Verwandtschaft der Sprachen und in dieser Beziehung hatte er allerhand merkwürdige Erlebnisse. In Brügge, bei der Besichtigung einer Kirche, traf er zufällig den Professor Guido Gezelle, mit dem er sich unterhielt. Dieser schrieb später, daß er nach langer Unterhaltung mit Groth die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Plattdeutsche und Vläminger einander mündlich sehr wohl verstehen könnten.*)

Kurz darauf saß er mit dem Professor Heremann auf einen Abend in Gent in einem Gasthause wo sie sehr eifrig sich unterhielten, jeder von ihnen die Sprache seiner Heimat sprechend. In der Nähe saß ein einfacher Handwerker, ein Klempner, der sehr sorgfältig zuhörte und der Unterhaltung sehr aufmerksam folgte. Als Professor Heremann ihn endlich fragte, ob er das verstehe und ob es ihn interessiere, sagte er freundlich und erregt: „Ganz wohl, aber der Mann spricht etwas anders, als wir; er ist wohl etwas weiter nach dem Norden zu Hause.“ Er hatte nicht heraus gehört, daß Groth kein Niederländer war.

Groth blieb mit vielen der auf dieser Reise gewonnenen Freunde in lebhaftem Briefwechsel, der sich fast ausschließlich um den Zusammenschluß der Niederländer und der Niedersachsen drehte. Hierdurch sowie durch die stets zunehmende Verbreitung seiner übersetzten Schriften gewann sein Ansehen und sein Einfluß mit jedem Jahr. Er konnte fast sagen, daß er von Kiel aus die Fäden der Bewegung in der Hand hatte, denn es wurde kaum ein entscheidender Schritt in der Sache „der Bewegung“ unternommen, bevor er nicht um seine Meinung gefragt war.

1871 ernannte ihn deshalb die Akademie zu Leiden „De Maatschappy van Geschiedenis en Letterkunde“ zu ihrem Ehren-

*) Dasselbe bestätigt dem Verfasser der in Heide geborne Künstler N. Bachmann, der auf seiner Reise nach Paris den Dr. Hansen besuchte und sich mit ihm in der Weise sehr gut unterhielt, daß er plattdeutsch und jener vlämisch sprach. Als Hansen, um dies Erlebnis Groths zu bestätigen, im Gasthaus eine Kellnerin fragte, wofür sie den Mann seiner Sprache nach halte, meinte sie auch, daß er wohl ein Holländer sei.

mitgliede. Groth antwortete auf die Ernennung in einem ausführlichen Schreiben, das in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht wurde und in welchem er auf die innige Verwandtschaft der Niederdeutschen und der Niederländer in Sprache und Sitten hinwies. Groth hat auf diese Mitgliedschaft stets den größten Wert gelegt und der genannten Akademie denn auch die Schrift „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung“ gewidmet.

Im Jahre 1873 veranlaßte der in den Niederlanden durch seine gemütvollen Volks- und Kinderlieder bekannte Dichter Dr. Heije aus Amsterdam, mit dem Groth seit Jahren im Briefwechsel stand, daß er von der Universität Leiden eingeladen wurde, dort einige Vorträge zu halten über die „Verwandtschaft der Niederländer und der Norddeutschen und ihrer beiderseitigen Sprachen.“ Er folgte der Einladung und wurde von der zahlreichen Studentenschaft mit fast erdrückendem Enthusiasmus empfangen und gefeiert. Am Tage nach der Ankunft ließen die begeisterten jungen Leute es sich nicht nehmen, ihn überall herumzuführen. Als Groth sie endlich fragte, wie sie es denn mit den Vorträgen sich dächten, und wie lange ein solcher Vortrag wohl währen müsse, meinten sie, von 7—10 Uhr. Das war denn freilich recht viel und recht lange, mehr als man außerhalb der Niederlande gewohnt ist. Aber Groth erklärte sich bereit, wenn man ihm gestatte, eine Pause zu machen. Der große Saal war voll besetzt, meistens von Studenten, stattlichen jungen Leuten, größtenteils aus wohlhabenden und angesehenen Familien.

Groth sprach Plattdeutsch, hin und wieder ein nach seiner Meinung den Niederländern fremdes Wort erklärend, wobei es denn vorkam, daß er mitunter ein Wort erläuterte, was man ohnehin verstand. Auch hier bestätigte sich, was er in Antwerpen erlebt hatte, daß man seine Muttersprache dort fast ebensogut verstand als in der Heimat.

In der Pause ging Groth in ein Nebenzimmer, um sich durch ein Glas Wein zu stärken und bat, für einen Augenblick ihn ganz in Ruhe zu lassen. Es kam aber doch ein Herr hinein, der ihn mit der merkwürdigen Frage überraschte, was man denn in Heide mache? — Groth wurde ganz stutzig und fragte gleich, wie er zu der Frage komme? „Nun,“ sagte er, „ich kenne Ihre Heimat sehr wohl, denn ich bin in meiner Jugend in Heide, Tönning, Husum, Tondern oft genug mit meinem Vater gewesen, um dort Einkäufe zu machen.“

Die Vorträge wurden als ein Ereignis betrachtet, über

welches die Zeitungen ausführlich und des Lobes voll berichteten. Auf diese Weise drang sein Ruf nach Amsterdam, von wo er ebenfalls eine Einladung erhielt. Auch hier hielt er mehrere Vorträge, die mit demselben Beifall aufgenommen wurden.

Eine Einladung nach Utrecht schlug er aus. Sein Aufenthalt in den Niederlanden war ein Triumphzug, ähnlich wie sein Freund, der Komponist Robert Schumann, ihn früher erlebt hatte und seine Freundin, die Sängerin Hermine Spieß, ihn später erlebte.

Natürlich war es nicht nur die Sache, die die Gemüter entflammte, sondern ebenso sehr das seltene Talent Groths, zu reden und vorzulesen.

Allgemein wunderte man sich über seine ruhige Art zu sprechen, diese Weise war man dort nicht gewohnt. Wir stellen uns gern die Holländer vor als Leute mit langsam fließendem Blut, die es nicht gewohnt sind, ihren Gefühlen lebhaften Ausdruck zu geben: das ist aber, wie Groth sagt, keineswegs überall zutreffend, beim Reden und im Vortrag sind sie im Gegenteil sehr lebendig und daher die Verwunderung über die ruhige Weise, die Groth in seinem Auftreten beobachtete.

Die Folge des Eindrucks, den der Dichter in den Niederlanden gemacht, der persönlichen Beziehungen, die er dort angeknüpft, war die, daß man ihn fortan in noch höherem Grade als das geistige Haupt der ganzen Bewegung betrachtete.

Es wurde keine Gelegenheit versäumt, seine Verdienste um die „Deutsche Bewegung“ und die niedersächsische Sprache ins rechte Licht zu setzen und ihm begeisterte Huldigungen darzubringen. Und nicht nur als Dichter wurde er gefeiert, sondern daneben stets auch seine Gelehrsamkeit, besonders auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde, betont.

1875 war er eingeladen, auf dem Niederländischen Sprachkongreß in Maastrich einen Vortrag zu halten „Ueber Nieder- und Plattdeutsche Sprache.“ Er hatte sein Erscheinen auch in Aussicht gestellt, wurde aber im letzten Augenblick durch Krankheit in der Familie verhindert, ebenso wie sein verdienstvoller Freund Christian Magnussen, der Maler und Bildhauer aus Schleswig, der sprechen sollte über die „Alte Holzschneidekunst und über ihren Zusammenhang mit der plattdeutschen Sprache“, sich aber zu der Zeit in England aufhielt. Dr. Hansen hatte es übernommen, Groths Vortrag zu ver-

lesen, aber durch ein Versehen des Vorsitzenden kam auch dies nicht zur Ausführung. Aber Hansen las als Ersatz mit mächtiger, prächtiger Stimme verschiedene Gedichte von Groth vor, die von allen, auch den einfachsten Leuten, verstanden wurden. Am Schlusse rief ein Mann, der voll Verwunderung so aufmerksam zugehört hatte, daß ihm auch keine Silbe entging: „Ich bin 2000 Meilen von Klaus Groths Heimat entfernt geboren und erzogen, wie konnte ich denken, daß ich die Dithmarscher Sprache verstände, als hätte ich mit dem Dichter des „„Quickborn"" in Heide gespielt und wäre mit ihm in die Schule gegangen! Ich bin ein echter Afrikaner." Der Mann war ein boer (Bur) aus der Transvaalschen Republik in Afrika. Im Jahre 1877 hielt der genannte Dr. Hansen in Antwerpen einen Vortrag über Plattdeutsch und Niederländisch und über die „Deutsche Bewegung". Der große Konzertsaal war von 800 bis 1000 Zuhörern gefüllt und Hansen benutzte die Gelegenheit, auch Gedichte von Groth zur Bestätigung dessen, was er über die Verwandtschaft beider Sprachen gesagt hatte, zu verlesen. Sie wurden vollkommen verstanden und waren für jeden Zuhörer faßbar und genießbar.

Am 22. August 1879 schrieb die Zeitung „Het Nieuwes van den Dag", daß Klaus Groth und seine Freunde von den Niederländern wie Brüder betrachtet werden müßten, die zu ihnen gehörten und von deren Werken Abschnitte auf jedem Sprachkongreß müßten vorgelesen werden.

Am 16. März 1880 wurde in der „Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft" in Amsterdam ein Vortrag gehalten über Klaus Groth und die deutsche Bewegung, welcher damit endigte, daß verschiedene seiner Gedichte im ursprünglichen Texte vorgelesen wurden. Das Publikum schenkte dem Sprecher viel Aufmerksamkeit und jauchzte ihm zu, sagt eine Amsterdamer Zeitung. Einen gleichen Vortrag, worin Groths Leben und Werke behandelt wurde, hielt Dr. Hansen in dem „Vlaamschen Vooruitstrevenden Studentenring" zu Brüssel, der denselben Beifall fand.

Bei weitem am großartigsten und glänzendsten gestaltete sich jedoch die Huldigung bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages, am 24. April 1889. „Ueberall, sowohl in Holland als in dem deutschen Teile Belgiens wurden Feste zu Ehren des Dichters veranstaltet, keins aber glich dem großen Fest zu Antwerpen. Schon im Jahre 1887 hatte die

Königliche Vlamsche Akademie für Sprach- und Litteraturkunde in Gent den Sänger mit Einstimmigkeit zum Ehrenmitglied ernannt und zugleich beschlossen, ihm zu seinem Jubelfest ihre Huldigung durch ein Mitglied persönlich darzubringen." „Zur Krönung ihrer Huld und um die Sache nicht von der Person zu trennen, schrieb sie eine Preisfrage aus, „„über die Geschichte der sprach- und litterargeschichtlichen Beziehungen zwischen den Niederlanden und Norddeutschland auf dem Deutschen oder Niederdeutschen Sprachgebiet"" (Hansen, Klaus Groth). In Antwerpen, von wo der Aufruf zur Veranstaltung von Grothfeiern ins Land hinausgegangen war, wurde ein Ausschuß eingesetzt, bestehend aus Vlämingen und Deutschen, zur Einleitung eines deutschen Festes, das mit großen Kosten und unter Beteiligung einer großen Anzahl von vornehmen Schriftstellern, Kaufleuten, Künstlern, Lehrern, Advokaten, Ratsleuten und Beamten von jedem Rang ins Leben gerufen wurde. Verherrlicht wurde dieses Fest durch die Gegenwart des Gouverneurs der Provinz, Baron Osy van Zegwart, durch die Mitglieder des „Schepen-Collegie", durch den deutschen Konsul und zahlreiche Familien und Personen ersten Ranges. Obgleich das Fest, an dem sich 1500 Personen beteiligten und zu dem schon tagelang vorher die Eintrittskarten vergriffen waren, geplant war als ein allgemein-deutsches Fest, so gestaltete es sich doch zu einer Grothfeier im wahren Sinne des Wortes, indem die Aufstellung der Büste von Groth, gefertigt von H. Magnussen, und die Ansprache und der Vortrag des Vorsitzenden Dr. Hansen über den Dichter den Mittel- und Glanzpunkt des Festes bildeten. Dann trat Herr Pastor M. H. Meyer aus Bremen auf und hielt eine geistvolle Dankrede. Hunderte von Personen, die von der Straße aus den Rednern zuhören mußten, jubelten ihnen zu aus vollem Herzen. Der Dichter Pol de Mont las unter vielem Beifall seine metrische Huldigung an Klaus Groth vor. Dann wurden Dichtungen von Groth vorgetragen und gesungen von den hervorragendsten Künstlern. „Min Modersprak", das bezeichnendste und vielleicht schönste Lied von Groth, war von dem berühmten Komponisten Peter Benoit in Musik gesetzt und wurde mit Begeisterung gesungen.

Dies alles wurde schließlich noch gekrönt durch einen „klingenden Auftrag", wie sein vlämischer Biograph Hansen sagt (dem wir in diesem Abschnitte hauptsächlich folgen), namens

der Vlamen und Deutschen, von Freunden und Verehrern des großen Dichters.

Im Auftrag der Königlichen Akademie begrüßten die Vlämingen „in dem Dichter des „„Quickborn““, des Buches des Lebens, den edlen Künstler, den gelehrten Sprachkenner, den gefeierten Freund des Volkes“. „Die Antwerpensche Grothfeier huldigte in ihm dem „genialen Dichter des Geschmacks, dem gründlichen Gelehrten, dem edlen Volkssänger und die Vlamen zumal dem Stifter einer durch ihn entstandenen litterarischen Bewegung, dem Förderer einer Volkssprache, die innerlich garnicht und äußerlich wenig von dem Niederdeutschen verschieden ist.“

Ueberhaupt wurde er von der Akademie sowohl wie von den Festteilnehmern und Freunden begrüßt und gefeiert als der Bahnbrecher und der geistige Mittelpunkt der „deutschen Bewegung“.

Mit vollem Rechte, denn Groth hat durch seine Dichtungen die Bewegung nicht nur in die richtigen Bahnen geleitet und gestärkt, sondern er hat auch, wo es nötig war, stets kräftig in die Speichen gegriffen.

Abgesehen davon, daß er beteiligt war bei den Arbeiten einer Kommission, die für eine gleichartige niederdeutsche Schreibweise eingesetzt war, hat er, besonders dann, wenn es galt, den Feinden der Sache, die natürlich auch vorhanden waren, zu parieren, mit Erfolg die Waffe des Geistes geführt. Wir erinnern nur an die Artikel über „Die deutsche Bewegung“ in der „Gegenwart“ und im „Schwäbischen Merkur“ 1878, an den geistvollen Aufsatz in der „Niederländischen Dicht- und Kunsthalle“ über die deutsche Bewegung, Mai 1882, vlämisch geschrieben, und eine Zurückweisung der Behauptung des Advokaten A. Prayon, daß das Hochdeutsche dem Niederländischen näher stehe, als das Plattdeutsche; an den Aufsatz in der „Gegenwart“ über den kolonisatorischen Wert des Plattdeutschen; an einen Aufsatz in „De Toekomst“ 1885, an seine Mitarbeiter bei der „Zweep“ und der „Euphonia“. „Was man auch sagt,“ erklärt sein vlämischer Biograph Dr. C. F. Hansen, „Groth ist nicht allein der berühmte Volksdichter, er ist daneben auch der Stifter und das Haupt der ost-niederdeutschen Sprachbewegung.“

Natürlich konnte diese allgemeine und Jahrzehnte andauernde Verehrung des Dichters nur beruhen auf einer Bekanntschaft mit seinen Werken, und es wurden deshalb außer den bereits erwähnten Uebersetzungen von Dr. Hansen und Rosalie Loveling weiter übertragen eine Anzahl von Gedichten in „Volksspreuken en kleine gedichten uit het Hoog- en Platduitsch, naar K. Steiger en K. Groth door M. A. Amshoff," erschienen in Zütphen bei van Someran, „Ut min Jungsparadies" frei nach dem Plattdeutschen von Agricola und endlich „De Heisterkroog" von der Dame U. Kneppelhout in Arnheim, auf die wir später noch zurück kommen.

Jede Strömung hat aber auch ihre Gegenströmung und so war es auch hier. Je eifriger die Begeisterung für die „deutsche Bewegung" von den Freunden derselben geschürt wurde, desto heftiger wurde sie von den Feinden bekämpft.

Schon als Groth 1871 zum Mitglied der „Maatschappy van Letterkunde te Leyden" ernannt und in dem offenen Brief, worin er für die Auszeichnung sich bedankte, darauf hinwies, daß das niederländische und plattdeutsche Volk sich nun wieder näher kämen, stand in mancher holländischen „Courant" (Zeitung) zu lesen, Groth sei eine Kreatur von Bismarck und auf dem Sprachkongreß zu Maastrich wurde von einigen anwesenden Gegnern beim Vorlesen Grothscher Gedichte mit den Füßen getrampelt. Verständige Leute glaubten den Verdächtigungen so wenig, daß Groth trotzdem nach Amsterdam und Leyden berufen wurde, um seine Vorträge zu halten. Später veröffentlichte ein Herr de Beer aus Amsterdam im „Nederlandsch Museum" einen 14 Seiten langen Artikel, worin er, anknüpfend an das Wort Bismarcks, daß die Norddeutschen sich doppelt bewußt sein müßten, daß sie Brüder sind durch die plattdeutsche Sprache, die sich von Holland bis zur polnischen Grenze erstreckt, die Verdächtigung wiederholt, daß Groth von Bismarck gedungen sei, indem dieser ihm sein Gehalt um 400 Thaler verdoppelt habe. Dem Dr. Hansen schrieb er in seiner Wut sogar eine Postkarte mit so groben Beleidigungen, daß die deutsche Post sie nicht befördert hätte. Der Brief wurde in der holländischen Zeitung „De Zweep" zur Schande des Verfassers abgedruckt und „De Halletoren" von Brügge gestehen selbst, daß die Schrift von de Beer eher eine Arbeit sei, die aus Preußenhaß hervorgegangen, als aus Wissenschaft.

Daß aus dieser innigen Beziehung zu den sprach- und stammverwandten Niederländern auch seine Muse die ent-

sprechende Anregung fand und ihm ihre Früchte trug, scheint fast wie von selbst gegeben. Wir finden sie in dem zweiten Teil des „Quickborn“ unter folgenden Titeln: „An den vlaamschen Dichter Pol de Mont“, der ihn in seinem Huldigungsgedicht bei der Feier in Antwerpen mit den Worten begrüßt hatte:

„Du dütsche Skald, du edle Fründ,
Du fri un stolt Gemoth —
Di lev un gröt ik — nimm min Hand:
Bün Kind vun't sülwe Blot!“,

„Nach Pol de Mont's vlaamschen Gedichten“, „Min letzte Leed“, „Nach Frans de Cort“ („An mine Moder“, „Fru un Kind“), „Ick bün en armen Minnistreel“ (nach Theophil Coopmann), „Trinett de Marketendersch“, „Maibom“.

Es ist bemerkenswert, daß diese Lieder vorwiegend im engsten Familienkreise sich bewegen, ein echt holländischer Zug, der dem Dichter seiner Natur und seiner Poesie nach im höchsten Grade sympathisch sein mußte. In seinen Jugenderinnerungen wurzeln seine schönsten Poesien und wir haben ja überdies gehört, wie stark dieselben mit niederländischen Elementen durchsetzt waren.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so ernst und so innig, war sein Verhältnis zu den Plattdeutschen in den „Vereinigten Staaten“ Nordamerikas. Auch hier war eine deutsche Bewegung, d. h. eine Bewegung zur Erhaltung der plattdeutschen Art entstanden, die Groths Namen auf ihre Fahne geschrieben hatte.

Bekanntlich lernt der Niederdeutsche das Englische viel schneller und besser als der Oberdeutsche, weil seine Mundart dem Englischen verwandter ist. Das hat für den plattdeutschen Auswanderer den großen Vorteil, daß er in Amerika viel leichter zu einer einträglichen Stellung in einem Geschäfte gelangt, als sein hochdeutscher Bruder. Mit diesem Vorzug ist aber auch die Gefahr verbunden, seine Stammeseigentümlichkeit und seine Nationalität zu verlieren, denn die Sprache ist ganz und gar der Volksgeist, wie die Vlamen sagen. Seit dem Jahre 1870 aber änderte sich die Sache, man war stolz auf seine Herkunft und der Niederdeutsche um so mehr, da seine Stammesbrüder die Fahne siegreich vorangetragen hatten. Nach dem bekannten Wort, daß Einigkeit stark macht, schloß man sich zu platt-

deutschen Vereinen zusammen, die anfangs nur hier und da und mit einer gewissen Schüchternheit auftraten. Je mehr aber dem Amerikaner das mächtige Aufblühen des Deutschen Reiches imponierte, desto mehr wuchs den plattdeutschen Vereinen der Mut. Sie traten auf als Vertreter ihrer Muttersprache und veranstalteten Respekt einflößende Volksfeste mit öffentlichen Auf- und Umzügen, bei denen Fahnen vorangetragen wurden, auf denen mit weithinleuchtender Schrift die Namen Klaus Groth und Fritz Reuter glänzten.

Nach den mir vorliegenden Berichten über die plattdeutsche Bewegung in Amerika ist es zweifelhaft, ob die ersten plattdeutschen Vereine in Chicago oder in New-York entstanden sind, jedenfalls haben zwei Männer, Waterholder in Chicago und Martin Börsmann in New-York, sich um die Einleitung der Bewegung unschätzbare Verdienste erworben, aber nicht, ohne daß sie auf den sich stützten, der zu dieser Bewegung überhaupt den Anstoß gegeben, auf Klaus Groth.

Die bestehenden Vereine hatten nicht rechtes Gedeihen und rechte Zugkraft und man sann auf Mittel, ihnen mehr Schwung und besseres Leben zu geben. Börsmann, ein geborner Hannoveraner, wandte sich an Klaus Groth, um zunächst im Interesse seines Klubs sich Rat zu holen. Groth antwortete:

Kiel, 13. Dezember 1874.

„Mit dem Beverstedter plattdeutschen Klub, mein lieber Börsmann, ist es nett, das gefällt mir. Sie sind die Sache am rechten Ende angefangen und Sie sollen nur sehen, sie wird einmal groß und ernsthaft. Sie können den Klub vielmals von mir grüßen.

Aendern Sie den Namen Ihres Klubs, damit alle Plattdeutschen merken, daß er auch sie angeht. Die Beverstedter (so nannten sich die Mitglieder nach ihrem Heimatsort in Hannover, D. V.) haben ja doch das Senfkorn gepflanzt. Und Sie sollen sehen, es wird wachsen.

Ihr treuer Freund

Klaus Groth.“

Der Brief wurde in der „New-Yorker Staatszeitung“ abgedruckt und dadurch sofort weiteren Kreisen bekannt. Er gab einen gewaltigen Anstoß für die beginnende Bewegung. Natürlich gab es von Anfang an auch Gegner derselben, die

zunächst versuchten, die Plattdeutschen lächerlich zu machen. Die „New-Yorker Staatszeitung" besprach in ihren Spalten bald darauf ein Buch von einem Norddeutschen Harm, in welchem in 4 langen Episteln die Bestrebungen der Plattdeutschen verspottet wurden. Das Buch begann mit folgendem Vers:

„All weer en neje plattdütse Klub,
Dat ole Huppelpeerd rieden!
De Beverstedter sett sik dorop
Un Klaus Groth de mag dat liden."

So ging es 24 Seiten lang fort. Sofort schickte man Groth ein Exemplar und dieser sandte sofort als Antwort das Gedicht: „En Fiend vun't Plattdütsch" (Ges. Wk. Bd. 2 S. 293), in dem er, wohl das einzige Mal in seinem Leben, zeigt, daß er auch vortrefflich versteht, wenns nötig ist, die Geißel des Spottes zu schwingen. Der Schlag war glänzend pariert und gab den Niederdeutschen den Mut, einen Schritt weiter zu thun. Die Süddeutschen feierten das Canstatter Volksfest, das Schwabenfest, wie die Plattdeutschen es nannten, und die Sachsen beabsichtigten, ein Aehnliches zu thun. Da erkannten auch die Plattdeutschen, was für ein förderndes Mittel in den Volksfesten stecke und Börsmann sowohl wie Waterholder setzten ihre Kraft dafür ein.

In New York wurde 1875 zum erstenmal ein solches Fest gefeiert, eine ganze Woche lang, vom 6.—10. September.

Je mehr der Gedanke eines solchen Festes unter der plattdeutschen Bevölkerung New-Yorks und der Umgegend sich verbreitete, desto mehr Anhänger fand er, desto lebhafter wurde die Stimmung für das Unternehmen. Es wurden die umfassendsten Vorbereitungen für das Fest getroffen. Eine ganze Anzahl von Ausschüssen arbeitete die letzte Zeit fast Tag und Nacht. In den deutschen Zeitungen sah man ganze Spalten gefüllt mit plattdeutschen Anzeigen, meistens mit den Namen von irgend einer Gegend in Norddeutschland überschrieben; Groth schrieb für die Zeitungen eine ganze Reihe von Artikeln zur Förderung des Unternehmens und ein Verein von Schleswig-Holsteinern, der „Klaus-Groth-Verein", meistens aus einfachen Leuten bestehend, wandte sich speziell an den Dichter mit der Bitte um ein Zeichen von seiner Hand. Er sandte ihnen bereitwilligst, am 6. August 1875, das niedliche Gedicht, in dem er den „Quickborn" mit einem Kahn vergleicht, der

anfangs verlacht wurde, dann aber trotz Hohn und Spott immer stolzer dahinsegelt. Zu dem eigentlichen Feste sandte er ein „Festlied“, das schon lange vor Gestaltung des Festes nebst andern deutschen Liedern zum Staunen der New-Yorker bei Zusammenkünften und auf den Tramways durch die Stadt gesungen wurde. — Mit dem Photographen Fricke zusammen wagte Börsmann es, eine plattdeutsche Zeitung „Uns' Modersprak“ zu gründen, die als Festzeitung großen Eindruck machte. Die plattdeutschen Frauen in New-York hatten 6000 Dollar zusammengebracht und eine Fahne sticken lassen mit einem Eichbaum, dem Sinnbild des Plattdeutschen, und den Bildnissen von Klaus Groth und Fritz Reuter. Ueberall hörte und las man die Rufe „Jungs holt fast!“ und „Plattdütsche rut!“ Gegen 45 plattdeutsche Vereine und Klubs, unter denen auch Fritz Reuter-, Bismarck- und Moltke-Vereine, manche vielleicht ziemlich neu gebacken, waren, schlossen zur Feier des Festes sich zusammen.

Das Fest kam zustande und begann mit einem Umzuge durch die Stadt, so großartig, wie er seit dem Friedensfest 1871 nicht gesehen worden war. Es waren in der ganzen Stadt weder Wagen noch Musikchöre mehr zu haben. Mehr als 15000 Plattdeutsche bewegten sich festen und sicheren Schrittes durch die Straßen und die amerikanischen Zeitungen sprachen in der That mit Staunen von Mister Plattdütsch. Ja der „Herald“, eine der bedeutendsten Zeitungen, äußerte seinen Unwillen, daß die Behörden die Revue überhaupt erlaubt und es geduldet hätten, daß Straßen und Verkehr stundenlang gesperrt worden seien. Er konnte jedoch nicht umhin, mit sauer-süßer Miene anzuerkennen und zu bewundern, daß diese ungeheure Menschenmenge ohne jede Unterstützung von seiten der Polizei und ohne jegliche Ausschreitung und Unordnung sich durch die belebten Straßen bewegt hätte. Der Festplatz war von mehr als 150000 Menschen besucht und die Einnahmen waren so beträchtlich, „daß es an den Haupttagen an Geldkisten für das (meist in Kupfer gezahlte) Eintrittsgeld fehlte, so daß Bierfässer, denen man den Boden ausschlug, dazu benutzen mußte“.

„Plattdeutsch war drüben eine Macht geworden, mit der der kluge Yankee anfing zu rechnen.“

Im Jahre 1884 feierte man das Fest zum zehntenmal und 74 Vereine beteiligten sich an demselben und die „New-Yorker Plattdeutsche Post“ schrieb in ihrer letzten Nummer

vom 5. Juni: „Es soll in diesem Jahre das zehnte plattdeutsche Volksfest begangen werden, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß das Gesamt-Plattdeutschtum Amerikas mit verdoppeltem Interesse der Entwicklung der Jubiläumsfeier entgegensieht. Von San Francisco, Denver, St. Louis, Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Cleveland u. s. w., u. s. w. gehen uns unausgesetzt Fragen zu." — In derselben Woche feierte man in Chicago ein ähnliches Fest, an dessen Spitze Waterholder stand. Die „Plattdeutsche Zeitung" in Chicago schrieb darüber: „Wenn Fritz Reuter noch lebte und sich den plattdeutschen Volksstamm von heute betrachten könnte, so würde er mit lachendem Gesichte ausrufen: „„Wie ist's möglich!""

„Gott sei Dank, unserm lieben Klaus Groth ist es noch vergönnt."

„Wir Niederdeutsche spielen heutzutage die erste Geige. Unsere plattdeutschen Jungens haben den Hebel von der Weltmaschine in der Hand. Mister Plattdeutsch ist gegenwärtig eine angesehene Person bei allen Nationen. Wovon kommt das? Er geht vorsichtig zu Werke und mit Ausdauer vollbringt er, was andern Völkern unmöglich scheint. War es nicht so mit unserer plattdeutschen Bewegung in Chicago? Unsere Landsleute, die hier vor 30 Jahren in Amerika landeten, wissen sich noch ganz gut zu erinnern, mit welch verächtlichen Gesichtern sie empfangen wurden. Heute sind diese Leute die reichsten und angesehensten in diesem Lande. Hier in Chicago, der Hauptgeschäftsstadt der Welt, halten die plattdeutschen Vereine in Nordamerika am 7. Juli d. J. eine Zusammenkunft, wozu sämtliche Vereine eingeladen sind. Der Zweck ist, unsere liebe „Modersprak" zu hegen und zu pflegen, ferner: engere Vereinigung unter den Plattdeutschen Amerikas herzustellen."

Zu dem Volksfest, das 1880 in Chicago gefeiert wurde, verfaßte Groth eine Festgabe, die wir im 2. Teil des „Quickborn" unter dem Titel „Gruß to dat Plattdütsche Volksfest in Chicago" finden. Er schließt:

„Un nu min Spruch, de heet: Holt fast
An plattdütsch Sprak un Art!
Un vaer dat Fest: dat't blöht un waßt
Un jümmer schöner ward!"

Und es wurde immer schöner: Die Volksfeste wurden ein immer mächtigeres Zugmittel für den Zusammenschluß der

Plattdeutschen. Die Vereine, die bis dahin in der Stille bestanden hatten und rein praktische Zwecke: Totengilden, Krankenkassen, Zusammenkünfte ꝛc. verfolgt hatten, setzten sich idealere Ziele, die Pflege ihrer Stammessprache und Art, und wagten sich mutvoll hervor. Ihre Zahl mehrte sich von Jahr zu Jahr. In New-York feierten zuletzt 112 Vereine das Volksfest. Im Broklyn feierte man das fünfzehnte Volksfest mit 70 Vereinen. Die New-Yorker Vereine kauften sich 1894 einen eigenen Festplatz für 425 000 Mark. Seit 1881 hat man 180 000 Mark für allerlei wohlthätige Zwecke ausgegeben, auch nach Deutschland hin zur Linderung von Feuer und Wassersnot, 1891 allein nach Hamburg, wo die Cholera wütete, 33 000 Mark.

In fast allen Städten der Vereinigten Staaten fanden diese Bestrebungen eifrige Nachahmung, sodaß jetzt gegen 500—600 plattdeutsche Vereine in den Vereinigten Staaten bestehen. Und wie herzlich und auf gegenseitiger Teilnahme beruhend Groths Verhältnis zu einer großen Zahl dieser Vereine war und noch ist, sehen wir aus einer Antwort, die er 1879 auf eine Einladung zum Feste giebt: Er schreibt:

Liebe Freunde und Landsleute!

Um mein möglichstes zu thun, daß Sie bei Ihrem großen Feste wenigstens einen Glückwunsch bekommen, eile ich Ihnen per Karte diesen zu senden, unter dem Bemerken, daß Ihr lieber Brief mit freundlicher Einladung und Bitte, welch letztere ich gern erfüllt hätte, erst am 31. hier eingetroffen ist. Also: Glückauf! Ihr Ehrenmitglied

Klaus Groth.

Ja selbst an der äußersten Westseite der Union in Californien, dem Lande der Goldgräber, von wo uns die Bret Harte und Marc Twain nur von Rowdies, von Raufbolden und Vogelfreien zu erzählen wissen, fanden sich Leute, die sich durch die Schwierigkeit eines fremden Idioms nicht abschrecken ließen, Plattdeutsch zu lernen, um den „Quickborn“ zu genießen. Im Februar-Heft der Revue „The Californian“ brachte 1880 ein Mr. F. H. Rearden unter der Ueberschrift „Dithmarsch and Klaus Groth, a plattdeutsch chat“ (Geplauder) einen höchst interessanten Artikel über den Dichter, sein Leben, seine Werke und vor allem seine, die plattdeutsche Sprache. Im Anhange sind Proben gegeben von einem halben Dutzend

lyrischer Gedichte verschiedenen Tones („Still min Hanne", „Dar wahn en Mann", „De Slacht bi Hemmingstẹd", „De letzte Feide", „Bullmacht sin Twẹschens") in englischer Uebersetzung, die als höchst gelungen bezeichnet werden und den Beweis liefern, daß der Verfasser sich wirklich in die holsteinische Sprache und in die von ihm bewunderten Dichtungen hineingelebt hatte. Die einzelnen Gedichte werden mit Sachkunde und des Lobes voll besprochen und dann die nahe Verwandtschaft des Englischen und Plattdeutschen erörtert.

Eine große Anzahl von Vereinen nennt sich nach unserm Dichter Klaus Groth-Verein, Klaus Groth-Klub, Klaus Groth-Gilde rc. und in einer nicht geringen Zahl ist er Ehrenmitglied. Im Jahre 1879 ernannte ihn der Verein in Cincinnati zum Ehrenmitglied und der Verein in Chicago ließ nach Waterholders Anweisung eine besondere Ehrenmedaille für Groth prägen. Das Ansehen Groths in Amerika ist so groß, daß er zur Zeit neben Bismarck dort der populärste Mann des Volkes ist. Einen schlagenden Beweis dafür lieferte ihm noch jüngst ein Besuch aus Amerika, worüber die „Kieler Zeitung" vom 29. November 1898 folgenden Bericht bringt:

„Ueber einen Besuch bei Klaus Groth, den zwei in Amerika lebende, aus Kiel stammende Familien im vorigen Sommer dem „„Quickborn""-Sänger in seinem Heim am Klaus Groth-Platz abstatteten, weiß die in Davenport erscheinende „Iowa-Reform" ihren Lesern, bei denen unser plattdeutscher Dichter wie die plattdeutsche Sprache überhaupt in hohem Ansehen stehen, zu erzählen. Dem alten Herrn, so berichten die Europa-Reisenden, ein Herr Krabbenhöft und Frau und ein Herr Roddewig mit Frau und Sohn, war der Besuch aus Amerika äußerst angenehm. Er erzählte, wie er dort viele Freunde habe, wie er von den vielen plattdeutschen Vereinen in den Vereinigten Staaten dutzendfach Einladungen zum Besuch erhalte, und wie die Chicagoer sich schon bereit erklärt hätten, eine Delegation nach New-York zu senden, um ihn dort bei der Ankunft zu empfangen. Auf die Frage, weshalb er denn nicht einmal Folge leiste, antwortete er auf Englisch, daß er bei seinem Alter die Strapazen, namentlich die Trinkstrapazen, fürchte. Im Wohnzimmer hing ein Gruppenbild, Mitglieder der Klaus Groth-Gilde in Davenport darstellend. „„Als ich das Bild bekam,"" meinte Groth, „„da waren keine Namen dabei, und ich wußte nicht recht, wer die Leute waren, aber an den großen plattdeutschen Händen konnte ich ja gleich

sehen, daß ich es mit guten plattdeutschen Freunden zu thun hatte. Ich habe dann nach Davenport geschrieben und habe dann auch die Namen bekommen."" Ein Papagei, der dicht neben dem Stuhl des alten Dichters saß, bekräftigte die Worte mit einem plattdeutschen „Jo! jo!" —

Schließlich meinten die Herren, daß sie nicht nach ihrer neuen Heimat zurückkehren könnten, wenn sie nicht etwas in Händen hätten, womit sie ihren plattdeutschen Brüdern beweisen könnten, daß sie den Dichter wirklich besucht und gesprochen hätten. Sie baten ihn, sich schnell von ihnen photographieren zu lassen, wozu sie den Apparat bei sich führten. Groth mochte ihnen den Wunsch nicht abschlagen und ging auf den interessanten Scherz ein. Der junge Harry Roddewig hatte seinen „Kodak" schnell bereit und nahm flugs einen Snap shot. Das interessante Bild wurde in Davenport ausgeführt.

Im Anschluß an diese Erzählung mag erwähnt werden, daß auch in der Stadt Avoca neuerdings, ähnlich wie in Davenport, von der Klaus Groth-Gilde eine Klaus Groth-Halle errichtet worden ist.

Wenn man nun nach dem Grunde dieses großen Ansehens und dieser seltenen Popularität fragt, die Groth in Amerika genießt, so liegt die Antwort nahe.

Wo es sich um die plattdeutsche Sprache handelt, ist Klaus Groths Name fortan immer dabei, beide sind so eng mit einander verknüpft, daß sie nicht ohne einander gedacht werden können.

Und um das Plattdeutsche handelt es sich in Amerika. Nicht ob Plattdeutsch oder Hochdeutsch ist hier die Frage, sondern ob Plattdeutsch oder Englisch, es ist also ein nationaler Gegensatz, eine nationale Frage, wodurch hier die Gemüter bewegt werden.

In der Fremde Amerikas hat der Plattdeutsche ein viel tieferes Verständnis für die heimischen Klänge, die ihm in dieser Sprache entgegentönen. Der Plattdeutsche in Amerika hat längst erkannt, welche Kraft und welchen wunderbaren Zauber eben das Plattdeutsche besitzt, um vom Herzen zu Herzen sprechen, Vertrauen zu erwecken, wo es nicht besteht, und zu pflegen, wo es zu schwinden droht; welche Macht dem Plattdeutschen innewohnt, die Herzen aneinander zu binden, die sozialen Gegensätze, die man in Amerika ohnehin nicht gerne aufkommen läßt, abzuebnen, auszugleichen, zu überbrücken.

Daher die Wertschätzung der Muttersprache, daher die fortwährend anschwellende Bewegung. Der Amerikaner weiß, was er an seiner Muttersprache hat, und weiß deshalb auch trotz seines kühlen, allem unpraktischen Enthusiasmus abgeneigten Naturells die Verdienste Groths zu schätzen. Er weiß, bei wem der Ausgangspunkt dieser Bewegung liegt und was Groth speziell für die Förderung derselben in Amerika gethan hat.

Mit einer großen Zahl von Vereinen stand Groth in brieflichem Verkehr und für die plattdeutschen Zeitungen lieferte er Beiträge, soweit es nötig und ihm möglich war. Ueberhaupt war es sein Bemühen, die plattdeutschen Tagesblätter über Wasser zu halten. „Die plattdeutschen Zeitungen," sagt er, „dürfen drüben nicht untergehen. Dann würde das Zentrum fehlen, der Angriffspunkt; der Sprechsaal wäre geschlossen. — Wozu sie die alte Heimat bedürfen, das ist das Material. Ohne Fritz Reuter und mich wäre drüben keine plattdeutsche Zeitung je entstanden. Die Chicagoer hat meine beiden Bände „„Quickborn"" nebst allem, was sonst von mir faßbar war, abgedruckt, versteht sich, ohne Vergütung. Ich habe mich nicht darüber gegrämt, sondern gefreut. Wenn sie nun aber ganz zu Ende -- was dann? Einheimische plattdeutsche Schriftsteller, die etwas leisten können, haben sie noch wenige. Herr Goos in Nebraska galt nur einmal etwas, als er mir ein gutes Gedicht entwendet und etwas verhunzt unter seinem Namen hatte drucken lassen. Seitdem ist er verschollen. Doch ist allerdings eine plattdeutsche Gedichtsammlung in Chicago von Lafrentz erschienen, das erste plattdeutsche drüben geschriebene Buch, zu dem ich eine empfehlende Vorrede habe schreiben können."

In dem Artikel „Ueber den kolonisatorischen Wert des Plattdeutschen", Nr. 27 der Gegenwart 1884, dem wir einen Teil dieser Mitteilungen entnehmen, weist er ferner mit Nachdruck darauf hin, daß es die Pflicht der Deutschen daheim sei, die in Deutschland erscheinenden plattdeutschen Zeitschriften durch Geldmittel oder durch Abonnement zu unterstützen, damit die amerikanischen Zeitungen eine Quelle haben, woraus sie schöpfen können und nicht schließlich aus Mangel an Stoff versiegen müssen.

Um die Deutschen der Heimat zur Unterstützung der Bewegung anzuregen, schrieb er 1878 und 1882 Artikel für die „Kieler Zeitung", in denen er die Bedeutung derselben ins Licht setzte.

Klingenden Lohn hat er für alle diese Bemühungen nicht geerntet, kaum einmal die Anerkennung seiner Landsleute daheim, mit Ausnahme von Bismarck, dessen scharfes Auge auch hierin weiter sah als seine Zeitgenossen. Um so größer war die Anerkennung, die er in Amerika fand; sie genügte ihm und er hatte überdies die Freude zu sehen, wie der Same, den er vor mehr als 20 Jahren gestreut hatte, aufging und jetzt um so fröhlicher gedieh.

Aber nicht nur in Amerika ging die Saat auf, auch in Afrika.

Wir haben ja bereits gehört, daß auf dem niederländischen Sprachkongreß ein Mann aus Afrika, aus Transvaal, die von Hansen vorgelesenen Gedichte von Groth so gut verstand, als habe er mit Groth zusammen die Schule besucht. Er war ein Boer und seine Sprache war das Niederländische, eigentlich das Plattdeutsche.

„Diese südafrikanischen Kolonie," sagt Groth in dem bereits angezogenen Artikel „über den kolonisatorischen Wert des Plattdeutschen", „wurde gegründet von zwei Holländern, zwei Plattdeutschen und einem Vlamen und vereinigte so schon in ihrem Ursprunge alle drei Abteilungen des niederdeutschen Sprachstammes. Im Jahre 1881, zur Zeit des Kampfes der südafrikanischen Boren mit den Engländern, empfing ich nach und nach einen ganzen Stoß dortiger Zeitungen aus der Kapstadt, aus Bloomfontein und anderswoher. Die Sprache ist leicht verständlich, sie ist niederländisch mit einer Abweichung ins Plattdeutsche. Es ist gar kein Wunder, daß unser genialer Reichskanzler dies beim Besuch der Gesandten aus dem Transvaal gleich heraushörte und frischweg mit ihnen plattdeutsch sprach."

Kein Wunder, daß die „Dietsche Beweging" von den Niederlanden aus auch hierher ihre Funken warf und eine ähnliche Bewegung entfachte.

Die natürliche Folge war, daß die Engländer im Kaplande auch anfingen mit „Mister Plattdütsch", mit den Verwandten der Boren daselbst und ihrer Sprache, sich zu beschäftigen. In der „South-African illustrated news" vom 22. Januar 1885 fand sich ein Artikel unter dem Titel A low german poet, in welchem nach Anleitung der Edinburgh review Klaus Groth, sein Leben und seine Werke aufs ruhmvollste besprochen werden und daneben der plattdeutschen Sprache das uneingeschränkteste Lob gespendet wird.

Im Jahre 1896 hatte Groth Gelegenheit, diese Sympathie durch das herrliche Gedicht zu erwidern, das er den sprachverwandten Boren in Transvaal widmete, um sie in dem Kampfe gegen englische Eindringlinge zu stärken. Das Lied, das, wie Prof. E. Wolff in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur der Gegenwart" sagt, den Ton des historischen Volksliedes glücklich trifft, fand bei den Boren sowohl wie in Holland einen mächtigen Wiederhall und bereitete dem Dichter noch einmal die Freude an dem Erfolge seiner Muse. Da es in seine „Gesammelten Werke" nicht aufgenommen ist, so setzen wir es hierher.

„De Friheit hebbt ji tapfer wahrt,
De lat ji nu nich roben,
De holt ji fast, as Sprak un Art
Un as denn olen Globen.
So sünd de Buren in Transvaal,
Un so bi uns de Buren,
Se staht ehrn Mann wull aewerall
Un lat sik nich beluren.
Ji haut ji mit de Engelsch rum,
Wi haun uns mit de Dän,
Se men, wi heeln den Puckel krumm,
Do wisen wi se de Tähn.
Dithmarschen heet de Republik,
Witaf int Holstenland,
De letzte weer't int dütsche Rik,
Wit in de Welt bekannt.
Dat weer bi Dusendüwelswarf,
Dar slogen wi de Dän,
Dar hett von Dusend kum mal Een
De Heimat wedder sehn.
Dat weer en Mann as Krüger is,
Het heet Wulf Isebrand,
De hau de Dän, as Krüger nu
De engelsch Röwerband.
Nu ropt mit uns un holt tosam
As Buren fast un stramm:
Schulln dese Herren wedder kam',
So schall se Gott verdamm."

Heute liegt die Sache freilich nicht mehr so, daß für die Schleswig-Holsteiner jenseits der Elbe das „Ausland" beginnt, aber wir wollen trotzdem die Besprechung der plattdeutschen Bewegung im deutschen Reiche, mit der Groths Namen ebenfalls zum nicht geringen Teil verknüpft

ist, hier anschließen, weil sie hier am natürlichsten ihren Platz findet.

Sie ist insofern mit Groths Namen aufs bedeutungsvollste verbunden, als er der erste war, der die plattdeutsche Mundart wieder zu Ehren brachte und zum Studium derselben anregte. Die ersten plattdeutschen Vereine entstanden aber erst 1864 in Zürich, 1867 in Berlin, 1868 in Dresden und erst nach 1870 wurde man mehr und mehr sich bewußt, daß es für eine gesunde und kräftige Entwicklung des deutschen Reiches notwendig sei, auch die Stammesart in Sitte und Sprache zu pflegen. So entstanden denn in ziemlich rascher Folge weitere plattdeutsche Vereine in Berlin, Stuttgart, München, Bernburg, Königsberg, Halle, Barmen, Chemnitz, Leipzig, Magdeburg, Kiel, Flensburg u. s. w., die sich endlich 1885 zu einem einheitlichen Verbande zusammenschlossen, der im Jahre 1898 in Groths Nähe, in Kiel, tagte und zu dessen Festschrift er das humoristische Gedicht „Volapük“ lieferte.

Er konnte leider, weil er sich nicht wohl fühlte, an den Verhandlungen nicht teilnehmen, aber in dem Versammlungssaal war seine Büste aufgestellt (neben denen von Fritz Reuter und Johann Meyer) und die Versammlung begrüßte ihn durch ein Telegramm und durch viele Einzelne auch persönlich. Er hat an den Bestrebungen dieser Vereine, die, wie es deutsche Art ist, mehr die wirkliche Aufgabe, die Pflege der plattdeutschen Sprache im Auge haben, als die amerikanischen, stets den regsten Anteil genommen; aber den Einladungen, die aus dem Reiche an ihn ergingen, in den Vereinen Vorträge zu halten, konnte er sich nicht entschließen zu folgen. Im übrigen hat er die Sache durch das geschriebene Wort stets zu fördern gesucht. Wir weisen nur hin auf den Prolog im zweiten Teil des „Quickborn“, „gedichtet für die feierliche Enthüllung des von Sr. Königl. Hoheit, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin geschenkten Porträts im plattdeutschen Verein „„Schurr-Murr““ in Berlin am 11. Januar 1879“, auf die herrlichen Aufsätze über „Mundarten und mundartige Dichtung“ in der „Gegenwart“ (auch als Broschüre erschienen) 1873, auf seine nicht minder lesenswerten Aufsätze „Ueber Dialektdichtungen“ in dem „Plattdütschen Husfründ“ 1877 u. s. w.

Wenn wir jetzt überblicken, was Groth für die Förderung des Deutschtums im In- und Auslande

gethan hat, so können wir ermessen, was hinter Bismarcks Worten liegt, die er dem Dichter 1871 von Rheims aus schrieb, daß nämlich seine Gedichte mitgewirkt hätten, die deutschen Stämme einander kennen und achten zu lehren.

Bismarck mit seinem scharfen, weitschauenden Blick wußte die ungeheuren Verdienste des Dichters um die nationale Sache zu würdigen, mehr vielleicht als irgend einer seiner Landsleute. Aber auch diese sollten sich mehr und mehr der Verdienste Groths um diese Bewegung bewußt werden; denn wenn jetzt der nach Amerika auswandernde Norddeutsche in den plattdeutschen Vereinen sofort einen Anschluß und Rückhalt findet und an dem Vertrauen und der Achtung teilnehmen kann, das „Mister Plattdütsch" drüben genießt, so sollen wir nicht vergessen, wer es gewesen ist und wer es noch ist, von dem diese Bewegung ausgegangen ist.

XXX. Groths sprachwissenschaftliche Arbeiten.

Wer sich die umfassenden Beziehungen vergegenwärtigt, die Groth neben seinen nächsten Pflichten durch einen mannigfaltigen Verkehr zu unterhalten hatte, dem mag wohl der Gedanke kommen, daß für Weiteres weder Zeit noch Kraft vorhanden sein konnte. Für ein gewöhnliches Menschenleben wäre das auch vollkommen richtig, nur nicht für Groth. Er war von Jugend an gewohnt, keinen Augenblick nutzlos zu versäumen und zu verträumen, er arbeitete gern und mit seltener Leichtigkeit. Zu seinem Glück, denn zu schaffen gab's für ihn noch genug, seine Lebensaufgabe konnte er noch keineswegs als gelöst betrachten. Mit seinem „Quickborn“ waren erst die Fundamente gelegt und es galt jetzt das Werk, das er begonnen, der plattdeutschen Mundart das seit zwei Jahrhunderten verlorne Ansehen wieder zu erobern, zu vollenden. Mit dem „Quickborn“ hatte er die Fähigkeit des Plattdeutschen nach allen Richtungen durch die That erwiesen, nun galt es, auch mit den Waffen der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit für die Ehre der vielverachteten Mundart in die Schranken zu treten. Und seine gewandte Feder ist hierfür außerordentlich thätig gewesen. In einer ganzen Anzahl von Zeitschriften hat er sprachwissenschaftliche Artikel, die sich mit der Geschichte und der Stellung des Plattdeutschen beschäftigen, veröffentlicht. Wir wollen hier nur auf einige hinweisen.

„Im Jahre 1870 erschien,“ wie der Dichter erzählt, „von Heinz Dewils eine Sammlung mundartiger Gedichte unter dem Titel: „„Der Heedelberger Dragunerwachtmeister““, die hier

im Norden sehr bald unter meinen Bekannten sich Freunde erwarb. Mir gab das Buch einen neuen Anstoß, meine Gedanken und Studien über „„Mundarten und mundartige Dichtung"" niederzuschreiben. Ich nahm einen Anlauf dazu, indem ich zugleich das Buch weiteren Kreisen empfahl, in der nördlichsten deutschen Zeitung, der Flensburger. Später arbeitete ich, angeregt durch Paul Lindau, diese Studien neu durch und vollständig aus für die „„Gegenwart"", von wo sie denn der Verleger als Broschüre unter dem Titel „„Ueber Mundarten und mundartige Dichtung"" herausgegeben." 1873. (Plattdütsche Husfründ 1877 Nr. 6.)

Diese Schrift, der „Maatschappy für niederländische Litteraturkunde zu Leiden", deren Mitglied Groth ist, gewidmet, ist für die theoretischen Erörterungen zu Gunsten der niederdeutschen Mundart von grundlegender Bedeutung geworden. Auf sie wurde von den Vertretern des Plattdeutschen immer wieder zurückgegriffen, sie war gleichsam das Arsenal, aus dem man sich für den Kampf die Waffen holte. Und noch heute liegt die Sache so, daß jeder, der über die Stellung und Eigenart des Niederdeutschen mitreden will, sie kennen muß. Sie ist zwar rein sprachwissenschaftlichen Inhaltes, aber sie zu lesen, ist ein wahrer Genuß. In der einfachsten, aber klarsten und edelsten Sprache werden hier die verschiedensten Fragen, soweit sie das Plattdeutsche betreffen, erörtert. „Die Mundart als Kunstmittel und die deutsche Schriftsprache", die „Mannigfaltigkeit deutscher Mundarten", „Volkspoesie", „Hebel auf dem Parnaß", „J. H. Voß und seine plattdeutsche Buchsprache", „Der Dichter und das Platt", „Die Politik und die Mundarten", „Die Mundarten und die Pädagogik", „Uebergang nicht Untergang", „Die neuplattdeutsche Litteratur", „Männlicher und weiblicher Stamm der Mundarten" — sind die Kapitel dieser herrlichen Schrift. (Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Georg Stilke, Berlin 1873.) Sie ist eine Fortsetzung und weitere Ausführung, teilweise jedoch auch eine Einschränkung der Gedanken, die er schon in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" ausgesprochen hatte.

1876 erschien in Schleswig, das folgende Jahr in Leipzig, der von ihm begründete „Plattdütsche Husfründ", herausgegeben von Johannsen, im folgenden Jahre von Koch, und redigiert von Wilh. Kastner. Der „Husfründ" sollte ein „Volksblatt sein für alle Plattdeutschen in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, den Hansastädten, Pommern,

Westfalen u. s. w. Wenn Groth auch erst für den zweiten Jahrgang als Mitarbeiter oder eigentlich als Mitredakteur auf dem Titelblatt genannt wird, so ist doch keine Frage, daß er als der geistige Leiter des ganzen Unternehmens anzusehen ist. Das Blatt erschien wöchentlich, in großem Format, in vornehmer Ausstattung und mit so gediegenem Inhalt, wie wohl noch keine plattdeutsche Zeitung ihn gebracht hat. Es sollte der Sammelpunkt aller plattdeutschen Schriftsteller und aller Freunde der Mundart sein und als Zentralorgan alle Interessen der plattdeutschen Bewegung vertreten. Die Jahrgänge 1876 bis 1880, die mir vorliegen, enthalten zahlreiche Beiträge von Groth in Poesie und in Prosa. Die letzteren, die uns hier nur beschäftigen, sind teils plattdeutsch, teils hochdeutsch geschrieben. In plattdeutscher Sprache finden wir eine Reihe von 20 Artikeln, längere und kürzere, unter der Ueberschrift: „Ut dat Kapitel äwer uns Sprak", worin in zwangloser Weise, wie es Groth so meisterhaft versteht, in plattdeutschen Worten, aber nichtsdestoweniger wissenschaftlich, alles erörtert wird, was dem Plattdeutschen zur Empfehlung dienen kann. Mit dem zweiten Jahrgang beginnt dann die rein wissenschaftliche Arbeit über „Deutsche Dialektdichtung", eine Abhandlung, die sich der über „Mundarten ꝛc." würdig an die Seite stellt. Veranlaßt wurde sie durch eine Schrift von Dr. E. Sabell, worin die „Hauptfragen der Dialektdichtung in neuer und eindringender Betrachtung besprochen werden." Groth motiviert seinen abweichenden Standpunkt und verteidigt besonders auch den von dem Verfasser wegen seines unreinen Dialektes angegriffenen und verurteilten Dichter Heinz Dewils.

Außerdem bringt der „Husfründ" eine Reihe von Besprechungen plattdeutscher Schriftsteller, wie z. B. W. A. Quitzow, „Mecklenburger Geschichten", J o h n B r i n c k m a n n*) „Vagel Griep", Vorwort zu den „Lustigen Wiewern in Windsor", von Dr. Dörr, einer Uebersetzung des gleichlautenden Dramas von Shakespeare, „Immen" von E. Schmelzkop, einen Artikel: „Wer kann plattdütsch spreken?" und vermutlich ist auch der

*) Mit John Brinckmann, den Groth sehr hochschätzte, war er persönlich bekannt und befreundet. Gerade als Brinckmann, der in Rostock wohnte, ihm einen herzlichen Brief schrieb, daß er ihn begrüßen würde, wenn er seinen Sohn, der einen Holzhandel in Harburg hatte, besucht hätte, sank er in seinen Lehnstuhl zurück und war tot. Er war ein Dichter durch und durch, sagt Groth.

Artikel über Bornemann von ihm. Alle diese Artikel sind nicht gewöhnliche Buchempfehlungen, sondern eingehende Besprechungen, in denen die Fehler und Vorzüge gründlich erläutert werden, so daß sie noch heute als Wegweiser dienen könnten und müßten für so manche, die sich im Plattdeutschen versuchen.

Interessant ist es zu hören, daß er bei der Besprechung von Brinckmann schon warnend seine Stimme erhebt, nicht wieder in den alten Fehler der Bornemann und Bärmann zurückzufallen, die nicht, wie Brinckmann thut, mit den Leuten, sondern über sie lachen, wie die Mecklenburger in ihren Läuschen.

XXXI. Groths dichterisches Schaffen

in der Zeit von 1857—1877.

Daß die Rückkehr in seine Heimat und besonders seine Verlobung und die ersten Jahre seines Familienlebens seine Muse zu den herrlichsten Früchten anregten, haben wir bereits gehört. Besonders sind es die Lieder an seine Frau, die wie Blütenduft in Maienluft seiner Seele entströmen und die der Dichter, von einer gewissen, dem Nordländer eigenen Scheu, die zartesten und intimsten Empfindungen des Herzens der Oeffentlichkeit preiszugeben, lange in seinem Pulte verschlossen hielt, bis er sie endlich seinen „Gesammelten Werken“ unter dem besondern Titel „An meine Frau“ einfügte. Es sind 56 Gedichte in hochdeutscher Sprache, wovon sich einige allerdings nicht direkt auf seine Frau beziehen, sondern auf Verhältnisse und Personen, mit denen sie in Berührung stand. In den „Gesammelten Werken“ folgen sie den „Hundert Blättern“, mit denen sie auch am meisten verwandt sind. Sie unterscheiden sich aber von den „Hundert Blättern“ dadurch, daß in diesen die Leidenschaft wie brandender Wogenschlag gegen die Schranken der Endlichkeit pocht, während in den Gedichten „An meine Frau“ die Empfindung geklärt und gemäßigt ist, so daß man beim Lesen das Gefühl hat, als glitte man in einem schaukelnden Kahn über die vom morgenfrischen Frühlingswind sanft bewegten Wellen.

Viel größere Aufmerksamkeit beansprucht die Erzählung „Trina“, die in erster Auflage erschien mit „Detlef“ zusammen 1856, und seinem „lieben Ohm, Herrn Louis Köster in Hamburg als ein Zeichen dankbarer Treue“ gewidmet ist.

Sie ist bald nach der Rückkehr des Dichters in die Heimat geschrieben, zu einer Zeit also, die für den Dichter zu den fruchtbarsten seines Lebens gehörte. Sie ist eine idyllische Dorfgeschichte, die in Odderade, einem von den beiden Mittelpunkten der vorwärtsschreitenden Kultur, Meldorf und Heide, ziemlich gleich weit entfernten Dörfchen spielt und in einigen Episoden nach Tellingstedt, dem „Jungsparadies" des Dichters, und nach Meldorf hinübergreift. In diesem weltabgeschiedenen Dörfchen, von wo man weit in das Dithmarscher Land hinausschaut bis an das blinkende Haff der Nordsee, wohnt Nicolaus Prehn, ein wohlhabender Bauer, einfach und schlicht, der, von allen Neuerungen unbeirrt, ganz nach der Väter Weise lebt und denkt. Er und seine aus Tellingstedt gebürtige „Angreten" haben eine einzige Tochter, Trina, die Hauptfigur der Geschichte. Wie eine zarte Rosenknospe in einem wohlgehegten und wohlgepflegten Garten sehen wir das junge Mädchen zur Jungfrau heranreifen und ihr Gemüt der Bestimmung des Weibes unter dem leisen, aber unwiderstehlichen Zwange der Natur sich erschließen. Mit einer Meisterschaft sondergleichen schildert uns der Dichter die Jungfrau, die angesichts dessen, was sich in ihrem Herzen regt, oft vor sich selber bangt, aber trotz der fremden Kultureinflüsse, die wie Verderben bringender Frühlingsreif sich auf die schüchtern sich öffnende Blüte zu legen droht, rein und keusch, von allem Gemeinen unberührt, die Gattin dessen wird, den sie, bei dem ersten Bekanntwerden mit ihm, fast mehr fürchtet, als liebt.

Trotz der Einfachheit aller Verhältnisse ist doch die Geschichte voll bewegten Lebens, das der Dichter durch die Schilderung eines das ganze Dorf bewegenden Baues, einer heftigen Krankheit des Vaters und den Aufenthalt der Trina in Meldorf und ihren Verkehr in der Freeseschen Familie an unserm Auge vorüber führt.

„De Bur het ok sin egen lütje Welt
Un wer se sehn will, de mut Ogen hebb'n" —

sagt Groth im „Quickborn" und die vorstehend besprochene Erzählung beweist, daß er, wie keiner, das Auge hatte, diese Welt zu sehen. Aber die kleinen Dinge, die er sieht, liegen ihm nicht wie abgewehte Laubblätter gleichgültig neben einander, sondern sie bilden ihm in ihrer Gesamtheit eine Einheit, insofern sie alle mit einander herauswachsen aus der

Natur der Menschen und den sozialen Verhältnissen, in denen sie leben, und innerlich durch ein geistig-natürliches Band verknüpft sind, das nur das Dichterauge schauen kann. Keine dieser Kleinigkeiten ist deshalb unbedeutend, jede dient in irgend einer Weise zur Charakteristik der Zeit und der Menschen. Und Groth weiß mit einer Meisterschaft, die selten ist, all diese kleinen Züge zur Zeichnung der Verhältnisse und der Personen zu benutzen. Alle Figuren stehen in ganzer Naturwahrheit und Naturtreue vor uns, und wo es tieferen Seelengehalt zu entfalten gilt, weiß er durch den Gang der Erzählung und durch die Handlungen und Worte der Betreffenden nach und nach das innerste Wesen mit steigender Fülle und Klarheit sich offenbaren zu lassen. In der Hauptperson, der Trina, hat er das schöne Bild natürlichen Liebreizes und kindlicher Unschuld dargestellt, das tiefen Sinn und Verstand in einem still-munteren Wesen birgt, und er hat sowohl diesen Charakter mit anderen verschiedenartigen, namentlich der kleinen lustigen, aber unbedeutenden „Mathilde", der überspannten unglücklichen „Düveke", der bieder-verständigen „Wite" und endlich der Mutter „Meth" mit der Ueberlegenheit des Alters und des Verstandes zu kontrastieren gewußt.

Und wie alle Erzählungen Groths ist auch diese von wunderbarer Reinheit und Keuschheit, kein einziger an das Gemeine streifender Zug trübt das Bild.

Ueber dem Ganzen liegt die elegische Stimmung eines friedlichen Herbstabends.

Die „Trina" ist eine Perle des deutschen Schrifttums und wird es bleiben, so lange die deutsche Zunge klingt.

1868 erschien „Rotgeter Meister Lamp un sin Dochder".

Herm. Krumm, der dies Gedicht zum siebenzigjährigen Geburtstage des Dichters in der „Kieler Zeitung" besprach, sagt darüber:

„Dieses leider viel zu wenig bekannte Gedicht ist thatsächlich nichts anderes und will nichts anderes sein als ein reizendes, bis in die kleinsten Einzelheiten fein und sauber ausgearbeitetes Idyll.

Der behandelte Stoff ist ein höchst einfacher. Der Rotgießer, oder wie er sich lieber nennen hört, Gelbgießer Lamp hat sich nach einem unstäten Wanderleben in Heide niedergelassen und sich mit unsäglicher Mühe allmählich zu einem geachteten Kleinbürger hinaufgearbeitet. Seine Frau ist ihm

früh gestorben und seine ganze Liebe wendet sich seiner einzigen Tochter Anna zu. Diese hat in ihrer Kindheit fast ausschließlich mit der Familie des aus Holland eingewanderten Werkmeisters der Oelmühle, Jan Baas aus Haarlem, verkehrt. Die unschuldig fröhlichen Spiele der Kinderjahre knüpfen ein festes Band der Zuneigung zwischen ihr und Jan Baas, dem gleichnamigen Sohn des alten Werkmeisters. Kaum herangewachsen aber, treibt diesen der ererbte Wandertrieb der Familie — hatten die Kinder doch oft voll Staunen und Angst zu dem Bilde des Großvaters emporgeschaut und den Erzählungen der halb kindischen, uralten Großmutter gelauscht, wie dieser schöne Mann mit den dunklen Augen eines Tages nach Ostindien gefahren und seitdem verschollen sei — ebenfalls in die Fremde. Wiederkommen wolle er, hatte er gesagt, als ein Prinz, und Anna mitnehmen, doch ihr Vater meinte, auch er käme nicht wieder. Jahr auf Jahr ist nun vergangen; der alte Rotgeter, allein ohne Sohn in der Werkstatt, zurückgeblieben hinter der rastlos fortschreitenden Welt, findet nicht mehr die richtige Freude an der täglichen Arbeit und sehnt sich auf das Land hinaus, wo er die ersten Kinderjahre verlebt hat und gerne in Ruhe sein Leben beschließen möchte. All dies ist mit großer Kunst episodenhaft in die eigentliche Handlung verwoben, welche in 24 Stunden sich abspielt. Der Vetter des alten Lamp, ein Geestbauer aus Bunsoh, zur Einweihung des neuen Arbeitshauses nach Heide gekommen, hat schon lange um Anna anhalten wollen und, da der Alte wieder einmal seiner Sehnsucht nach dem Landleben Ausdruck giebt, ergreift er die Gelegenheit und macht einen förmlichen Antrag. Anna, in einen grausamen Streit zwischen kindlichem Pflichtgefühl und Liebe gestellt, will nach ihres Vaters Willen handeln. Doch dieser erklärt ihr nicht helfen zu können in einer Sache, die sie mit ihrem Gewissen allein abmachen müsse. Bittere Kämpfe und unruhige Zweifel quälen sie bis tief in die Nacht hinein. Abwechselnd ziehen vor ihrer Seele die Bilder des heiteren Friedens auf dem Bauernhofe, der sie und vor allem den alternden Vater umgeben könnte, des einsam in der Fremde wandernden Jugendgespielen vorüber, bis eine tiefinnere Beruhigung und ein sanfter Schlaf über sie kommt:

„Laß dich nicht lüsten des Guts!
De Lev un dat Glück is wat Anners.“

Ein herrlicher, lachender Morgen folgt auf diese schwere Nacht. Zum Totenbette der alten Großmutter Baas herbeigerufen, um ihr die Augen zu schließen, findet Anna zur Seite der nunmehr in Frieden Scheidenden den heimgekehrten Jugendfreund.

Süh! aewern Dod un dat Graff
Niet bu't sik de Welt un dat Leben!

Höchst einfach ist dieß Thema, viel zu einfach für alle diejenigen, deren abgestumpfte Nerven nur durch ungewöhnliche, seltsame Ereignisse gespannt werden können. Und doch — alles, was ein Menschenherz in Freud und Leid bewegte, geht in den engen Rahmen hinein, vollkräftig heben sich auf diesem Hintergrunde die lebenswahren Charaktere ab, der wackere, etwas heftige, gesprächige Alte, ein Feind aller neuen Sitten und Einrichtungen, die sorgsam waltende, innige, wortkarge Tochter, der feste und sichere Vetter aus Bunsoh, eine Prachtfigur, „nich jüs opt Theater to wisen, oder in Rahm unner Glas, oppen Hof awer ganz op sin Placken“, die ganze altmodische und fremdartige holländische Familie. Selbst Nebenfiguren, wie der gutmütige, wohlbeleibte Schlachter — „Arger, de fat nich op em, als Water nich fat op sin Köter,“ — durch welchen in glücklichster Weise das humoristische Element in die ernst-sinnige Erzählung eingeführt wird, der alte taube Bäckergesell aus dem Arbeitshaus, ehrwürdig, „en Mann in sin Demoth“, sind durchaus gelungen und tragen jeder an seinem Teile zu der harmonischen Gesamtstimmung bei. Mit welcher Liebe und Treue ist das engumgrenzte, schläfrige, kleinbürgerliche Leben gezeichnet, welches man in dieser Form in unsrer gescheiten, unruhigen Zeit wohl nirgends mehr antreffen wird:

„Nawers lopt der herut, dar löppt de een to den annern,
Een den Hamer in Hand, de anner en anner Stück Reitschop,
Schotfell vaer oder Schörrt, de Gedanken noch half inne Arbeit,
All oppen Sprunk bi'n Snack, un hilt bi't Wort, dat der umlöppt.
Denn son Wort inne Flucht is söter as menni en Predigt,
Swar is't wedder to gan, un endlich blifft man tohopen:
So ward't Fierdag mit, een extra ahn de Kalenner.“

Die eigentlich epischen Schilderungen, in ihrer behaglichen Fülle und niederländisch treuen Ausführung, werden jeden empfänglichen Leser besonders anziehen. Groth, wie alle

unsere schriftstellernden Landsleute von Hebbel bis Stinde, besitzt, und zwar in hervorragendem Grade, die Fähigkeit, richtig zu schauen und das Geschaute klar wiederzugeben. Wem der Dichter in der ersten Abteilung: „De Warksted" vielleicht des Guten ein wenig zu viel nach dieser Richtung hin gethan hätte, der wird reichlich durch das prächtige Genrebild des feierlichen Umzuges in der Kleinstadt (III, Nawerschop), Annas Gang in den Milchkeller (IV, Besök), das halb wehmütige Jugendidyll in VII: Jan Baas und manches andere entschädigt werden. Die Krone des Ganzen ist aber ohne Frage die 8. Abteilung: „Abend" mit ihrer stimmungsvollen Einleitung, dem raschen Wechsel der Bilder, welche an Annas kummervoller Seele vorüberziehen, und dem ergreifenden Schluß, der den Widerstreit der Empfindungen so einfach und schön in der sicheren Gottergebenheit des Mädchens austönen läßt. Die halb traumhafte und doch so plastisch scharfe Schilderung der Wagenfahrt von Heide nach der Geest hinauf, wo alles um einen herum braun ist, der Wald vor einem aufdämmert und langsam, wenn man sich umsieht, die Mühlen und der Turm mit dem Orte selbst am Horizonte versinken, scheint mir zu dem Vollendetsten zu gehören, das unsere Litteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Den ganzen Zauber dieses bis in die kleinsten Züge treuen Bildes wird allerdings wohl nur der empfinden, welcher öfters in der Jugend denselben Weg mit ähnlichen Empfindungen gefahren ist. Ein fast schmerzliches Gefühl der Sehnsucht nach der Heimat, die auf den gereifteren Mann beim Wiedersehen, trotz aller Bemühungen, nie wieder den alten, ewig im Gedächtnisse haftenden Eindruck machen will, mag sich unwillkürlich mit hineinmischen. Daß der klassische Vers der epischen Dichtung, der bereits in „Hanne ut Frankrik" in Quickborn I mit viel poetischem Feingefühl behandelte Hexameter, auch im Rotgeter auf das feinste ausgearbeitet und gefeilt ist, ist bei Groth selbstverständlich.

Unser Dichter zeigt sich hier wie überall als Meister der Form. Doch ist sein Verdienst in diesem Falle besonders hoch anzurechnen, da die Klippen, an denen der Hexameter in der stammverwandten englischen Sprache, seit den Tagen der Elisabeth bis auf unsere Zeit, fast stets gescheitert ist, hier so gewandt umschifft sind, daß nur ein genauer Kenner des Idioms ihr Vorhandensein ahnt. Kaum eine Spur ist hier zu entdecken von dem, was in dem Hexameter, selbst so form-

vollendeter Dichter wie Longfellow, für feinere Ohren nicht selten den Wohllaut des Verses zerreißt, von dem unangenehmen Konflikt, in welchen der quantitierende Bau dieses Verses so oft mit dem Wortton der accentuierenden Sprache gerät, oder von dem harten und häßlichen Hundetrab eines rein daktylischen Metrums, zu welchem der übergroße Reichtum an einsilbigen Worten von selbst führen muß. Das, im Vergleich mit dem Englischen, weichere und flüssigere plattdeutsche Idiom mag dem Dichter weniger Schwierigkeiten bereitet haben, doch wird das beste jedenfalls dem freien Gehör und der ungemeinen Sorgfalt desselben zu verdanken sein, die sich im „Rotgeter“ weit mehr noch als in „Hanne ut Frankrik“ bekunden.

Kurz, — der Rotgeter gehört nicht nur zu den Juwelen der plattdeutschen Litteratur, er verdient einen hohen Platz in unserer Nationallitteratur einzunehmen. Vor allem aber sollte er mehr gelesen werden. Er würde eine weit bessere Zierde jeder Haus- und Familienbibliothek sein, als die leeren Reimereien mancher Modedichter, — es denke sich jeder aufrichtige und verständige Litteraturfreund hier die meistgehaßten Namen —, welche, der poetischen Anschauung wie des inneren Gehaltes in gleicher Weise bar, den Geschmack der meisten Leser unserer Tage unheilbar verderbt und zur Auffassung des einfach Schönen und Wahren in der Poesie untauglich gemacht haben.“

Groth gab das Gedicht bei Perthes-Besser und Mauke in Verlag. Es besteht genau aus tausend Hexametern und Groth sollte für jeden Hexameter einen Thaler bekommen. 500 Thaler wurden vom Verleger sofort gezahlt und die andern 500 sollten gezahlt werden, wenn die ersten 500 Exemplare verkauft waren. Ehe das jedoch erreicht wurde, ging die Firma Konkurs, und Groth hat die zweiten 500 Thaler nie gesehen.

1871 erschien bei Engelmann in Leipzig der zweite Teil des „Quickborn“ unter dem Titel: „Quickborn, Zweiter Teil, Volksleben in plattdeutschen Dichtungen dithmarscher Mundart von Klaus Groth.“

In dem Vorwort dieses zweiten Teiles klagt der Dichter, daß der Name des ersten Teiles für ihn den Nachteil gehabt hat, „daß er, wie der Mathematiker sagt, ihn selber und seinen Eigennamen fast gedeckt und so veranlaßt hat, daß oft selbst Freunden seiner Muse seine Vertelln, der Rotgeter, das Buch Kinderlieder Vaer de Gaern oder seine Hundert

Blätter hochdeutscher Gedichte unbekannt geblieben sind, obschon man sie wert geachtet hat, sie in verschiedene fremde Sprachen und (die Vertelln) auch ins Hochdeutsche zu übersetzen. Der Wunsch, daß Müllenhoff sich vielleicht noch einmal bewegen lassen würde, sein vortreffliches Glossar zum ersten Teil auch auf das übrige Material auszudehnen, hat sich leider nicht erfüllt.

Dieser zweite Teil des „Quickborn", der sich, beiläufig bemerkt, wesentlich von dem gleichbenannten in den „Gesammelten Werken" unterscheidet, ist dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, unserm Fritz, dem tapferen Kämpfer für das Recht der Herzogtümer, in einem längeren Gedichte „An uns Kronprinz" gewidmet. Mit welchen herrlichen Worten die Kronprinzessin, die spätere Kaiserin, die Zusendung dieses zweiten Teiles beantwortete, haben wir bereits gehört.

Der Inhalt dieses zweiten Teiles ist folgender: „De Heisterkrog", „Um de Heid", „Vermischte Gedichte", eine Gruppe unter der Ueberschrift „Vaer de Gaern", unter der sich mehrere finden, die in der früheren Ausgabe der Kinderlieder bereits erschienen waren, eine Gruppe „Leeder" und eine Anzahl von Gelegenheitsgedichten.

„De Heisterkrog" ist ein lyrisch-episches Idyll in fünffüßigen Jamben, zu dessen Bearbeitung Groth, wie er selbst mitteilt, von seinem Freunde, dem Maler Christian Magnussen in Schleswig, angeregt wurde und das Groth selbst als das beste unter seinen Idyllen bezeichnet. Wie recht er hat, beweist das Urteil Geibels, eines Mannes, der berufen war, wie kaum ein anderer, den Wert des Gedichtes zu würdigen. Als Groth ihn einmal mit seinen beiden Söhnen Karl und Albert in Lübeck besuchte, machten sie zusammen eine Fußtour nach Schwarzenbeck hinaus. Die Unterhaltung kam auch auf Groths Arbeiten und speziell auf den „Heisterkrog". Da entspann sich folgendes Gespräch:

Geibel: „Ich kenne den „„Heisterkrog"" jetzt ganz genau, auch dem Versbau nach. Einen solchen epischen Vers kann kein deutscher Dichter bauen, selbst mein versgewandter Freund Paul Heyse nicht!" (Diese Worte sprach er so laut, als wenn die Passanten in der Nähe es hören sollten und daß sie es hören mußten.)

Groth: „Ich habe vier Jahre dazu verwandt."

Geibel: „Das ist wohl nicht anders möglich, wo jedes Bild selbst geschaut und für jedes der Ausdruck, das Wort selbst erfunden werden mußte."

Groth: „Aber es wird nicht gelesen."

Geibel: „Thut nichts! Sollte dir noch einmal ein ähnlicher Stoff begegnen, so wende getrost wieder vier Jahre daran, sie sind nicht verloren. Es ist das schönste Epos, das jemals in irgend einer Sprache geschrieben ist."

Als Groth abwehrte, rief er die beiden Knaben heran, die voraufgegangen waren, und sagte: „Hört einmal, ich will Euch ein schönes, wichtiges Wort sagen: Der „„Heisterkrog"" ist das schönste Epos, das jemals in einer Sprache geschrieben worden ist, das müßt Ihr ja sorgfältig behalten und das dürft Ihr niemals vergessen."

Zur näheren Begründung dieses Urteils lassen wir hier noch die Ausführungen des Oberlehrers Krumm in Kiel folgen. Nachdem er den „Rotgeter" besprochen hat, fährt er fort: „Dagegen vereinigt die ergreifende Erzählung von „Schuld und Unglück op de Heisterkrog" die Vorzüge des Rotgeter, die schöne Klarheit der epischen Bilder mit einer bei Groth seltenen, fast dramatischen Spannung der Handlung. Die Breite der ersten Gesänge weicht, je näher das schon anfangs ahnungsvoll angedeutete Ende herannaht, einer immer rascheren, schließlich atemlosen Eile der Darstellung. Vor allem aber, welcher Reichtum der lebensvollsten Schilderungen aus den friesischen Marschen! Der Michaelismarkt zu Bredstedt, das langsame Entstehen des neuen Koges, die Marsch im Sonnenschein, wenn die Rappsaat blüht und die Lerche gen Himmel steigt, die Marsch zur Zeit des Spätherbstes, wenn Regen, Sturm und lange Nächte sie wie mit einem Trauermantel bedecken — alles ist durchaus vorzüglich in seiner Einfachheit und Treue. Es ist unbegreiflich, daß der Heisterkrog bei den Schleswig-Holsteinern nicht das, was man populär nennt, geworden ist, er verdient es wie kein anderes Werk Groths." (Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild. Lipsius u. Tischer in Kiel, S. 128.) Uebrigens wollen wir bemerken, daß Krumm neuerdings durch Vorlesen aus dem „Heisterkrog" an verschiedenen Orten Schleswig-Holsteins recht bedeutende Erfolge erzielt hat, so daß doch vielleicht die Zeit nicht allzufern ist, wo der „Heisterkrog" die verdiente allgemeine Wertschätzung finden wird.

Hieran reiht sich eine Erzählung in Prosa, die uns wieder in die Vaterstadt des Dichters zurückführt. Sie ist betitelt: „Um de Heid" und erschien zuerst in „Westermanns Monatsheften".

Der Titel ist unseres Erachtens nicht gerade glücklich gewählt, indem er nur den Ausgangspunkt und den Schauplatz der Erzählung bezeichnet. Er hätte besser nach der Hauptfigur „Thies Thiessen“, gelautet, dem als die wichtigsten Nebenfiguren Reinhold Nissen und seine Tochter Reinhilde Nissen zur Seite gehen.

Reinhold Nissen ist in vielen Beziehungen eine Parallele zu „Vullmacht Hansen“, einer poetischen Erzählung, die 1855 zusammmen mit der „Waterbörs“ unter dem Titel „Vertelln“ erschien und bei der Herausgabe der „Gesammelten Werke“ dem ersten Teil des Quickborn (S. 236) eingefügt wurde.

Wie dieser ist auch Reinhold Nissen durch Fleiß, Umsicht und eisernen Willen einer der reichsten Männer seiner Umgebung geworden, nur daß er kein Landmann, sondern ein industrieller Geschäftsmann ist. Wie „Vullmacht Hansen“ hat auch er eine einzige Tochter und einen jungen Mann aus unbemittelter Familie, der sein Vertrauter und zuverlässiger Geschäftsfreund wird. In beiden Fällen ist dieser junge Mann zugleich auch der Geliebte der einzigen Tochter. Beide, „Vullmacht Hansen“ und Reinhold Nissen, werden von ihrer Umgebung angestaunt ob dessen, was sie möglich machen; beide spekulieren und treiben Handel nach Holland hin, beide aber überspannen ihre Kräfte und gelangen schließlich in ihren „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ bei einem Punkte an, wo das Glück in sein Gegenteil umschlägt. Hier hört die Parallele auf, denn „Vullmacht Hansens“ Tochter stirbt und wird von dem gebrochenen Vater und dem künftigen Schwiegersohn zu Grabe geleitet, während Reinhold Nissen, bankerott wie jener, flieht und die verlassene Tochter ihrem heimlich und lange geliebten Thies Thiessen in die Arme sinkt. „Um de Heid“ ist also eine veränderte Ausführung desselben Gedankens, daß groß angelegte Menschen, wenn sie aus dem sichern Geleise der Väter heraustreten und das Maß dessen, was für sie erreichbar ist, überschreiten, an ihren Unternehmungen zu Grunde gehen.

Ich sage, die veränderte Ausführung, denn in „Um de Heid“ ist der Gedanke unter ganz andern Verhältnissen und in viel mannigfaltigeren Beziehungen durchgeführt.

Reinhold Nissen, der Sohn armer Leute aus Büsum, hat sich durch Fleiß und Tüchtigkeit ein Vermögen erworben. Er wohnt an der Südseite des Marktes und betreibt einen Rapp-

saathandel nach Holland. Er legt später eine Oelmühle an. Das Geschäft blüht auf, er kauft Land an der Südseite der Stadt, auf dem „Schibenwall“ (hier berührt sich die Geschichte mit dem „Rotgeter“), macht große Gartenanlagen und baut hier noch eine zweite Oelmühle (die nach dem „Rotgeter“ später Jan Baas verwaltet). Er hat Thies Thiessen, den Sohn einer armen Witwe, als Schreiber ins Haus genommen. Dieser ist „eine von den wunderlichen Naturen, wie wir sie bei uns zu Lande haben, die, so zu sagen, auf der einen Seite wachend sind und auf der andern träumen, und solche sind hier unsere Besten“. Als er an einem Sonntag mit bei dem Richten der neuerbauten Mühle beschäftigt ist, stürzt infolge einer Unvorsichtigkeit des jungen Zimmermannes der ganze Bau zusammen, ein Bild des ganzen Inhaltes der Geschichte. Thies Thiessen stürzt mit und wird für einige Wochen aufs Krankenlager geworfen, wodurch er in die Lage kommt, seine ganze Jugendzeit in seinem Geiste an sich vorüberziehen zu lassen. Sie ist, abgesehen von einzelnen Zügen, das genaue Porträt der Jugend des Dichters. Sein Krankenlager und die Zeit seiner Genesung geben öfters Veranlassung, mit der Tochter seines Herrn, Reinhilde Nissen, zusammenzukommen, die mit dem kenntnisreichen und tiefdenkenden jungen Schreiber sich gern unterhält. In Thies Thiessen erwacht die Liebe zu dem jungen hübschen Mädchen mit unwiderstehlicher Gewalt; aber sie ist begleitet von dem tiefen Schmerze der Entsagung, denn er weiß nur zu gut, daß diese Frucht für seine gesellschaftliche Stellung zu hoch hängt. Reinhilde Nissen ist der ganzen Zeichnung nach offenbar ein Bild der Jugendgeliebten des Dichters.

Interessant ist dann die Zeit, wo der träumerische Thies Thiessen in den Kreis der Frommen hineingezogen wird und ihre Versammlungen besucht, eine Schilderung, die der Dichter seinen Beobachtungen an einem jungen Manne des Nachbarhauses entnommen hat. Thies Thiessen wird aber zur rechten Zeit herausgerissen durch den gesunden Witz und Spott eines zwar etwas verkommenen, aber lebenserfahrenen Gustavus, der mit stillschweigender Billigung aller das Amt eines Luxus- und Sittenrichters übt. Wieder auf die rechte Bahn einlenkend, wird er mehr und mehr Vertrauter seines Herrn, ohne in dessen Hause, wo die vornehme Welt der Stadt gerne verkehrt, salonfähig zu werden. Er sieht Reinhilde oft und sie, die an den blasierten Salonhelden absolut keinen Gefallen

finden kann, fühlt mehr und mehr die Neigung für ihn in ihrem Herzen keimen; aber die gesellschaftliche Stellung zwingt beide, ihre Liebe in ihren Herzen sorgfältig zu verbergen und zu resignieren.

Da wird Dänemark in den Krieg gegen Napoleon hineingezogen, die Kontinentalsperre äußert auch hier ihre Wirkung, der Handel stockt, die Oelmühle steht still und Reinhold Nissen wirft sich auf den Schmuggelhandel. Das wird sein Verderben. Während Thies Thiessen eine Reise nach Holland macht, um hier ein schwieriges Geschäft zu erledigen, sieht Reinhold Nissen sich gezwungen, zu fliehen.

Die vornehme Welt zieht sich von der zurückgebliebenen Reinhilde schleunigst zurück und die gesellschaftliche Schranke, die bisher zwischen den beiden jungen Herzen stand und von beiden für unübersteigbar gehalten wurde, ist gefallen. Thies Thiessen kommt aus Holland zurück und geht mit Reinhilde nach Kiel, wo Reinhold Nissen noch eine Oelmühle besitzt.

Für den aufmerksamen Leser hat die Geschichte ein vielseitiges Interesse: Zunächst ist es die treue Wiedergabe geschichtlicher Zustände, die diese Erzählung so ungemein wertvoll erscheinen läßt. Der Verfasser schildert nur, was er selbst erlebt oder von Eltern und Großeltern, vor deren Thür sich alles abspielte, erhorcht hatte. Dieser Umstand giebt allen seinen Schilderungen Wahrheit und Leben und frische, sprechende Farben. Interessant wird die Geschichte ferner durch den Umstand, daß sie auf der Linie sich bewegt, wo die oberen und die unteren Volksschichten sich berühren, woraus sich die wundervollsten Verschlingungen und Situationen ergeben.

Vor allem ist es aber die Hauptfigur, Thies Thiessen, die zu den schönsten und tiefsten Charakterzeichnungen gehört, die wir in der Litteratur besitzen. Durch eine treffliche Komposition weiß der Dichter es zu erreichen, daß der Charakter nicht nur in seiner Anlage nach und nach hervortritt, sondern auch in seiner allmählichen Entwicklung geschildert wird, allerdings in einer für unsere hastig dahinstürmenden Zeit oft fast zu behaglichen Breite, dafür aber auch in einer Tiefe, die uns in den Thies Thiessen bis auf den Grund der Seele blicken läßt.

Nicht minder lebensvoll bewegen sich die Nebenfiguren, Reinhold Nissen, seine Tochter, der Kutscher Jan Willem, der Weißgerber Lehnert auf dem mit der Kunst niederländischer Kleinmalerei gezeichneten Hintergrund.

Bemerkenswert ist endlich noch die schöne sittliche Ten-

denz des Romans. Es werden zwei Lebensläufe in aufsteigender Linie vorgeführt, aber mit ganz verschiedenen Zielen. Während Reinhold Nissen nach einem umfangreichen Geschäft und nach Vermehrung des Besitzes, also nach materiellen Gütern trachtet, strebt Thies Thiessen, seine Kenntnisse und seine sittliche Tüchtigkeit zu vermehren, also nach ideellen Gütern. Da wo die Richtungslinien dieser beiden Lebensläufe sich schneiden, bricht Nissens ganzer Bau zusammen, während Thies Thiessens Streben mit dem Besitze derjenigen gekrönt wird, die seinem Dasein erst Glück und Wert verleihen kann.

Von den kleineren Gedichten, die dem Dichter je nach Umständen und Stimmungen neben den größeren Arbeiten entstanden und unter dem bereits bezeichneten Titel in dem zweiten Teil des „Quickborn“ Aufnahme gefunden haben, sind diejenigen, die als Gelegenheitsgedichte bezeichnet werden müssen, größtenteils bereits herangezogen, wo die Veranlassung sich bot (Min Jehann, Idyll, De Beester inn Kieler Haben, To Schęp, Trinett de Marketendersch, An Welcker, An den Großherzog von Oldenburg, Fru Nachdigal, Min Otto rc.)

Die übrigen Gedichte, die hier nicht einzeln besprochen werden können, sind ganz im Geiste des ersten Teils vom „Quickborn“ gedichtet und bekunden, ebenso wie die größeren Arbeiten, in gebundener und ungebundener Rede, daß in den nahezu zwanzig Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten Teiles vom „Quickborn“ verflossen sind, der Dichter weder an Tiefe der Empfindung noch an Gestaltungskraft irgendwie eingebüßt hat. In den Gedichten „Quickborn“, „Min Jehann“, „Frage“, „Kukuk“, in der „Sage von Herr Nanne“, „De Alkenkrog“ rc. klingt ungeschwächt derselbe Ton.

Eine neue Gelegenheit, seine Gedichte zu veröffentlichen, bot sich dem Dichter in dem bereits erwähnten „Plattdütschen Husfründ“.

Wir finden hier folgende:

„Niß Puk“; „Dithmarscher Gemötsruh“, in drei kleinen Gedichten, von denen zwei in den Ges. Wk. nicht enthalten sind; „Ostern“; „Dr. Heise“; „Inschrift an en Fredenseek“; „Leed för dat plattdütsche Volksfest in New-York 1875“; „Aarnleed“; „Sandburs Dochder“; „Twe Tekens an min Hus“; „An Theodor Storm“; „En halv Dutz plattdütsche Sonette“; „Wat wullt du mehr?“ „Int Rönner Holt“; „De

drütte Broder"; „Nu ween nich mehr"; „Wat is en Jahr?"

Von diesen Gedichten, die den späteren Auflagen des zweiten Teiles des „Quickborn" eingefügt wurden, scheinen uns am bedeutendsten zu sein die prachtvolle, bereits erwähnte Bearbeitung der Sage von „Niß Puk", ferner „Sandburs Dochder", „De drütte Broder", „Nu ween nich mehr".

Die Sage von Niß Puk, die den Ausgang des Kampfes zwischen dem Heidentum und Christentum darstellt, wurde 1873 in 6 Balladen bearbeitet, von denen allerdings die fünfte, „Martje Flor", nur insofern in den Rahmen zu passen scheint, als die Sage den Hintergrund zu einer schönen, alten Sitte bildet, die zu verschwinden droht. Die ersten fünf Strophen dieses Gedichtes bilden gleichsam die Einleitung zu dem ganzen Kranz dieser Gedichte. Der Dichter klagt mit wehmütiger Stimme, daß die alten Sagen und Sitten schwinden und

„Dat Lehrn, Studeern, un Bokstabeern,
De Blaed', dat Hochdütsch un Chemie,
So seggt man, ward de Welt regeern."

Er zweifelt, ob von der neuen Art der rechte Segen zu erwarten ist, doch er tröstet sich:

„Doch Art de lett ni lich vun Art,
Un ünnert' hochdütsch Hemd dar seht wie
Noch jümmer'n holsteensch plattdütsch Hart."

Der Dichter unterzog sich der dichterischen Gestaltung dieser Sage, wie bereits früher bemerkt, für die Kronprinzessin, und sie ist ohne Zweifel als so vorzüglich gelungen zu bezeichnen, daß hier, wie für so manche andere Gelegenheitsgedichte Groths, sich vollauf das Wort von Goethe bestätigt, daß das Beste für die Freunde gedichtet wird. Trotzdem fand Groth später Veranlassung zu sagen: „Es ist für mich eine gar sonderbare Erfahrung gewesen, daß diese sechs Balladen von Niß Puk und den Seinen ganz unbeachtet geblieben sind, da sie nach meiner Meinung nicht schlechter sind, als die übrigen, die ich geschrieben habe, und da sie durch ihren Gegenstand, wenigstens bei uns, ein besonderes Interesse erregen müssen." (Gegenwart Nr. 27, 1898.)

Sandburs Dochder ist ein längeres, erzählendes Gedicht in vierfüßigen Jamben. Die Geschichte spielt auf der väterlichen Mühle und in der Nachbarschaft derselben. Hartwig (der Name von Groths Bruder), der Sohn des Müllers, liebt die arme, aber schöne Tochter des Sandburs. Die Eltern, besonders der Vater Hartwigs, sind gegen die Verbindung, aber ihr Widerstand wird dadurch gebrochen, daß Hartwig mit Fite Rohr zusammen an dem Kampfe gegen Dänemark 1848/51 freiwillig sich beteiligt und bei der Erstürmung Friedrichstadts verwundet wird. Uebrigens ist hier zu bemerken, daß dieses Gedicht nur zur Hälfte veröffentlicht und erst später vollendet wurde. — Das „Aarnleed" wurde dadurch veranlaßt, daß ein Preis für das beste derartige Lied ausgeschrieben war, um den sich der Dichter durch Einsendung seines Liedes bewarb. Er erhielt den Preis jedoch nicht und erfuhr auch nichts über das Schicksal seines Poems.

Die prosaischen Schöpfungen aus dieser Zeit sind folgende:

1. „Ut min Jungsparadies", 1876.
2. „Witen Slachters", 1877.

„Ut min Jungsparadies" ist seinem Freunde Max Müller zugeeignet „zur Erinnerung an schöne Tage am Ostseestrande".

Die Arbeit besteht aus 3 Erzählungen: „Min Jungsparadies", „Vun den Lüttenheid" und „De Höder Mael".

Es sind Bilder aus dem Volksleben, geschöpft aus den Jugenderinnerungen des Dichters, die sich auszeichnen durch eine scharfe Beobachtung, durch eine unübertroffene Kunst der Kleinmalerei und durch ihre psychologische Klarheit und Tiefe. So bescheiden und anspruchslos sie auftraten, so wertvoll sind sie einerseits als Beiträge zu einer Selbstbiographie des Dichters, andererseits als Zeichnungen der Menschen und der damaligen Zeit.

„Min Jungsparadies" schildert uns, was der Dichter als Knabe in Tellingstedt erlebt hat, wohin er mit seinem Onkel Hansohm, mit dem schweigsamen Schuster Harders oder endlich mit dem redseligen Bäcker Krebs, der jedem und auch ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählte, in den Fest- und Feiertagen zu wandern pflegte. Die Eindrücke, die die Tellingstedter Erlebnisse auf das junge Gemüt des Knaben machten, waren so tief und nachhaltig und nach

mehr als 40 Jahren dem Dichter noch so lebendig gegenwärtig, daß er sie mit der Kunst, wie sie nur ihm zu gebote steht, mit der größten psychologischen Wahrheit und Treue zu schildern vermag. Ueberall ist der Dichter als zwölf- oder dreizehnjähriger Knabe der Mittelpunkt und wir erfahren stets genau, welche Gefühle und Gedanken die so natur- und lebenswahr beschriebenen Menschen und Vorgänge in ihm anregen, und genau wird uns immer die Linie angedeutet, wo für sein unerfahrenes Auge das Verständnis aufhört und die Ahnung dessen beginnt, was er überhaupt als Kind nicht begreifen kann oder was man ihm absichtlich zu verheimlichen sucht. Vor allem interessant ist sein kindliches Verhältnis zu der schönen „Anna Wida", der Tochter eines Töpfers, der seine Frau durch den Tod verloren hat und dessen einziger Sohn ertrunken ist. Wie bei Meister Lamp, Vullmacht Hansen, Reinhold Nissen eine einzige Tochter den Hausstand führt, so führt auch sie die Wirtschaft ihres Vaters, von dem sie täglich zu leiden hat, weil sie mit „Klas Fot", der nicht zu den Blonden, sondern zu den Dunkeläugigen und Schwarzhaarigen gehört — denn beide Rassen waren in Tellingstedt nebeneinander vertreten — und mit seiner Verschlagenheit an dem Schmuggelhandel beteiligt ist, ein Liebesverhältnis unterhält, das durchaus nicht nach seinem Sinne ist. Der Knabe Groth ist nicht selten Zeuge der abendlichen Stelldicheins und wird allmählich in das Verhältnis soweit eingeweiht, daß sein teilnehmendes Gemüt die erschütterndsten Scenen mit erlebt. Es giebt nichts Interessanteres zu lesen als die Schilderung der Scene, wie er der Zusammenkunft der Liebenden eines Abends auf dem Eise des Mühlenteiches beim Mondschein aus der Ferne zusehen muß und dann, mit Anna Wida zurückgekehrt, halb schlafend, halb wachend erlebt, wie endlich der wilde und harte, aber doch rechtlich denkende Vater, bezwungen durch die Rettung seines Lebens, die er Klas Fot verdankt, den Herzensbund der Liebenden segnet. Für den Psychologen und besonders auch für den Pädagogen ist die Geschichte von seltenem Reize. Wir wüßten nicht, wo das, was in einer Kindesseele bei dem Verkehr mit den Erwachsenen sich regt und bewegt, klarer und treuer geschildert ist, als in dieser Geschichte — sie ist für das Studium der Kindesseele eine unerschöpfliche Fundgrube.

Die Erzählung „Vun den Lüttenheid" ist vorwiegend ein Kulturbild dieses Stadtteils, wie Groth aus seiner Jugendzeit sich desselben erinnert. Auf dem breiten Hintergrund dieses

Bildes zeichnet er uns zwei Personen, Detlef Ramm und Johanna Oldenburg. Jener ist als ein echter Kleinheider so beschränkt, daß seine Gedanken nicht weiter reichen als von der Hausthür nach der Kastanie auf dem Platze vor dem Hause, und von so grenzenloser Gutmütigkeit, daß er sein Lebenlang für andere arbeitet, ohne auch nur einmal in seiner beglückenden Zufriedenheit gestört zu werden durch den schnöden Mißbrauch, den man mit seiner Vertrauensseligkeit treibt. Johanna Oldenburg, die einzige Tochter des Boten einer Totenkasse, fühlt die gedrückte gesellschaftliche Stellung der unbemittelten Kleinheider gegenüber denen „dort oben" am Markt, sie strebt trotz ihres stillen Wesens über ihre Stellung hinaus, und ähnlich, wie im „Peter Kunrad", ist es eine wandernde Schauspielertruppe, die ihr zum Verhängnis wird. Sie verläßt, weil Paul Brenner, der sie liebt, sie aus gesellschaftlichen Rücksichten doch nicht heiraten kann, ihren alten Vater und ihre Heimat, weil sie, ebenso wie Witen Kroß, „nicht anders kann", und geht nach Hamburg, wo sie eine berühmte Schauspielerin wird und von wo sie später einmal wiederkehrt in Seide und in Gold, aber mit der Schwindsucht behaftet. — Detlef Ramm, von Jugend auf ihr vertrauter Freund, denkt in seiner beschränkten Unschuld nicht an Liebe. Er bleibt daheim, denn er ist mit all seinem Sinnen und Denken derart in den Verhältnissen festgewurzelt, daß er, der schon als Knabe von dem „Leng" nach seiner Mutter befallen wurde, überall von dem Dithmarscher, bezw. von dem Lüttenheider Heimweh, das der Dichter des breiteren geschildert, geplagt wird.

In der Anordnung und Durchführung vollständig abweichend ist die Geschichte „Höder Mael".

Wie auf dem Dorfe üblich, versammeln sich an einem Vormittage einige Bewohner vor der Tellingstedter Schmiede. Ihre Unterhaltung führt bald auf die Höder Mael, über deren aus der Fremde zugezogenen Besitzer man sich allerlei Unheimliches erzählt. So lange die Mühle vom Vater auf den Sohn vererbt, stand das Geschäft in Blüte; jetzt aber, nachdem sie in die Hände eines Fremden gekommen, ist dort alles „behext". Der Besitzer Bar lebt in unglücklicher Ehe mit seiner schönen Frau, die mit ihrer feineren Bildung nicht in ihre Umgebung paßt, und die einzige Tochter dieses Ehepaares scheint der Anlaß ihres Zwistes zu sein. In Tellingstedt wohnt ein gewisser Franzen, dessen Vorleben

man auch nicht kennt. Er unterrichtet in Schalkholz die Kinder des Dorfes und hat einen Sohn, der in besonderer Freundschaft mit der Tochter von der Mühle heranwächst. Aus der Freundschaft wird Liebe, die dem alten Bar aber ein Dorn im Auge ist, weil Franzen, wie es scheint, die Ursache des ehelichen Unglückes ist. Die jungen Leute, über deren nächtliche Stelldichcins beim Ecksee allerlei unheimliche Gerüchte umlaufen, gehen nach Amerika. Nach längerer Zeit kehren sie wohlhabend zurück und während die Frau Bar nach Schalkholz eilt, um sie dort wiederzusehen, macht der alte Bar endlich wahr, womit er so lange gedroht hat — er erschießt sich.

Die Geschichte schwebt gleichsam von vornherein wie ein Rätsel über der Unterhaltung und in höchst kunstvoller Weise wird im Verlaufe des Gespräches immer ein Stück nach dem andern von dem Schleier fortgezogen, der das Geheimnis der „Höder Mael“ deckt.

Diese kleine Geschichte scheint uns nach Anlage und Durchführung die kunstvollste von allen Grothschen Erzählungen zu sein und die Unterhaltung der Dorfbewohner vor der Schmiede ist so echt plattdeutsch und so charakteristisch für die Weise und besonders für den eigenartigen Witz und Humor unserer Landsleute, daß wir sie nach dieser Seite für die vollendetste erklären möchten.

Die Erzählung „Witen Slachters“ wurde im „Husfründ“ veröffentlicht. „Witen Slachters“, oder „Witen Kroß“, ist die einzige Tochter des Schlachters Kroß, der auf Kleinheide wohnt und dessen Frau längst gestorben ist.

Wir haben hier bereits den vierten Fall, wo eine der Hauptfiguren der Erzählung die einzige mutterlose Tochter ist, die dem verwitweten Vater das Hauswesen führt. Der Umstand erinnert uns an Lotte in Goethes „Werther“, die der Dichter auch mutterlos sein läßt, und es liegt der Gedanke nicht fern, daß bei Groth diese Vorliebe für das Walten einer einzigen mutterlosen Tochter ihre Wurzel in der Jugenderinnerung an „Anna Wida“ hat. Er benutzte offenbar diesen Umstand, um den edlen Charakter der jungen Mädchen, die er zeichnet, an der großen Aufgabe, der sie vorzeitig gegenüber gestellt sind, besser hervortreten zu lassen.

Witen Kroß, die der Dichter nach persönlichen Erinnerungen zeichnet, wird allgemein als das schönste Mädchen bewundert, das man kennt. Mit Behagen ergeht sich der

Dichter in der Zeichnung des Eindrucks, den diese Erscheinung auf sein kindliches Gemüt gemacht hat.

Schlachter Kroß, der auf seiner, dem Grothschen Hause gegenüber liegenden Ecke mit noch zwei andern Schlachtern zusammen wohnt, lebt ganz in der Gegenwart und treibt sein Geschäft mit solcher Sorglosigkeit um die Zukunft, daß er drei verwilderte Knaben der Nachbarschaft auffüttert, die, zu ordentlichen Menschen sich entwickelnd, ihm trotz ihres Stotterns, woran sie alle drei leiden, schlimme Konkurrenten werden. In dem einen der drei Brüder keimt langsam, aber still verhalten, die Liebe zu Witen Kroß. Da erscheint ein Fremder auf der Bildfläche, der Sohn eines reichen Bauern aus Eiderstedt. Er wohnt im „Landschaftlichen Haus“ und erregt durch sein vornehmes Auftreten die Aufmerksamkeit aller, aber niemand weiß, wer der Fremde ist. Ihm fällt Witen Kroß in die Augen, die beim „Hahnbier“ neben Rasmus, jenem stotternden Liebhaber, im Zuge um den Markt geht. Vergebens sucht er sie denselben Abend in allen Tanzsälen und verschwindet dann. Bald geht ein Flüstern von Mund zu Mund, das Witen Kroß mit diesem geheimnisvollen Fremden in Zusammenhang bringt. Nicht allzulange, da erscheint der Fremde wieder und weiß sich sogar Zugang zu verschaffen zu dem sog. „Trommelsaal“, wo junge Leute zusammenzukommen pflegen und wo auch Witen Kroß und Rasmus sind, der hier trotz seines Stotterns durch seinen Gesang um ihre Liebe wirbt. In dem letzteren beginnt allgemach die still gehegte Liebe zur Leidenschaft sich zu entwickeln. Als nun der Knabe Groth eines Sonnabends, wie er zu thun pflegte, hoch oben auf dem Turme den Sonntag einläutet, entsteht auf dem belebten Wochenmarkte ein Auflauf: der Fremde hat sich der Fleischbank von Schlachter Kroß genähert und mit Witen Slachters eine Unterhaltung begonnen. Da erwacht in Rasmus die Eifersucht und zwar so stark, daß er sein Messer zieht und den Fremden in die Brust sticht. Er flieht, und Witen Kroß, die den hübschen Fremden ihrem Rasmus vorzieht, verläßt ihren Vater, geht mit dem Fremden, der nicht tödlich getroffen ist, nach Tönning und dann nach Jütland — sie „kann nicht anders“, wie sie erklärt.

Witen Slachters ist auch ein Bild aus dem Volke, geschöpft aus den Jugenderinnerungen des Dichters, ein Bild, in dem das Gemütsleben des Volkes, das sich in der ganzen Stufenleiter

seiner Empfindungen offenbart, als der sattgefärbte Hintergund überall hindurchscheint. Für den ersten Augenblick scheinen die Mittel, mit denen der Dichter zeichnet, lauter bedeutungslose Kleinigkeiten zu sein, gerade so anspruchslos, wie auch die Menschen sind, die er malt; aber es sind Menschen mit wirklichem Fleisch und Blut, die ein gesundes Herz in der Brust haben, mit zwar einfachen, aber unter Umständen so starken Empfindungen, daß sie zu tieftragischen Konflikten und zur Aufopferung des eigenen Selbst führen können. Besonders dramatisch gestaltet sich die Schlußscene dadurch, daß der Dichter sie als vom Turm aus gesehen darstellt, ein Standpunkt, der zugleich ein Bild ist des geistigen Standpunktes, von dem aus er seine Jugenderinnerungen wiedergiebt.

Interessant ist ferner auch der Umstand, daß es ebenso wie im „Peter Kunrad" und „De Waterbörs" ein Fremder mit feinerer Kultur ist, der diesen einfachen Menschen zum Verhängnis wird.

Nebenher hat die Geschichte auch einen hohen biographischen und einen nicht minder bedeutenden kulturgeschichtlichen Wert, der mit jedem Jahrzehnt sich steigern wird.

XXXII. Erfolge und Anerkennungen.

Der Erfolg des Dichters war in den ersten Jahren seines Auftretens ein so seltener, daß in wenigen Jahren 7 Auflagen seines „Quickborn" mit im ganzen 20000 Abdrücken vergriffen waren und in den ersten 7 Jahren gegen 12 Auflagen nötig wurden. Mit der ersten Auflage wurde kaum der Bedarf in der Provinz Schleswig-Holstein gedeckt, die späteren fanden ihren Absatz sowohl in Süddeutschland als Norddeutschland, besonders auch in Oesterreich, wo die Vorbilder für die „Dialektdichtung" — wie z. B. Hebel, von Kobell, Klesheim, Rosegger u. s. w. — der Anerkennung des „Quickborn" Vorschub geleistet, um so mehr, da dort der Dialekt in weit größerem Umfange noch heute in täglicher Sprachübung ist als das Plattdeutsche in Norddeutschland (Dr. K. Eggers, Zukunft Nr. 51. 1893). Bald folgte, wie wir bereits berichtet, die Verbreitung nach Belgien, Holland, England, Dänemark und Nordamerika, und wir brauchen, um den ganzen Erfolg zu ermessen, nur zu erinnern an die mächtigen Bewegungen, die auf dem Gebiete des sprachlichen Lebens durch Groths Dichtungen in den Niederlanden und in Amerika, sowie neuerdings auch in Deutschland hervorgerufen oder doch mindestens gestärkt und gefördert worden sind.

Doch kann bei den Grothschen Dichtungen nicht von einem stetig und gleichmäßig sich steigernden Erfolg die Rede sein: er war vielmehr bald größer, bald geringer, je nach dem die Zeitläufte ihm günstig waren oder nicht. So durchaus unpolitisch der größere und bessere Teil seiner Dichtungen auch ist, so innig hängt doch die Wirkung seiner Schöpfungen in die Breite und auf die Masse des Volkes

mit den nationalen Bewegungen zusammen. Das fühlten sofort die Dänen heraus, ohne sich darüber klar zu werden, daß gerade der „Quickborn“ eine Quelle war, aus dem das Deutschtum einen so stärkenden Trank schöpfen konnte, wie er noch niemals ihm gereicht worden war. „Das Plattdeutsche hat in Schleswig das Deutschtum gerettet,“ sagt Groth in seinem Artikel über den kolonisatorischen Wert des Plattdeutschen. Daher denn auch zum Teil seine Popularität in Schleswig-Holstein zu einer Zeit, als die nationale Erregung hier am stärksten war. Wir sagen mit gutem Bedacht: „zum Teil“, denn es muß dabei immer festgehalten werden, daß es in erster Linie der dichterische Wert seiner Arbeiten war, der ihnen die Pforten zu den Herzen seiner Landsleute öffnete.

Aehnlich liegt die Sache in den Niederlanden, in Amerika und in Oesterreich und neuerdings auch im Deutschen Reich: überall ist es ein Kampf für die Muttersprache und die Eigenart des Volksgeistes, den der Sänger mit seinen Liedern begleitet, weniger freilich auf dem offenen Schlachtfeld, als vielmehr in der Familie und am häuslichen Herd.

Hiermit ist aber notwendig das Schicksal verknüpft, daß der Dichter an Popularität verliert, wenn für die Strömung, die ihn trägt, die Zeit der Ebbe eintritt: er muß dann eben warten, bis die Hochflut in irgend einer Weise von neuem erscheint. Diese Zeit der Ebbe hat Groth durchlebt: sie mochte vielleicht reichen vom Jahre 1870 bis zur Mitte der achtziger Jahre. Diese Zeit hatte in Deutschland keine Stimmung für seinen Ernst und seine Tiefe. Fritz Reuter mit seinem Humor wurde der Mann des Tages. Es waren für den Dichter, der für die Ehre seiner Muttersprache sein Leben eingesetzt hatte und der noch stets mit unentgeltlichen Beiträgen, poetischen und prosaischen, und nicht selten mit Opfern an barem Gelde für die Sache seines Lebens kämpfte, schmerzliche Jahre. Er mußte es erleben, daß das schönste seiner Idylle, der „Heisterkrog“, kaum gelesen wurde und er war über das gedankenlose Nachbeten dessen, was Litterarhistoriker, wie Karl Gödeke u. a., in die Welt hinausschrieben, oft so verzweifelt, daß er, einer der gedankenreichsten und formgewandtesten Dichter unserer Zeit, sich ernstlich fragte, ob er nicht über sich selbst sich täusche?

Um wie manche Gabe hat sich das deutsche Volk gebracht

durch das kühle Verhalten, das es dem Dichter Jahrzehnte hindurch bewiesen hat!

Freilich ist es unseren größten Dichtern Goethe und Schiller nicht anders ergangen. „Während des Xenienkampfes 1797 werden die beiden Dichter durchgehends als „zwei Litteraten von zweifelhafter Begabung“ behandelt. Eine der Hauptbroschüren wider sie ist wider „die zwei Sudelköche in Weimar und Jena“ gerichtet. — Ein preußischer Stabsoffizier, der zu jener Zeit bei Goethe in Einquartierung lag, hatte niemals dessen Namen gehört. Als die Gesamtausgabe von Goethes Schriften unternommen werden soll, klagt der Verleger in seinen Briefen bitterlich über den geringen Absatz. Der illegitime Schwager des Dichters, Vulpius, Verfasser des Rinaldo Rinaldini, erfreut sich eines weit besseren. Ja mit einem europäischen Lieblingsstück, wie Kotzebues „Menschenhaß und Reue“, vermögen „Tasso“ und „Iphigenie“ so wenig zu wetteifern, daß Goethe selbst erzählt, sie würden in Weimar nur jedes dritte, vierte Jahr einmal gegeben.“ (G. Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts 2. Bd. S. 38 und 39).

Wie aber für unsere Heroen die Zeit gekommen ist, wo nicht nur jeder Stabsoffizier, sondern auch jedes Kind sie kennt und wo man allerorten ihre Statuen bekränzt, so wird auch für Groth die Zeit kommen, wo man ihm auf dem Parnaß die verdiente Stelle geben wird. Und es beginnt bereits zu tagen, man kommt mehr und mehr auf ihn zurück und wie Morgenrot am fernen Horizont kündigt sich auch für ihn das kommende Jahrhundert an. Die Bürgschaft dafür konnte er sehen in den Kränzen, die seine Verehrer ihm aufs Haupt legten, sobald die rechte Gelegenheit sich fand.

Je schwächer die Nachfrage nach seinen Werken wurde, um so erfreulicher mußten ihm die Anerkennungen sein, die in dieser schweren und trüben Zeit trotz alledem ihm wurden und ihm zeigten, daß er nicht vergessen war, daß vielmehr das Feuer, das er angezündet, auch im Vaterlande unter der Asche glühte und von einer Gemeinde, die nicht so klein war, als ihm in schweren Stunden scheinen mochte, treu gehegt und gepflegt wurde, bis einmal ein frischer Frühlingswind die Flamme neu entfachen werde.

Es war die Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des „Quickborn“, die ihm dies zum ersten Male in überraschender Weise zeigte.

Die Feier, die im Jahre 1872 im Hause des Dr. Meyer auf Forsteck stattfand, war von den Freunden Groths, unter denen der Maler Christian Magnussen aus Schleswig einer der thätigsten war, in der Stille vorbereitet, und das Geheimnis war so gut bewahrt worden, daß der Dichter auch nicht das mindeste davon ahnte. Indem wir in der Darstellung dieser Feier seinen beiden Freunden Dr. Karl Eggers und Dr. Hansen folgen, geben wir zunächst jenem das Wort:

„Es war mir vergönnt, Teilnehmer an dieser Feier zu sein." „Wer je zur sonnigen Sommerzeit in Kiel war, der hat den Ausflug nach Düsternbrok und Bellevue nicht versäumt, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft die schöne Villa „Forsteck" mit ihren herrlichen, sich hügelwärts bis zum Meere der Kieler Bucht erstreckenden Garten- und Parkanlagen jedem ins Auge fällt." „Hier in Forsteck war dem Dichter das Fest bereitet und zwei erinnerungsvolle Tage knüpfen sich an diesen Ort und seine Umgebung. Die Festgenossen, befreundete Professoren aus Kiel, (Marineoffiziere d. V.), sonstige Freunde, Bekannte und Verehrer des Dichters aus der Nähe wie aus der Ferne bis Bremen hin und Berlin waren versammelt, als der Gefeierte mit seiner Gattin ahnungslos in den Kreis trat, vermeintlich zu einem der häufiger vorkommenden gastlichen Mittagsmahle geladen. Ich sehe ihn noch, wie er über die Schwelle schritt, eine hochaufgeschossene, etwas hagere, aber kräftige Hünengestalt mit den freundlichen blauen Augen und den roten Backen im langgeschnittenen, von blondem Haar und kurzem Vollbart umsäumten Antlitz. Er stutzte — er fand nur spärliche Worte, als die herzlichen Begrüßungen ihm klar machten, daß er der Mittelpunkt jenes Tages sein sollte." Die Festgabe bestand in einem schönen, nach einem Entwurf von seinem Freunde Magnussen geschnitzten Lehnstuhl, dem sog. „Quickbornstuhl", der noch jetzt eines der oberen Zimmer des Dichters ziert. „In der Mitte des Saales," lassen wir Hansen fortfahren, „stand ein einfacher Lehnstuhl und Herr Magnussen begrüßte Groth mit einem längeren, von Dr. Karl Eggers, dem Dichter der „Tremsen", verfaßten Gedicht, das nach einer Schilderung der Zeit und der Zustände, die dem Auftreten Groths vorauf gingen, folgenden Inhalt hatte:

„Sie haben Ihr Pfund, das Ihnen von dem Herrn anvertraut worden ist, nicht vergraben. Gleich wie ein lebender Quell in der Frühjahrszeit frisch hervorbricht und das Land befruchtet, so fließt nun der „„Quickborn"" durch Marsch und

Geest und die Bewohner trinken aus ihm in vollen Zügen und er schenkt ihnen Kraft. Was uns betrifft, so haben Sie uns die Augen aufgemacht. Wer hätte geglaubt, daß ein solcher Reichtum, eine solche Tiefe und eine solche Musik in der Sprache steckte, die wir von Kindesbeinen an jeden Tag sprechen!

Niemand hatte es gemerkt! Wenn wir unser Plattdeutsch gedruckt lasen, so schien es nur für Geschwätz und für Scherz, für niedrige Sachen und für platte Späße geschaffen und deshalb stand es am Pranger wie ein Missethäter. Sie aber brachten die Schwester der hochdeutschen Sprache wieder zu Ehren. Sie verstanden das Wort von unserm Martin Luther: „„Fragt zu Hause die Mutter, die Kinder auf der Straße, die Männer auf dem Markt,““ — Sie sahen ihnen auf den Mund und verdolmetschten es und auch wir begriffen, was Plattdeutsch eigentlich ist. Wie fromm klang diese Sprache! Sie sang wie Musik! Wie zärtlich und wie vertraulich floß sie uns ums Herz, als Sie uns die Lieder für die Kinder sangen, als Sie uns die Heide und die Dünen zeigten, den grünen Wald und die weite blaue See; als uns Ihre Lieder stimmten zu der höchsten Freude und dem tiefsten Schmerz. Wie griff es uns an die Seele, wenn Sie uns erklärten, was sich das Volk erzählt und uns erzählten aus den alten Chroniken von Holstein und Dithmarschen! So haben Sie seit vielen Jahren für uns gesorgt und gaben uns noch kürzlich einen zweiten Quickborn, einen neuen frischen Trunk aus der frischen Quelle. So wird es denn auch Zeit, daß wir, soviel in unsern schwachen Kräften steht, in gleicher Weise auch für Sie ein wenig sorgen. Hier, nehmen Sie diesen Lehnstuhl, setzen Sie sich darein und gönnen Sie sich zuweilen Ruhe nach all Ihrer Arbeit. Er ist kantig und aus derbem Holz, ebenso wie auch unsere plattdeutsche Sprache öfters bäurisch klingt; gleichwohl sitzt etwas darin, ebenso wie in diesem Stuhl. Sehen Sie ihn darauf einmal an! Wir unsererseits können nicht mehr thun als wünschen, daß die Stütze, die wir Ihnen anbieten, Ihnen wohl thun und unser Geschenk für Sie dasselbe werde als das Ihre für uns gewesen: Ein „Quickborn“.

Groth sah darauf den Stuhl näher an und in der Rückenlehne ging ein geheimes Fach auf, aus welchem ein ansehnliches Geldgeschenk zum Vorschein kam, das von Freunden und Verehrern des Dichters, hauptsächlich auf Magnussens Betreiben, in der Stille zusammengebracht worden war. „Aus meistens nur kleinen Beiträgen, von welchen auch fürstliche

Geber allerdings sich nicht ausgeschlossen haben, setzte sich ein ganz ansehnliches Kapital zusammen, dessen Stifter in Hunderten vorzugsweise über Norddeutschland und Holland, dann aber auch gleichzeitig über England und Nordamerika zerstreut sind.“ Durch diese Huldigung ward Groth „gänzlich übermannt und man sah den kräftigen Mann stumm mit verhaltenen Thränen ringen. Erst allmählich wich eine fast schüchterne Einsilbigkeit der immer heiterer auf ihn eindringenden Feststimmung der Gäste; dann aber bald und fast plötzlich war er der heitersten einer und das Wort floß ihm fröhlich vom Munde. — Und wenn er später toastend redete — fast leise beginnend, weichmütig und nach Worten suchend — bald steigerte sich der Fluß der Rede zu einem lauten, brausenden Strome, über welchem das Auge blitzte, und kaum vermochte sie dann den eilenden, kraftvollen Gedanken zu folgen. Und dieser Eindruck von seiner Persönlichkeit, dieser Gegensatz einer fast schüchternen heiteren Kindlichkeit, gepaart mit ernster und kräftiger Mannhaftigkeit, wiederholte sich stets von neuem, wie in seiner äußeren Erscheinung, so in der Darlegung seines Innern: bei der Festtafel, bei gemeinsamer geselliger Unterhaltung, im Verkehr zu Zweien, wie dies alles sich in jenen Tagen reichlich ergab bei den gastfreien Wirten, beim Waldgange, bei fröhlicher Fahrt auf der Kieler Bucht oder endlich in des Dichters eigenem Heim.“ (Eggers, „Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung“.)

Nicht minder schwer, für den Dichter noch schwerer ins Gewicht fiel eine andere Anerkennung, die darin bestand, daß ihm im Jahre 1875 der Goethe-Preis verliehen wurde, der 3000 Mark betrug, eine Auszeichnung, deren sich nur das echte und wahre Genie zu erfreuen hat. Und wenn je ein Dichter der nachklassischen Zeit im Geiste Goethes gedacht, empfunden und gedichtet hat, so war es gewiß Groth. „Nach Uhlands Tode 1862 sagte Hebbel, jetzt besteige Klaus Groth den lyrischen Thron in Deutschland, und in der That ist Groths „Quickborn“ eine Gedichtsammlung, der in der ganzen deutschen Litteratur nichts an die Seite zu stellen ist, der getreue und allseitige Ausdruck eines ganzen Volkstums, und zwar eines noch ungebrochenen; selbst die persönlichste Lyrik bleibt noch im Rahmen dieses Volkstums.“ (A. Bartels, Die Alten und die Jungen.) Mit Recht sagt E. Wolff in seiner Biographie Goethes: „Hat sich das modische Versepos freilich von Goethes Stil abgewandt, so wirkte doch noch als

fähiger Fortpflanzer des Goetheschen Idyllenstils der Dichter des „Heisterkrog“, des „Peter Kunrad“ und der „Hanne ut Frankrik“. (Goethes Leben und Werke von E. Wolff S. 347.) Dies fühlte sofort auch der alte Eckermann, der Groth bald nach dem Erscheinen des „Quickborn“ in Kiel besuchte und seine aufrichtig empfundene Freude über diese neue Erscheinung auf dem Gebiete der Dichtkunst äußerte. Groth schildert uns den Besuch, über den wir vielleicht am passendsten hier berichten, mit folgenden Worten: „In solcher Stimmung (in der Erbitterung bestehend, die durch allerlei ungeziemende Fragen neugieriger Besucher erzeugt worden war) verweigerte ich auch einmal dem guten Eckermann, Goethes getreuem Freund, den Zutritt. Doch er fing mich außer dem Hause auf, und ich war schnell durch seine Liebenswürdigkeit bezwungen. Das war nun einmal ein Mann, der mich wirklich begriffen hatte. Noch höre ich seine heisere Stimme — er war erkältet —, rauh wie ein Rabe, und sehe seine kleine drollige Figur. Durch die Brille blickte er zu meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich ab und sagte: „„So groß war der alte Herr!““ — so nannte er Goethe. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art von Empfang ganz sonderlich traf oder schmeichelte. Es bedurfte seinerseits nicht mehr der Entschuldigung, welche er vorbrachte: daß er mich sehen und sprechen müßte!

Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren „„Quickborn““ erlebt hätte!“ da war ich bis ins Herz gerührt. Es war mir, als spräche der Dichterfürst selbst mir seinen Beifall aus. Mich durchzitterte die geistige Nähe des Mächtigen, den ich über alles verehrte. Zum ersten Male traf ich einen Lebenden an, der Goethe persönlich gekannt, ja mit ihm in täglichem Verkehr gelebt hatte. Man kann sich denken, wie ich ihn ausfrug über Dinge, die man nicht weiß oder vernimmt, wenn man auch, wie ich, die ganze Goethe-Litteratur kennt. Und wie gern erzählte der treue Alte einem so begeisterten Zuhörer wie mir! Ich frug besonders nach Dingen betreffend das tägliche Thun und Treiben Goethes, über Gang und Stimme, Manieren u. s. f.“ („Lebenserinnerungen“ S. 86). — Wie bezeichnend für den Geist Goethes, der in Groth lebte, daß gerade diese Dinge ihn interessierten, nicht als nebensächliche Kleinigkeiten, sondern als Charakteristika, in denen das Wesen sich offenbart.

Schopenhauer sagt: „Gerade in Kleinigkeiten, als bei welchen der Mensch sich nicht zusammennimmt, zeigt er seinen

Charakter“ und er rät deshalb, keine Gelegenheit zu versäumen, diese zu beobachten.

Nach dieser Regel handelte Groth, ganz im Sinne Goethes, den er ebenso verehrte, wie der genannte Philosoph und dessen Geist mehr oder minder in allen seinen Werken lebt. Gewiß war er deshalb des Goethepreises würdig, wie kein anderer Sänger im deutschen Dichterwald.

Von 1877 bis 1899.

XXXIII. Groths häusliches Leben in dieser Zeit.

Wir haben in unserer Darstellung hier einen Abschnitt gemacht, weil das Schicksal hier wirklich einen Einschnitt in Groths sonst ziemlich gleichmäßig dahin fließendes Leben machte.

Seit dem Jahre 1876 machte sich bei Groths Frau ein Lungenleiden bemerkbar, das langsam aber stetig lästiger wurde. Alle Schonung und Pflege war vergebens. Die Aerzte gaben endlich den Rat, im Süden eine mildere Luft aufzusuchen. So reiste denn Groth mit seiner kranken Frau im Herbst 1876 fort, mit der Leidenden teils in Nizza, teils in Mentone sich aufhaltend. Als man im Laufe des Winters in die Heimat zurückkehrte, war allerdings eine geringe Besserung eingetreten, aber das Leiden war nicht gehoben und die tückische Krankheit übte fortgesetzt ihre zerstörende Wirkung an dem zarten, stark geschwächten Körper. Die Kräfte sanken mehr und mehr und man konnte bald über den Ausgang nicht mehr zweifelhaft sein. Im Januar 1877 folgte sie ihrem vor 11 Jahren dahingegangenen Erstgeborenen ins Grab. —

Damit war für den Dichter eine furchtbare Lücke in sein häusliches und zugleich auch in sein geistiges Leben gerissen. Als sein Bruder Johann starb, schloß er den Nachruf an ihn mit den Worten:

„Du blevst un heelst di op, Jehann,
Wet ik de Leefste kreeg;
Nu lat uns Gott tohop, Jehann,
Wet ik di wedder seeg!“

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 29.)

Und bei seiner Verlobung sang er:

„Kein Mißgeschick ist arg genug
Wir tragen's Hand in Hand."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 246.)

Ja betrübt und traurig stand er da: die, die Freud und Leid mit ihm geteilt und getragen, die ein so tiefes Verständnis für alles, was ihn bewegte, besonders auch für sein dichterisches Streben gehabt hatte, wie keiner sonst, war ihm durch die kalte Hand des Todes von der Seite gerissen. Sein Haus war verödet; die Musik, die ihm sonst die schönsten Stunden bereitet und ihn über so manches Schwere hinweggetragen hatte, verstummte, aller Verkehr außer dem Hause hörte auf und das Leben war für ihn fortan ein anderes. Die Sorge um seine drei Söhne und um seine häuslichen Angelegenheiten lag fortan auf ihm allein. Einstweilen teilte die Schwester der Verstorbenen mit ihm diese Last und was Groth ihr während seiner Verlobung am 13. Oktober 1858 gesungen, konnte jetzt in höherem Grade zur Wahrheit werden:

„Was wir an manchem Morgen
Besprochen und bedacht,
Was wir an Freud und Sorgen
Zusammen durchgemacht!

Du hast mit mir getragen
Und treulich hieltst du Stand,
Laß jetzt den Dank dir sagen,
Nimm hin die Bruderhand."

(Ges. Wk. Bd. 4 S. 235 und 236.)

So schwer der Verlust und so ungeheuer für den gemütstiefen Dichter der Schmerz war, er mußte bis zu einem gewissen Grade bezwungen und überwunden werden. Er mochte sich selbst sagen, was er später beim Tode seines dritten Bruders seiner trauernden Schwiegerin zurief:

„Du mußt wat ęten, mußt, min Kind,
Denn lęben maet wi, as wi sünd,
Ob junk, ob old, ob ganz toschann —
Doch brickt de Dag vaer Jeden an.

Dat Hart dat brickt ni, as man denkt,
Mußt doch vergeten, wat di kränkt,
Mußt wider wanken, as wi do't —
Kumm, itt min Kind, un nimm vun't Brot."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 30.)

Im Jahre 1880 wurde sein siebenzehnjähriger Sohn Albert von einer Lungenentzündung heimgesucht und Groth mußte auch die Stelle der heimgegangenen Mutter vertreten. „Ich habe," schreibt er 1884 an Hermine Spies, „vor vier Jahren meinen Aeltesten sieben Wochen an einer Lungenentzündung Nacht und Tag fast allein verpflegt und kaum verlassen." Es war eine trübe Zeit, aber das Schlimmste ging glücklich an seinem Hause vorüber. Der Genesende wuchs zu einer stattlichen Mannesgestalt heran, an der der Dichter immer seine Freude hatte. Die Krankheit hatte für Vater und Sohn den Segen gehabt, daß sie innerlich einander näher gekommen waren, „als jedes Glück es je vermocht hätte." Um so mehr schmerzte es ihn, als dieser Sohn, seiner Unternehmungslust folgend, das Vaterhaus verließ, um in der neuen Welt sein Glück zu suchen.

„Denn weer't en Anner — ok he gung fort,
Hoch weer he wussen hier achter de Port.
Dat Nest ward to lütt, de Vagel ward flügg,
He geit in de Welt, he winkt noch torügg:
Ade! Ade!
Un de Port de knarrt.
Un ik sitt dar mit min eensam Hart."

(„Min Port", Ges. Wk. Bd. 1 S. 219 u. 220.)

Viel schwerer aber war der Schlag, der ihn traf, als am 10. September 1889 sein Sohn August in dem blühenden Jünglingsalter von 23 Jahren starb. Monatelang hatte Groth an dem Krankenbette gesessen und mit väterlicher Sorgfalt seinen Liebling gepflegt; aber diesmal ohne Erfolg. Die Gartenpforte, durch die er so oft rüstig und fröhlich aus- und eingegangen war, schloß sich für ihn zum letzten Mal.

Da mittlerweile auch sein Sohn Carl, jetzt Weinhändler in Rüdesheim, das väterliche Haus verlassen hatte, so blieb der Dichter mit seiner alten treuen Wirtschafterin „Greten", die ihm bis heute den Hausstand führt, allein.

Die Freunde starben einer nach dem andern hin und wenn

auch jüngere in großer Zahl sich von neuem um ihn scharten, so konnten sie doch den leeren Platz in seinem Herzen nicht ganz ausfüllen.

„So ward se still un stiller min Port,
All wat mi leef, geit rut un blift fort,
Bekannte to vęl, jümmer weniger Frünn,
Un endlich bliv ik alleen hier binn.“

(„Min Port“, Ges. Wk. Bd. 1 S. 220.)

XXXIV. Größere und kleinere Reisen.

Je einsamer ihm das Haus wurde, je mehr war es ihm Bedürfnis, in der Sommerzeit ein Stück von der großen Welt zu sehen und an der Natur sich zu erbauen.

Er war, wie wir wissen, ein Freund des Meeres, wie selten einer. Allsommerlich suchte er deshalb ein Seebad auf, für eine Reihe von Jahren auf der Insel Föhr, wo er 1886 den „Abschied“ (Ges. Wk. Bd. 4 S. 319) dichtete, später auf Sylt, wo man ihn als regelmäßigen Gast entweder in Begleitung seines jungen Landsmannes, des Künstlers N. Bachmann aus Heide, oder des Fabrikanten Lorenzen aus Friedrichstadt begrüßen konnte. Er war hier schließlich eine so bekannte und beliebte Persönlichkeit, daß er von der Badedirektion zum Ehrengast ernannt wurde.

Auf den Reisen dahin berührte er auch seine Vaterstadt; aber er hat unseres Wissens in dieser Zeit nur einmal und zwar als er das letzte Mal, 1897, Sylt besuchte, sich entschließen können, auszusteigen und in Begleitung des jungen Dr. Lorenzen „Lüttenheid“ wiederzusehen. Ehe er jedoch soweit gekommen war, sein Elternhaus zu erblicken, schien ihn sein Entschluß zu reuen, er stand plötzlich still und war nicht zu bewegen, einen Schritt weiter zu thun: er konnte den Anblick nicht ertragen. Der Gegensatz des jetzigen und früheren Kleinheide, auf dem er seine goldne Jugendzeit verlebt hatte, berührte sein Gemüt so schmerzlich, daß er auf ein Wiedersehen verzichten mußte. Wer Groth kennt, weiß, wie schwer er unter solchen Eindrücken zu leiden hatte und wie ungerechtfertigt es ist, ihm für den seltenen Besuch seiner Heimat andere Motive zu unterstellen. Keiner hat sie mit allen Fasern seines Herzens so geliebt, wie er.

Nebenher unternahm er von Zeit zu Zeit auch größere und kleinere Reisen.

Am 28. Dezember 1879 finden wir ihn in Hamburg, wo er der Versammlung des „Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“, der in Harms Gasthofe sein 5. Stiftungsfest feierte, beiwohnte. Der Verein, an dessen Gründung Groth vor 4 Jahren mit seinem Rate beteiligt war, zählte damals 370 Mitglieder, die durch 30 Herren, unter denen der Präsident Dr. Lübben, ferner Professor Wilhelm Scherer und Dr. Theobald, vertreten waren. Nachdem bei Tische der letztgenannte auf den Gegensatz, der zwischen den Sprachgelehrten und den Dilettanten sich bemerkbar gemacht, hingewiesen hatte, toastete Scherer in sprachgewandter und geistvoller Weise auf das Zusammenarbeiten beider und darauf der Alterspräsident Dr. Classen auf Klaus Groth, von dem die jungen Mitglieder wohl nicht wüßten, was der mit seinem „Quickborn“ einmal gebracht hätte, in dem er der Welt gezeigt, was unsere Muttersprache sei und könne.

Groth erwiderte darauf, daß viele auch wohl nicht wüßten, daß sein freundlicher Vorredner der erste gewesen, der schon in den dreißiger Jahren einmal zu Ehren der plattdeutschen Mundart eine eigene Schrift herausgegeben hätte. Und nun erzählte er, wie sie beide auch für den „Verein für niederdeutsche Sprachforschung“ thätig gewesen seien. Er, Groth, habe Dr. Theobald und Dr. Mielck gleich gesagt, als sie wegen des Vereins zu ihm gekommen, daß man hier mit Gelehrsamkeit nichts ausrichte, sondern daß man ins Volk hinein steigen und für die Sache agitieren müsse. Und ein Agitator sei Dr. Classen, das habe er bewiesen, denn er habe geschrieben an Herodes und Pilatus, von Frankreichs Grenzen bis nach Rußland, damit das Ding nicht nur eine Gelehrtenrepublik bleibe — und so sei es denn auch geworden.

Interessant ist es, mit welcher Konsequenz Groth hier noch immer denselben und allein richtigen Standpunkt vertritt, aus dem die Idee zu seinem „Quickborn“ entsprungen war: daß nicht gelehrte Auseinandersetzungen und Forschungen, sondern volkstümliche Thaten allein den rechten Erfolg verbürgen.

1883 machte er eine Reise nach Italien, von welcher er nach einer Notiz im „Eekbom“ Anfang Juli wieder zurückkehrte, vielleicht die, die er (nach einer Mitteilung seines Sohnes Carl) mit seinen beiden Freunden Pius Warburg, Bankier in Altona, und dem Künstler Allers unternahm, über die der

Verfasser von Groth aber nichts erfahren hat. Zu seiner Erholung hielt er sich während dieser Reise einige Wochen in der Schweiz auf, wo er fast täglich mit seinem Freunde Johannes Brahms zusammen lebte.

Im Mai 1884 war er auf dem Musikfest in Hamburg, wo er Hermine Spies kennen lernte, und am 21. Dezember desselben Jahres schreibt er an die berühmte Sängerin:

„Also ich war acht Tage mit Brahms in Hamburg und Altona zusammen. Von den Genüssen, musikalischer und gesellschaftlicher Art, kann kein Brief berichten. Nicht bloß Reinthaler und Brahms wollten mich bereden, mit nach Bremen zu gehen und Sie die Rhapsodie singen zu hören — ich wurde auch noch von Frau Konsul Finke und meinem Sohn Karl durch Brief und Postkarte bestürmt, mit Brahms zu reisen — aber es ging nicht, es gab Notwendiges zu thun. Von Brahms nahm ich am Sonnabend Abschied."

Im Sommer 1888 ging er mit Freunden nach Thun in der Schweiz. Er wohnte in dem schönen großen Hotel „Thuner Hof", unmittelbar am Flusse. Gerüchtsweise hatte er vernommen, daß auch sein Freund J. Brahms dort sei. Er suchte ihn sofort auf und kam sehr häufig mit ihm zusammen. Sehr oft machten die beiden morgens in der Frühe Spaziergänge, wobei Groth „meistens auf den Kranz der majestätischen Berge schaute." Als er, der Siebenzigjährige, einmal äußerte, daß er Lust habe, den „Riesen", der nicht sehr hoch war, zu besteigen, warnte ihn Brahms so eindringend und besorgt, daß er den Gedanken aufgab.

Den Winter 1895—1896 hielt er sich bei seinem langjährigen Freunde Allers auf Capri auf. Der Biograph Allers', Dr. Olinda, schreibt über den Aufenthalt und die hier verlebte Geburtstagsfeier des Dichters folgendes: „Im Winter 1895/96 hielt Groth als mit offenen Armen empfangener Gast in das romantische, hochpoetische Künstlerheim seines Freundes seinen Einzug, — erst jetzt, in seinem sechsundsiebenzigsten Jahr, hatten es ihm die Verhältnisse möglich gemacht, seiner Heimat am buchen- und eichenumrauschten Ostseestrande zeitweilig Lebewohl zu sagen.

Er hatte sich auf der Insel bald heimisch gemacht, bald sich die allgemeine Sympathie, Liebe und Wertschätzung der dort zahlreich vertretenen deutschen Kolonie erworben. Wenn er des Nachmittags oder Abends in den bei Morgano (im „Kater Hiddigeigei") zu Capri oder bei Moll und Bitter zu

Anacapri versammelte Kreis deutscher Landsleute und ihrer Damen trat, ward er jedesmal mit einem Jubelruf willkommen geheißen und ihm sofort der Ehrensitz eingeräumt. Niemals wollte man ihn wieder fortlassen, ehe man seine anregende Gesellschaft ein paar Stunden hindurch genossen. Allgemein bewunderte man die fast jugendliche Rüstigkeit und Geistesfrische des Professors, für welchen es, wie für unseren Dichterheros Goethe, kein Alter, keine körperliche und geistige Hinfälligkeit zu geben scheint.

Nicht bloß bei unsern deutschen Landsleuten, auch bei den italienischen Bewohnern der Insel war Klaus Groth bald eine bekannte und beliebte Persönlichkeit geworden. Die munteren ragazzi, die barfüßigen raggazzino freuen sich stets, wenn sie seiner ansichtig werden und sprechen ihn mit deutschen Redebrocken, die sie aufgeschnappt, an „Gutten Morken, Err Professore!“ „Abben Sie gutt geschlafen?“ „Wie gett's?“ „Schöne Wetter eit!“ u. s. w.

So war es denn kein Wunder, wenn der 77. Geburtstag des Nestors der plattdeutschen Dichtung, der am 24. April in der Villa Allers begangen wurde, sich nicht nur zu einem Festtage für die Familie Allers und die deutsche Kolonie auf Capri, sondern zu einem solchen für die ganze Insel gestaltete. Auch der Himmel sandte dem Geburtstagskinde seine herzliche Gratulation in Gestalt von blauem und goldigem Sonnenschein hernieder — hatte es doch in den vorhergehenden Tagen beständig gestürmt und geregnet und war der traditionelle sonnige Himmel Italiens fast zur Mythe geworden.

Schon am Abend vorher hatten die Domestiken des Hauses — der flinke, trotz seiner Jugend ungemein intelligente Natale und die schwarzäugige Maria — auf eigene Faust alle Räume aufs reizendste mit frischem Epheu geschmückt. Als Klaus Groth am Morgen seines Geburtstages erwachte, sah er sein Zimmer — er bewohnt das sonnigste der ganzen Villa mit weitem Blick über Felsen und Meer — in einen Blumengarten verwandelt. Auf dem Kaffeetisch prangte ein großes duftendes Bouquet mit den farbigsten Blumen, welche Lucia und Beppino Morgano (aus dem „Kater Hiddigeigei“) gestiftet. Dann rückte, an der Spitze natürlich die gerade auf Capri anwesenden Kieler Freunde des Dichters, die Völkerwanderung der stranieri an, alle mit wahren Chimborassos von Blumen beladen. Da sah man außer unseren deutschen Landsleuten auch noch Holländer und Amerikaner und außer

Excellenzen, Professoren, Doktoren, Referendaren, Assessoren und Rentiers auch die unvermeidlichen Autographen sammelnden jüngeren und älteren Damen. Beständiges Händedrücken, beständiges Zutrinken, untermischt mit fröhlichem Lachen und mit scherzhaften Bemerkungen! Die alte Telegraphenfrau lief sich schon bis Mittag müde mit den immer von neuem einlaufenden Telegrammen — es fehlte wenig daran, daß sie ihre Kielhölzer hätte in Havarie erklären müssen. Dazu brachten barfüßige, schwarzgelockte Capreser Mädchen unausgesetzt dem Professor originelle Blumenspenden mit mündlichen oder schriftlichen Grüßen ins Haus.

Am Nachmittag versammelte sich auf der Villa der deutsche Kegelklub „Tiberius“ zu einem Festkegeln, bei welchem zu gleicher Zeit ein aus Bonn durch Fräulein Elsa Lange aus Kiel gestiftetes neues Kegelbrett eingeweiht wurde.

Am Abend fanden sich in der Villa Allers die näheren Freunde und Bekannten des Dichters zur Festtafel zusammen. In der sala di pranzo (Speisesaal) gossen der große Kronleuchter mit seinen Drachen und Engelsgestalten sowie zwei mächtige Kandelaber ein Meer von Licht aus und ließen die eigentümliche, hochmalerische Einrichtung des Saales bis in die kleinsten Details erkennen. Eine reiche Fülle von Rosen, Veilchen, Goldlacken, Reseda und Syringen prangten in Vasen auf der Tafel im Verein mit wilden Bergblumen, letztere gesammelt und gepflückt von dem intimen Freunde des Professors, Generalarzt a. D. der Marine Dr. Huethe, der zu diesem Zwecke am heutigen Tage noch stundenlang an den felsigen Abhängen des Eilandes herumgeklettert war. Und nicht bloß die sala di pranzo, auch die ganze Villa, alle ihre Terrassen und Säulenhallen, strahlten im blendenden Lichtglanz — dazu funkelten noch unzählige andere Lichter aus dem die Villa umrankenden und umwuchernden Grün der Rosen, Oliven, Kaktus, Aloes, Mandarinen-, Apfelsinen- und Johannisbrotbäume, der Palmen, Mispeln und des Kampagnagrases. Es war ein Anblick wie aus einem Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Ein reizender Damenflor verschönte die Tafel. Was die männlichen Festteilnehmer betraf, so waren sie in behaglichster, heiterster Stimmung und zeigten sich äußerst „trinkbar“. Herr General von Berger hielt, den Pokal mit goldfunkelndem Rüdesheimer in der Rechten, in schwungvollen Worten die Festrede.

Gerührt, das Antlitz verklärt von inniger Herzensfreude, saß der Gefeierte in jugendlich frischer Haltung auf dem Ehrenplatz. Seine Augen feuchteten sich, als jetzt, wie ein Gruß aus himmlischen Sphären, sanfte, süße Melodien sein Ohr trafen; Variationen zu Beethovens Appassionata und Johannes Brahms Balladen, welche Tonstücke Frau Lange, eine alte Freundin des Dichters, ihm zu Ehren auf dem Klavier mit Meisterschaft vortrug.

Verhallt sind die Klänge und Melodien — wieder huschen die neckischen Geister des Humors und Frohsinns über die Festtafel. Da plötzlich draußen ein Knattern und Knallen, ein Brüllen und Gellen, als sei eine feindliche Horde im Begriff, die Villa zu erklettern und zu erstürmen. Alles eilt auf die Pergola. Da sieht man auf der unterhalb der Villa an der rechten Seite des Gartens gelegenen, noch von dem Kaiser Augustus herstammenden antiken Kantina den gewandten, behenden ragazza Natale stehen, der eben begonnen, zu Ehren des poéta laureato tedesco ein Feuerwerk abzubrennen. Lustig zischen die Raketen zu dem stillen, sanften Mondhimmel empor, begleitet von einem hundertstimmigen Jubelschrei der vor dem Portal der Villa dichtgestauten Volksmenge. Und als nun die weißlockige Gestalt Klaus Groths an die Brüstung tritt, sodaß sie auch den unten Stehenden sichtbar, da empfängt ihn begeistertes Evviva-Rufen, das garnicht enden will.

Wenn der Verfasser des „Quickborn" wieder in seiner nordischen Heimat am Ostseestrande angelangt, wird er auf die Feier seines 77. Geburtstages wie auf einen Märchentraum zurückblicken." (Kieler Zeitung Nr. 17313, 1896.)

Der Aufenthalt auf dem schönen Capri stimmte ihn zu folgendem Gedicht:

So sang die Lerche im Herbst 1895
als sie wegzog und ich mit ihr!

Ade, ade, de Sommerzeit
Ade bet tokum Jahr!
Ade, ade, de Blaeder weiht —
Nu ward dat Hart mi swar.
    Ik heff wull sung'n en schöne Tid,
Den ganzen Sommer hin;
Nu reis' ik fort, nu reis' ik mit
Na'n Süden, na de Sünn.

So keem'n wi hier, de Lerch un ik,
Un funn' dat warm un schön.
Doch blev se man en Ogenblick
Un weer nich mehr to sehn.
För Lerchen is dat hier keen Platz,
De ward lebennig fung'n,
Ward bradt, as Wachteln, Drosseln, Spatz —
Noch ehr se Leeder sung'n.

Ob't hier en Sänger beter geit —
Den „Kater" an de Siet?
De Hiddigeigei, seggt man, deit
Keen Harm an uns Slag Lüd.
Dar itt un drinkt un sitt und singt
Man heiter jeden Dag.
Lucia itt so schön, un bringt
All wat man wünschen mag.

So bu't en Sänger denn sin Nest
In warmen Sünnenschin,
Un Old Pagano gift sin Best
An Nahrung un an Win.

Der „Kater Hiddigeigei" ist berühmt durch Scheffels „Trompeter" nebst seiner anmutigen Wirtin.

Capri Albergo Pagano, 2. November 1895.

Klaus Groth."

XXXV. Groths geistiges Schaffen
von 1877—1899.

Seine Reisen waren Unterbrechungen seiner Thätigkeit, die wir jetzt näher ins Auge nehmen wollen.

Sie war fast ausschließlich eine gemeinnützige. Wie er schon in Heide teilnahm an allem, was irgend wie ein öffentliches Interesse hatte, so später auch in Kiel.

Die Zahl der angesehenen litterarischen Unternehmungen, die es sich zur Ehre und zur Empfehlung anrechneten, seinen Namen als Mitarbeiter verzeichnen zu dürfen, ist so groß, daß sie hier nicht einzeln genannt werden können. Soweit es indes Groth möglich war, diente er solchen Unternehmungen nicht nur mit seinem Namen, sondern auch mit der That.

Wenn irgend einem angesehenen Dichter ein Denkmal gesetzt oder im Sinne desselben eine Stiftung gegründet werden sollte, wurde seine Mitwirkung in Anspruch genommen. Einmal war er gleichzeitig in sieben solchen Ausschüssen thätig und noch heute sind es deren vier, für das Denkmal G. Freytags, Anzengrubers u. s. w.

Als es galt, mildthätige Hände zu öffnen, um die Not zu lindern, die 1883 durch eine Ueberschwemmung am Rhein entstanden war, dichtete er „Vaer uns' Landslüd an'n Rhin" (Ges. Wk. Bd. 2. S. 274), das als Einzelblatt zu gunsten der Sache verkauft wurde.

Im Januar des Jahres 1883 erließ der Verein „Quickborn" in Berlin ein Preisausschreiben, worin alle plattdeutschen Dichter aufgefordert wurden, ihre Muse zu satteln und den Preis zu erwerben 1. für eine plattdeutsche Ballade, 2. für

ein sangbares plattdeutsches Lied und 3. für eine plattdeutsche humoristische Erzählung. Die Preise bestanden in einer illustrierten Prachtausgabe von Klaus Groths „Quickborn", in Jochim Mähl's „Reineke Voß" und einem Jahresabbonnement auf den „Eekbom". In dieser Sache fungierte Groth mit Mähl und dem Vorsitzenden des Vereins „Quickborn", A. Langkavel, als Preisrichter. Die Entscheidung fiel im Juli desselben Jahres, und den Preis erhielten Bertha v. Woisky für ein Lied „Ik kenn en Land," Dr. Th. Unruh für eine Ballade „De Schipperbrut" und W. Tanck für eine Erzählung „Wu Schrödersch vertellt." („Eekbom" Nr. 4 und 29, 1884.)

In demselben Jahre schrieb die Redaktion des „Deutschen Dichterheims" in Dresden Preise aus für eine Ballade, ein lyrisches Gedicht und eine poetische Erzählung in gebundener Rede und Groth bildete mit Robert Hamerling, Hermann Lingg, Albert Möser, Jul. Sturm und Paul Heinze zusammen das Preisrichter-Kollegium, ein Beweis, daß er in den Kreisen der hochdeutschen Dichter nicht minder hoch im Ansehen stand.

Dem Baugewerksverein für Schleswig-Holstein mochte er den Wunsch nicht abschlagen, ihm zu seinem Stiftungsfest im Jahre 1873 ein Lied zu dichten, das er später im „Eekbom" Nr. 31, 1884 als Nachtrag zum „Plattdeutschen Liederbuch" veröffentlichte. (Ges. Wk. Bd. 2 S. 328 u. 329.)

Als der deutsche Imkerverein (1879) in Kiel tagte, mußte er dabei sein. Beim Festessen saß er neben dem bekannten Bienenzüchter Pfarrer Dzierzon aus Lobkowitz in Oberschlesien, von dem er viel Interessantes über die Natur und die Lebensweise der Bienen erfuhr. Als Kenner der Naturwissenschaften hatte Groth Verständnis für die wertvollen Beobachtungen des alten Herrn. Diese Berührung mit den Imkern wird ihm auch wohl die Anregung gegeben haben zu dem Liede „De ersten Höschen", das einem Gedichte in schweizer Mundart in der Bienenzeitung für die Schweiz frei nachgebildet ist, (Ges. Wk. Bd. 2 S. 329) und zu dem den schleswig-holsteinischen Imkern 1879 gewidmeten Gelegenheitsgedicht: „Prost Niejahr," in dem er eines besonders kalten Winters seiner Jugend und eines Erlebnisses mit einem Nachtwächter, der vor Kälte nicht „Prost Niejahr!" rufen konnte, sich erinnernd, darauf hinweist, daß auch ihm bei der Kälte der Herzen der Dichtermund fast zugefroren ist.

Wie er als Vorstandsmitglied des Vereins für Sammlung

vaterländischer Altertümer das neugegründete Museum unentgeltlich verwaltete, so war er später Mitglied des schleswig-holsteinischen Kunstvereins, der es sich zur Aufgabe macht, durch den Ankauf und die Verlosung guter Kunstwerke, besonders Gemälde, den Sinn für edle Kunst bei seinen über die Provinz zerstreuten Mitgliedern zu fördern.

Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Hebbel brachten es mit sich, daß er zum Vorsitzenden eines Komitées ernannt wurde, das das Andenken des großen vaterländischen Dichters durch Gründung einer Hebbelstiftung zu ehren und lebendig zu erhalten sucht.

Der Plan der Dithmarscher, die vierhundertjährige Wiederkehr des ruhmreichen Tages der Schlacht bei Hemmingstedt durch eine Feier und die Errichtung eines Denkmals zu begehen, gab ihm Gelegenheit, mit seinen speziellen Landsleuten einmal wieder für die idealen Interessen seiner Heimat thätig zu sein, indem er zum Ehrenmitgliede des dafür eingesetzten Ausschusses ernannt wurde. Leider hat die Angelegenheit einen Verlauf genommen, der durchaus nicht geeignet ist, die Stimmung der Bevölkerung und ihr inneres Verhältnis zu der ruhmvollen Geschichte des Landes zum Ausdruck zu bringen, und auch Groth war nicht imstande, durch sein gewichtiges Wort der Sache eine bessere Wendung zu geben.

Vor allem aber waren es die in Kiel von Zeit zu Zeit stattfindenden Musik- und Gesangfeste, an deren Vorbereitungen er in hervorragender Weise mit Rat und That beteiligt war.

Das 3. Niedersächsische Sängerfest bewillkommnete er mit dem Gedicht, das als Motto die Uebersetzung des lateinischen Wortes: „Holsatia non cantat“ in das Plattdeutsche: „Holsteen kann dat“ trägt (Ges. Wk. B. 2. S. 306). Das Programm dieses Festes begann mit dem von ihm im Jahre vorher zu einer Luther-Kantate umgedichteten Gutenberg-Kantate von Felix Mendelssohn. Dieses Fest gab ihm auch Gelegenheit, die Heider Liedertafel, deren Mitbegründer und Vorsitzender er gewesen, singen zu hören und persönlich begrüßen zu können. Als dieser Verein 1891 in Verbindung mit dem „29. ordentlichen Sängertag des niedersächsischen Sängerbundes“ das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens feierte, konnte Groth einer an ihn ergangenen Einladung, als Ehrengast dem Feste beizuwohnen, leider nicht folgen.

Die schleswig-holsteinischen Musikfeste, die

in den Jahren 1875, 1878, 1885, 1889, 1894 und 1898 in Kiel abgehalten wurden, fanden bei den umfassenden Vorbereitungen, die erforderlich waren, in ihm, dem musikliebenden und musikverständigen Dichter, stets den eifrigsten Mitarbeiter und einsichtsvollsten Berater, und das Verdienst, das er sich um das Zustandekommen dieser Feste erworben hat, ist nicht gering. Er scheute keine Mühe, wenn es galt, seine weitreichenden Beziehungen in der musikalischen Welt im Dienste der Sache zu nutzen. In dem Gelingen und in dem herrlichen Genusse, der geistigen Erfrischung, die diese Feste ihm boten, fand er den Lohn, der reichlich lohnet. Das warme Interesse, das er in dem Gedicht bekundet, mit dem er alle, die aus dem deutschen Reiche an dem ersten Musikfeste teilnahmen, begrüßte (Ges. Wk. Bd. 2 S. 304) ist ihm ungeschwächt geblieben bis in sein höchstes Alter, wenn ihm sein Befinden während der beiden letzten Feste auch nicht mehr gestattete, in früherer Weise für diese ihm stets am Herzen liegende Sache zu wirken.

Schließlich sei an dieser Stelle, wenn auch genau genommen nicht unter die Ueberschrift fallend, hier angefügt, daß er nicht unwesentlich E. Kuh bei der Bearbeitung von Hebbels Leben unterstützte. Felix Bamberg, der Herausgeber der Briefe Hebbels, bemerkt darüber S. XIII 1. Bd.: „Besonderer Dank sei hier Klaus Groth, dem Stamm- und Geistesverwandten Hebbels, gezollt, der Kuhs Biographie durch eine wichtige Beschreibung der Dithmarscher Verhältnisse unterstützte, welche wohl einen selbständigen Abdruck verdiente, und der fortfährt, weit über das engere Vaterland hinaus, die Anerkennung seines Landsmannes zu fördern.“

Desgleichen war er auch beteiligt an der 1883 erschienenen Biographie von Robert Schumann, dem er in Bonn nahe gestanden, indem er den Schluß derselben lieferte.

Wenn wir die vorhin beschriebene Thätigkeit des Dichters als eine gemeinnützige bezeichnet haben, so ist das in dem besondern und beschränkten Sinne geschehen, wie man gemeinhin dies Wort gebraucht; denn im wesentlichen ist die gesamte Thätigkeit des Dichters, sein ganzes Leben und Streben, ein gemeinnütziges gewesen. Ebensowenig wie jene, die nicht in der Richtung seiner eigentlichen Lebensaufgabe lag, ist auch seine weitere Thätigkeit niemals eine solche gewesen, die im Dienste des Erwerbs oder seiner persönlichen Interessen stand. Abgesehen davon, daß

dies bei einem Dichter ohnehin fast unmöglich ist, lag Groth bei all seinem Streben der Gedanke an seine Person so fern, daß wohl kaum jemals ein Dichterleben so selbstlos und uneigennützig dahin geflossen ist. Trotz seiner bescheidenen Ansprüche kann er noch heute nicht ohne Sorgen an seine Zukunft denken, obgleich er, wenn er gewollt hätte, wie die meisten seiner Genossen, ein wohlhabender Mann hätte sein können. Er hat mit seinem Pfunde redlich gewuchert, aber niemals für seine Person, sondern stets im Dienste der Sache, der er sein Leben gewidmet. Um seine Arbeiten denjenigen zugänglich zu machen, für die sie bestimmt waren, hat er sie fast alle an die verschiedenen Zeitschriften, die ihm für seinen jeweiligen Zweck den geeigneten Leserkreis zu haben schienen, unentgeltlich hingegeben, oft ohne seine Namensunterschrift, um sie lediglich durch sich selbst wirken zu lassen. Den plattdeutschen Zeitungen in Amerika gestattete er, wie wir wissen, um sie mit dem nötigen Material zu versehen, seine sämtlichen Werke nach Belieben abzudrucken. Es dürfte wohl schwerlich ein Dichter zu finden sein, der mit solcher Selbstvergessenheit und mit solchen Opfern an Geld und Gut, an Gesundheit und Lebensfreude der ihm vom Schicksal gesetzten Aufgabe gedient hat.

Er selbst nennt dies einmal einen gewissen unpraktischen Idealismus, der dem Dichter notwendig eigen ist, und mancher Leser wird demgegenüber vielleicht mit Stolz sich seiner geschäftlichen Routine bewußt, ohne zu bedenken, daß eben die Männer, die in den Augen der Menge wie Thoren mit ihren Idealen einsam durch die Welt gingen, es gewesen sind, die der Menge die richtigen Wege gewiesen haben. Groth war einer von diesen und die Bewegung, die seine unsterblichen Werke ins Leben gerufen, wird in Jahrhunderten nicht untergehen.

Doch sehen wir uns jetzt die Arbeiten, die der letzte Lebensabschnitt des Dichters gezeitigt hat, einmal näher an.

Wir können sie unter drei verschiedenen Ueberschriften gruppieren, indem wir sie als rein sprachwissenschaftliche, als vorwiegend propagandistische und als rein dichterische bezeichnen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß diese Unterscheidung insofern mangelhaft bleibt, als auch die ersten und die letzten der Propaganda für seine Sache dienen.

Daß er an der Gründung und an der Arbeit des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hamburg teil-

nahm, haben wir bereits erwähnt. Die Hamburger Gelehrten waren verständig genug, durch die Herren Dr. Theobald und Dr. Mielck mit ihm, als dem Bahnbrecher auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprachbewegung, sich in Verbindung zu setzen und seines erfahrenen Beirates sich zu bedienen.

1884 hatte er die Freude, zu sehen, daß der Verein seinem Rate folgte, indem er ein „Niederdeutsches Liederbuch“ herausgab. Der Verein, der in erster Linie eine Gesellschaft für Sprachforschung sein sollte, war damit zum ersten Male herausgetreten aus der Gelehrtenstube mitten unter das deutsche Volk und hatte damit „seine erste That gethan für Spracherhaltung unserer Mundart“. In einer Besprechung des Buches im „Eekbom“ 1884 Nr. 26, die, obschon nicht unterzeichnet, offenbar aus Groths Feder stammt, rühmt er den Herausgebern nach, daß sie mit echt philologischem Spürsinn, mit Sammelfleiß, mit Umsicht und Sorgfalt einen Schatz der plattdeutschen Sprache gerettet, gehoben und jedem Freunde der plattdeutschen Sprache genießbar und zugänglich gemacht haben; während er es tadelt, daß das Buch allzusehr beeinflußt worden ist von der Beschäftigung mit alten Denkmälern der niederdeutschen Sprache, von der Vorliebe für altertümliche Lieder und Wortformen bis zur Orthographie herab. Statt sich die von Groth und Müllenhoff festgesetzte Schreibweise zur Richtschnur zu nehmen, hatte man wieder auf die alte Schreibweise zurückgegriffen und das y und e als Dehnungszeichen hinter Vokalen eingeführt.

Von dieser Sucht der gelehrten Altertümelei hat sich nach dieser Besprechung der Verein „Quickborn“ in Berlin, dessen Tendenz vorwiegend auf Spracherhaltung gerichtet ist, bei der Herausgabe seiner gleichzeitig erschienenen „Heimatsklänge“ (Plattd. Liederbuch) durchaus frei gehalten. „Die Heimatsklänge,“ sagt er, „muten uns auch nach dem Inhalte, dem „„Niederdeutschen Liederbuch““ gegenüber, sozusagen modern an. Es ist ein Kommersbuch für plattdeutsche Vereine.“

Im übrigen sind die rein sprachwissenschaftlichen Arbeiten dieser Periode seines Lebens nicht sehr zahlreich. Außer dem bereits angezogenen in „De Nederländsche Dicht- un Kunsthalle“ in vlämischer Sprache erschienenen Aufsatz zur „deutschen Bewegung“ gegen den Advokaten A. Prayon-van Zuylen-Nyevelt, der im Jahre 1882 erschien und nur zum Teil einen rein wissenschaftlichen, im übrigen aber einen mehr propagandistischen Zweck zu Gunsten der Sprachbewegung in den Nieder-

landen verfolgt, finden wir in dem „Husfründ" Nr. 18 des Jahrganges 1880 einen Artikel „Proverbia Communi", worin er in Anlaß einer von Dr. Jellinghaus im „Jahresbericht der Kieler Realschule" herausgegebenen, vierhundert Jahre alten Handschrift mit plattdeutschen Sprichwörtern nachweist, daß es im richtigen holsteinischen Plattdeutsch nicht heißen muß: de Möven swęben, de Vageln singn, de Kinner gan to Schol, sondern: de Möven swęvt, de Vageln singt, de Kinner gat to Schol. Im übrigen werden diese in den Jahren 1480—1497 gedruckten Sprichwörter als Schöpfungen des niederdeutschen Sprachgeistes durch mehrere Nummern hindurch einer näheren Betrachtung unterzogen.

Ob auch die Besprechung des von Dr. Berghaus bearbeiteten „Sprachschatzes der Sassen", die wir in mehreren Nummern des „Husfründ" vom Jahre 1880 finden, von Groths Hand geschrieben sind, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, aber nach Stil und Inhalt ist es wahrscheinlich.

Alle diese Erörterungen drehen sich zur Hauptsache um die Geschichte des Plattdeutschen und seine gegenwärtige Stellung zum Hochdeutschen, Niederländischen und Englischen, sowie um die Frage der plattdeutschen Rechtschreibung, und sind zusammen mit den gleichartigen Arbeiten aus der vorigen Lebensperiode in diesen Richtungen bahnbrechend.

Die Aufforderung der Niederländer, ihre Orthographie anzunehmen, hatte er ablehnen müssen, aber es lag ihm alles daran, für die niedersächsische Mundart der Deutschen eine einheitliche Schreibweise zu schaffen, damit das Gute, das in plattdeutscher Sprache geschrieben wurde, nicht auf das kleine Gebiet einer lokalen Orthographie beschränkt blieb, sondern von allen Plattdeutschen gelesen werden konnte. Müllenhoff und er hatten dafür bei der Herausgabe der zweiten Auflage des „Quickborn" den Grund gelegt, indem sie für die Dithmarscher Mundart, die der sprachgelehrte Lucien Bonaparte für das reinste Plattdeutsch erklärt hatte, eine wissenschaftlich begründete Schreibweise festlegten, für welche Müllenhoff später eine plattdeutsche Grammatik schrieb. Groth hatte später ein Büchlein mit einer Zusammenstellung der Regeln für die Schreibweise des Plattdeutschen herausgegeben und es endlich erreicht, daß eine ganze Reihe von plattdeutschen Schriftstellern sich ihm anschloß, z. B. auch Franz Giese aus Münster in Westfalen, der die zweite Auflage von seinem „Franz Essink" nach Grothscher

Orthographie herausgab. Auch die plattdeutschen Zeitschriften „Husfründ“ und „Eekbom“ sowie die „Plattdeutsche Zeitung“ in Chicago bedienten sich seiner Weise. Ein anderer Teil von Schriftstellern schloß sich mehr Fritz Reuter an und was er erstrebt hatte, eine gewissermaßen internationale Orthographie des Plattdeutschen, wurde allerdings nicht erreicht. Er klagt vielmehr im „Husfründ“ Nr. 17, Jahrgang 1880, daß inbetreff der Schreibweise mehr und mehr eine Scheidung zwischen dem Osten und Westen sich bemerkbar mache.

Um alle diese Streitfragen auf ein breiteres Fundament zu stellen, trug Groth sich mit dem Gedanken, eine Geschichte der Litteratur des Plattdeutschen, die in den von ihm im „Husfrund“ veröffentlichten Artikeln fast vollständig in Bruchstücken vorlag, zu bearbeiten. „Es gehört nur wenig Arbeit dazu,“ schreibt er dem Berliner plattdeutschen Verein „Quickborn“, „wozu ich noch einmal Muße gewinne, um daraus ein selbständiges Buch zu machen.“ Aber er fand diese Muße nicht, und in der kühlen Aufnahme seiner späteren Schöpfungen wohl auch nicht die Ermunterung für dieses Unternehmen. Leider — denn er war wie keiner unserer Schriftsteller dazu berufen. Er kennt nicht nur die sämtlichen europäischen Sprachen mit Ausnahme der slavischen, sondern er besitzt auch eine Kenntnis der plattdeutschen Litteratur, wie sie keinem vor ihm zur Verfügung stand. Die weiteren Arbeiten, wie sie im „Husfründ“ von 1879 und 1880, sowie im „Eekbom“ von 1883 bis 1885 und in der „Kieler Zeitung“, in der „Gegenwart“, in amerikanischen Zeitungen u. s. w. veröffentlicht wurden, sind, abgesehen von zwei kleinen Aufsätzen über sein Verhältnis zu dem verstorbenen Freunde Karl Müllenhoff und über dessen Verdienste um den „Quickborn“, zum Teil Mitteilungen über die Bedeutung und Verbreitung des Plattdeutschen im Auslande, die sämtlich einen propagandistischen Zweck verfolgen.

Hierher gehört z. B. der interessante Aufsatz über „Dat Plattdütsche op den Götakanal“, wo Groth als Reiseerlebnis das Zusammentreffen von Deutschen, Norwegern, Schweden, Dänen, Holländern, Amerikanern (und einem Russen), also von Gliedern aller germanischen Volksstämme schildert, die, wenn sie als Gebildete auftreten, eine babylonische Sprachverwirrung, begleitet von allen nationalen Antipathien, darstellen, schließlich aber am leichtesten sich ver-

ständigen mit Hilfe des Plattdeutschen. Nebenbei machte er hier die Bekanntschaft einer alten, originellen Dame, über die man lange harmlose Witze in plattdeutscher Sprache gemacht hatte, weil man glaubte, hierin von ihr nicht verstanden zu werden. Schließlich aber entpuppte sie sich dem Dichter als eine Vorleserin seiner Werke, die zu seiner Ueberraschung alles wohl verstanden hatte. Sie hatte die Späße nicht übel genommen, Groth fühlte sich aber doch, um die Sache wieder gut zu machen, verpflichtet, eine Zeitlang an der Seite dieser alten Dame Kavalierdienste zu thun, die ihm aber endlich doch so lästig wurden, daß er sich in einem glücklichen Augenblicke von ihrer Seite stahl und sie einem Freunde überließ, der sie schweißtriefend die Trollhättafälle hinaufschleppte und sie zu Groths Gaudium endlich auch böswillig verließ.

In der „Kieler Zeitung“ vom 27. Dezember 1884 findet sich ein Bericht über das Plattdeutsche in Afrika, im „Husfründ“ Nr. 44 1878 ein solcher über das Plattdeutsche oder richtiger das Vlamsche im nördlichen Frankreich, in der Nr. 36 die Wiedergabe eines Zeitungsartikels, in dem ein Gelehrter in Californien seine Landsleute auf die beiden plattdeutschen Dichter Klaus Groth und Fritz Reuter aufmerksam macht. Die „Gegenwart“ bringt in ihrer Nummer 27 des Jahres 1884 einen Artikel von Groth über „kolonisatorischen Wert des Plattdeutschen“, der starkes Aufsehen erregt. Groth schildert hier an der Bewegung in Amerika, wie die plattdeutsche Sprache vor allen geeignet ist, ihre Söhne zusammenzuführen und zu einer unwiderstehlichen Macht gegen das Eindringen fremder Elemente zu einigen. Er weist darauf hin, daß diese Bewegung vom Mutterlande in nationalem Interesse gepflegt werden müsse. Er selbst hat, wie schon bemerkt, seine sämtlichen Arbeiten unentgeltlich zur Verfügung gestellt. — Zum ersten Mal wurden den Deutschen so recht die Augen aufgemacht über die große Bedeutung des Plattdeutschen im Auslande, aber zu Opfern, wie Groth sie durch die ungelohnte Hergabe seiner Dichtungen für die Erhaltung des Plattdeutschen und des Deutschtums gebracht hatte, fühlte man sich nicht fähig, selbst zu dem unendlich geringeren, das ein Abonnement auf den „Eekbom“ erheischte, konnte man sich nicht aufschwingen. Die Zeitschrift mußte eingehen, ebenso wie der „Husfründ“ fünf Jahre früher wegen Mangel an Lesern das Zeitliche gesegnet hatte.

Das waren für den Dichter betrübende Erscheinungen, die ihn zu größeren Schöpfungen nicht ermuntern konnten. Er nahm dies aber nicht, wie der Redakteur des „Eekbom“, als ein Zeichen, daß die plattdeutsche Sprache denn doch wohl dem Untergange geweiht sei, dazu kannte er ihre Geschichte zu gut. Immer rief er den Mitstrebenden ermutigend zu: „Seit zweihundert Jahren hat man „„min Modersprak““ den Untergang prophezeit, aber sie ist noch immer da in ungeschwächter Kraft, sie wird nicht untergehen.“

Jener Artikel von Groth wurde in verschiedenen Zeitungen abgedruckt und veranlaßte einen lebhaften Streit über die Berechtigung des Plattdeutschen gegenüber dem Hochdeutschen.

Den meisten und beliebtesten Anlaß, seine liebe Muttersprache zu fördern, fand er in den schriftstellerischen Erscheinungen auf dem Gebiete der plattdeutschen Litteratur. Er galt als unbestrittene Autorität und nützte diese seine Stellung gern im Dienste der Sache, für die er ausschließlich lebte. Jene Erscheinungen gaben ihm Gelegenheit, seine sprachverwandten Niedersachsen innerhalb und außerhalb des Reiches auf das Gute hinzuweisen, das erschien, und die schaffenslustigen Schriftsteller über die Mängel und die rechte Art der plattdeutschen Schriftstellerei zu belehren. Die Besprechungen sind deshalb, abgesehen von einigen wenigen, wie z. B. der über die „Russelbläder“ von O. Vogel, wohlwollend und ermunternd gehalten. Obschon sie bei weitem nicht an das reichen, was er geleistet und von einem plattdeutschen Schriftsteller verlangt, so weiß er doch mit liebevollen Blicken stets das Gute, was sie bieten, herauszufinden und hervorzuheben und mit ebenso schonender Nachsicht die Mängel bloß zu legen, die zu rügen sind. Ja er geht in seinem Interesse für die Sache und die Personen sowie in seiner Selbstverleugnung sogar soweit, daß er in der Nummer 3 des „Husfründ“ den Dichter Diedrich Plate in Vor-Otterndorf im Lande Hadeln, der als „Lüder Woort“ plattdeutsche Dichtungen herausgab, die nichts anderes sind, als Nachahmungen seines „Quickborn“, nicht tadeln mag. Obschon die Nachahmung so weit geht, daß man in der Schriftstellerwelt sie mit Recht als Plagiat bezeichnen kann, nennt Groth ihn doch ohne irgend welche Verstimmung seinen getreuen Ekkehart, an dem er seine Freude hat und den er seinen Lesern empfiehlt. — An seinem Landsmann, Pastor Hinrichs, jetzt in Burg, der einen Band plattdeutscher Gedichte

unter dem Titel „Meerumslungen“ herausgegeben, rühmt er das feine Verständnis für volkstümliches Leben, den Ernst und die Tiefe seiner Empfindungen und die Reinheit seiner Sprache, aber er tadelt den Mangel an Schärfe der Anschauung. — An dem „Grillenscheucher“ des Hamburger Dichters Daniel Bartels rühmt er den frischen Hamburger Humor, mit dem er sich einen Sitz auf der Sprosse der Leiter erkämpft hat, und der stellenweise dem von Reuter in seinen „Läuschen und Rimels“ gleich zu achten ist. — Jochim Mähl rühmt er nach, daß er, obgleich er den alten „Reineke Voß“ von Baumann aus dem Jahre 1498 nicht gekannt, mit der Uebertragung des Goetheschen „Reineke Fuchs“ ins Plattdeutsche den rechten Weg gefunden hat, dies herrliche Gedicht den Lesern unserer Zeit wieder genießbar zu machen, was zu der Hoffnung berechtigt, daß der „alte Reineke“ durch Mähl noch einmal wieder ein rechtes Volksbuch werden wird. — Franz Giese, den Verfasser von „Franz Essink“ und der „Münstersken Chronika“, empfiehlt er als einen feinen Beobachter und begabten Darsteller mit großer Wärme, nicht nur in dem „Husfründ“ und dem „Eekbom“ sondern auch in einem Vorwort, von dem wir einen Teil, weil jedes Wort in erster Linie auch auf Groth selber paßt, hier folgen lassen:

„Wenn nun das Plattdeutsche einmal als Volkssprache verschwunden sein wird — man weissagt seinen Untergang nunmehr seit drittehalbhundert Jahren — wenn es nicht mehr von lebendigen Lippen tönen wird als traute Familien- und Umgangssprache, so wird es doch jetzt in Schriftwerken fortleben, und wenn aus der großen Flut oder der allmählichen Versumpfung auch nur ein halbes Dutzend Namen von Schriftstellern mit ihren Werken noch hervorragen mögen, so ist sicher anzunehmen, daß das vorliegende Buch von Franz Giese, das die Lebensgeschichte des Münsterschen Pfahlbürgers Franz Essink darstellt, unter diesem halben Dutzend sein wird.

Es ist, besonders in den Prosawerken der neueren plattdeutschen Litteratur, in den Werken von Reuter, Brinckmann und Giese ein historisches Material aufgehäuft, das spätere Geschlechter immer wieder zur Lektüre zurückführen wird, wenn sie von unserer jetzigen Zeit, ihren Kulturverhältnissen, ihren Charakteren nnd Sitten ein lebendiges Bild haben wollen. Ja, man darf wohl den Ausspruch wagen, daß die hochdeutschen Romane und Novellen der letzten 25 Jahre bei

all ihrer Mannigfaltigkeit an Talent, an Stoffen und Formen, weniger geeignet sind, einem späteren Kulturhistoriker Einsicht ins wirkliche Leben der Deutschen zu gewähren, als ein halbes Dutzend plattdeutscher Geschichten, wie wir sie schon jetzt besitzen.“ (Husfründ Nr. 40, 1878.)

Einer seiner Lieblinge ist offenbar der Verfasser der „Immen“, Dr. E. Schmelzkopf aus Braunschweig. Sein Büchlein „Wa kann de, bi den Smalhans Kaekenmeister is, up't Beste un Billigste sik satt eten,“ veranlaßt ihn zu folgender Erzählung:

„Es mag im Sommer 1878 gewesen sein, da bekam ich von ihm (Dr. Schmelzkopf) eine Postkarte aus Neapel — so dachte ich (denn Dr. Schmelzkopf reiste derzeit viel in Italien) — doch nein, sie ist aus Neustadt an der Ostsee. Dort sitzt er zu baden und will mich sehen. Der Weg ist nicht weit, zumal wenn man sich zur Hälfte entgegen kommt. In Gremsmühlen trafen wir uns. Hier hatte Rektor Johann Heinrich Voß gewohnt, als er seine Luise dichtete. Wer kümmert sich jetzt darum? Wer hat Luise gelesen und weiß von dem Mann, der den Homer übersetzt, den deutschen Hexameter erfunden hat, der Schwager von Boje in Meldorf, Freund von Bürger, Klopstock und Goethe gewesen ist und den ersten Versuch gemacht hat, nach dreihundertjährigem Schweigen die plattdeutsche Sprache in Versmaße zu bringen?

Ach, die Welt ist groß! Man weiß nichts mehr davon! Man fragt den Wirt in Gremsmühlen nach Krebssuppe, und wenn man sie verzehrt hat, so reist man weiter. Mitunter nur kommt noch einer von den Alten, die von der Zeit wissen oder davon geträumt haben, als sich hier und in Eutin die Großen trafen, die das Ideal aufgerichtet haben, was zuletzt Kaiser Wilhelm und Bismarck gebaut haben, unsere Dichter und Weltweisen. Ich habe noch einmal, vor einigen Jahren, eine alte Dame von fast achtzig Jahren dorthin gebracht. Sie kam aus Genf und wollte den Platz sehen, wo Voß seine Luise sollte gedichtet haben. An der Luise hatte sie ihr Deutsch gelernt, was deutsche Dichtung sei.

Kurz darauf kam Heinrich Kruse, der Dramatiker, und sagte mir: „„Ich geh' zu Geibel; aber ich muß Gremsmühlen sehen, wo Voß die Luise geschrieben hat.““ Also solche Leute giebt es noch. Und ich gehöre mit dazu.

Hier traf ich also meinen Schmelzkopf.

„Wat sik dat all ännert inne Welt,“ beginnt meine Er-

zählung „„Witen Slachters““ — „und sich doch gleich bleibt,“ setze ich sofort hinzu.

Bekannt ist es, daß Goethe vor hundert Jahren in Frankfurt a. M. vor seinem Vaterhause den berühmten Schweizer Lavater empfing. Es fiel damals nicht auf, wenn Lavater ausrief: „Bisch's?“ und Goethe sagte: „Bin's!“ und beide sich dann in die Arme fielen. Doch passiert so etwas auch noch jetzt bei uns „Lütt Lüd“, wenn sich gerade die Eisenbahnen treffen. Als wir beide, Schmelzkopf und ich, an der Station in Gremsmühlen ausstiegen, erkannten wir in der ganzen großen Welt uns gleich.

Dann sind wir einen ganzen, langen schönen Tag zusammen gewandert, wie Leute aus alten Zeiten: über Bruhns Koppel bis an den Ugleisee und haben uns nicht gekümmert um die Welt und sie nicht um uns. Er kam mir vor wie Odysseus. — Wir haben von den Leuten uns erzählt, die 1848 nach etwas sich gesehnt haben, was erst im Jahre 1870 fertig wurde. Sie sind gewandert und haben keine bleibende Stätte gehabt, mochten sie noch soviel gelernt und erfahren haben. —

Nun schreibt er dem Volke ein kleines Buch über gesunde Nahrung. Er hat das Volk nicht vergessen, sich selber zu oft. Sollen wir viel darüber sagen? Es wird nicht nötig sein. Wer dies gelesen hat, kennt von dem Mann genug und wir brauchen nur noch hinzuzufügen, daß sein Buch in der Braunschweiger plattdeutschen Mundart geschrieben und für einige Pfennige zu kaufen ist. Kauft es! für Euch und für ihn, ihm zum Vergnügen, Euch zum Nutzen.“ (Mit kleinen Veränderungen im Eingange aus dem Plattdeutschen übersetzt. Husfründ Nr. 47, 1880.)

Die Zahl der Dichter, auch hochdeutsche, die er durch ein Vorwort oder durch eine Empfehlung bei dem Publikum eingeführt, ist nicht gering. Einer der letzten war der in Kiel wohnende, hochbegabte Schriftsteller Timm Kröger, der Verfasser von „Die Wohnung des Glücks“. Es war seinem Herzen unmöglich, einem jungen Schriftsteller, der ihn um eine Empfehlung ersuchte, die Bitte abzuschlagen, er war immer bereit, junge Talente zu fördern, auch wenn sie nicht gerade in seinem Sinne und in seiner Richtung arbeiteten, wenn sie nur strebsam und tüchtig waren. Freilich ist es denn auch vorgekommen, daß man in so ungeschickter Weise mit seinem Verlangen an ihn herankam, als hätte man ein selbstverständliches Recht auf seine Liebenswürdigkeit.

Dann freilich war er nicht zu haben, selbst auf die Gefahr hin, den verehrenden Freund in einen hassenden Feind sich verwandeln zu sehen, wie er es thatsächlich erlebt hat.

Hier mag auch der Ort sein, Groths Stellung zu seinem großen Zeitgenossen, Fritz Reuter, näher zu beleuchten.

Daß Groth nicht sofort in das Lob einstimmen wollte und konnte, das Fritz Reuter mit seinen „Läuschen un Rimels“ erntete, hat man ihm sehr verdacht und ihm vielfach Motive unterstellt, die ihm durchaus fern gelegen haben. Man hat davon geredet, daß er den aufkommenden Rivalen gefürchtet, daß er für seinen Dichterruhm gezittert und Reuter um seine Popularität beneidet habe; wer von unsern Lesern uns bis hierher mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird von vornherein mit uns der Ueberzeugung sein, daß von solchen Dingen bei Groth absolut nicht die Rede sein konnte. Wohl hat er gegen die „Läuschen un Rimels“ mit ihrem vulgären Humor sowie gegen die falsche Sentimentalität Reuters scharfen Protest erhoben, aber nicht aus den Gründen, die man ihm unterstellt hat und auch nicht, wie das unbedachtsamer Weise immer vorausgesetzt wird, in der Ausdehnung auf Reuters spätere Werke, die gerade bei ihm die größte Anerkennung gefunden haben.

Um zu verstehen, wie er zu der Verurteilung der ersten Werke Reuters kam, machen wir auf ein Wort aufmerksam, das er dem Berliner Verein „Quickborn“ in einem Briefe zuruft: „Halten Sie den Humor in Schranken!“ Und in einer Besprechung des Buches „Meerumslungen“ sagt er an einer Stelle: „Nach all den seichten Reimereien, womit die junge plattdeutsche Litteratur den Büchermarkt und die geduldigen Feuilletons der Tagesblätter überschwemmt hat, nach all den Vademekumsanekdoten und Bierhausscherzen, womit jedem ernsthaften Manne der Geschmack an plattdeutscher Lektüre längst verdorben und alle Arbeit fast vernichtet ist, Sprache und Volk zu heben, thut es wahrhaftig wohl, einem tüchtigen Streben zu begegnen.“ Und endlich von Franz Giese sagt er: „Giese ist ein wirklicher Erzähler, man muß ihm geduldig zuhören und nicht auf den Knalleffekt lauern, wo der Schuß losgeht und die ganze Geschichte verpufft.“

Immer und immer wieder erhebt er in diesem Sinne seine warnende Stimme und wie sehr sie am Platze war und noch heute beherzigenswert ist, wird jeder einräumen müssen, der die

plattdeutsche Litteratur unserer Tage kennt. Mit solchen Dingen glaubt man in den Fußstapfen des berühmten Humoristen zu wandeln, ohne auch nur im entferntesten den Meister zu erreichen.

Wahr freilich ist es, wenn Groth in seiner Schrift über „Mundarten und mundartige Dichtung“ bemerkt, daß der klassischen Periode unserer Litteratur überall der Mangel an echtem und gesundem Humor anhaftet. „Der vornehme Ernst der gereinigten Buchsprache,“ fährt er fort, „weicht auch unsern übermütigen Stürmern und Drängern nicht vom Gesicht, der Scherz flüchtet sich bei uns in die Mundart, oder ist vielmehr wie die Natur, Laune, Beweglichkeit und Sinnlichkeit niemals daraus gelöst worden, er hat dort seine uralte Heimat.“ (S. 10). Und wie sehr das Volk nach diesem Humor lechzt, hat es durch den Beifall bewiesen, den es seinem großen Humoristen zollt. Aber es ist falsch und gefährlich, durch diesen Beifall sich verleiten zu lassen, nun ausschließlich diese Richtung zu pflegen und zu forcieren: Man läuft Gefahr, wieder in die Wege der Bornemann und Bärmann zu geraten und die plattdeutsche Dichtung nicht als Muse, sondern als Hanswurst auftreten zu lassen (Dr. K. Eggers, Zukunft Nr. 51, 1893) — ein Zustand, den Groth glücklich überwunden und seitdem mit allen Kräften bekämpft hatte, und zwar gerade dadurch, daß er die plattdeutsche Sprache nicht benutzt hatte, um nur Bierwitze und Schnurren zu erzählen und auf Kosten des plattdeutschen Volkes und seiner edlen Sprache die Lachlust der Leser zu erregen, sondern um in dieser alten ehrwürdigen Sprache auch das Ernste und Tiefe, das Hohe und Gewaltige dichterisch darzustellen. Hierdurch eben hat er zum ersten Mal gezeigt, was für Mittel in Klang und Farbe, in Kürze und Kraft die Stammsprache der Niedersachsen für die poetische Darstellung alles volkstümlichen Lebens besitzt. Er hatte geleistet, wie Gervinus sagt, was überhaupt in der plattdeutschen Sprache geleistet werden konnte und gezeigt, wessen sie fähig war. Nichts konnte ihn deshalb mehr schmerzen, als wenn durch Leute, die seine Nachfolger sein wollten, das so mühsame Erreichte wieder in Frage gestellt wurde. Er wußte zu gut, daß auch dem Freunde des Plattdeutschen die Knallbonbons schließlich zuwider werden müssen, wenn er sie täglich genießen soll. Daher denn auch sein abfälliges Urteil, als Reuter 1853, also ein Jahr nach dem Erscheinen des „Quickborn“, mit seinen „Läuschen un Rimels“, die fast nur aus solchen Scherzen bestehen, hervortrat.

Was ihn an Hebel erhebt und erbaut, daß er mit seinem reinen Auge und seinem edlen Herzen dicht an der Realität den Staub und Schmutz nicht bemerkt, wohl aber die schöne Ruhe und den zufriedenen Sinn nach gethaner Pflicht und so mit seinem reinen Herzen der Prophet der Schönheit unserer Stammsprache wurde, das vermißt er an Reuter, wie er in seinen Erstlingswerken dem deutschen Volke sich vorstellt. „Wer seinem Volke ein Dichter sein, wer dem Herzen des Volkes seine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben, das Edle zu sehen, dann wird er bald das Auge und den Ausdruck gewinnen," sagt er in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch (S. 161). Und ebendaselbst: „Wer nur das Niedrige gewahrt, der hört auch in der Sprache mit verstärkendem Ohr das Mauscheln, das Lispeln, die Maulfaulheit, alle Unarten des Dialekts, und bildet sich und anderen ein, darin bestehe das Wesen der Volkssprache." „Man sollte vielleicht kein so ernsthaftes Gesicht zu einem so spaßhaften Buche machen, das gewiß nicht bös gemeint ist. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird."

„Und wer „Läuschen un Rimels" vorurteilsfrei betrachtet oder gar sich auf einen Augenblick vorstellen mag, daß sie nicht von dem Verfasser der „„Franzosentid"", „„Festungstid"", „„Stromtid"" u. s. w. geschrieben seien, von deren unerreichten Vorzügen sie wahrlich wenig oder nichts verraten, muß Groth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzusehen, daß dies Buch zu einem Proteste gegen die Herabwürdigung des eben erst zu höchsten dichterischen Zwecken geadelten Dialekts geradezu herausforderte" (Krumm, Festrede zum fünfundsiebenzigjährigen Geburtstage Groths, Kieler Zeitung 27. April 1894).

Obschon es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß der ungemessene Beifall, mit dem Reuter von dem deutschen Volke begrüßt wurde, zum nicht geringen Teil darauf beruhte, daß dieser Dichter eigentlich hochdeutsch dachte und plattdeutsch sprach, so „verwandelte sich doch sofort nach dem Erscheinen der „„Franzosentid"", desjenigen Werkes, das an spielender Tiefe des Humors und abgerundeter Geschlossenheit der künstlerischen Form vielleicht an die Spitze der Reuterschen Schöpfungen zu stellen ist, in das begeistertste Lob." (Krumm, a. a. O.) Doch hören wir darüber den Dichter selbst. Er

schreibt in der Gegenwart, Nr. 30, 1874: „Nun ist er hin, der Mann, der so Vielen ein Lachen bereitet hat, daß sie Thränen weinten; nun ist er hin, den Weg gegangen, den jeder allein gehen muß und auf dem er nicht wiederkehrt. Vergangenen Mittwoch haben sie ihn hinausgetragen, stumm und still, den Mann, der, als er lebte, sprechen konnte, wie unter Hunderttausenden nicht einer, den Mann, um den viele geweint haben, als er schwieg, die mit ihm gelacht haben, wie mit keinem.

Sie haben Fritz Reuter begraben, auf dem Kirchhof bei der Wartburg, einer von den größten Dichtern ist hin und singt nicht mehr.

Wir Deutschen sind doch ein wunderliches Volk: wenn einmal einer bei uns recht etwas werden oder leisten soll, so müssen wir ihn erst nahezu vernichten. Wir lassen ihn einstecken, auswandern, hungern und dursten, und wenn wir dann zuletzt bemerken, daß es eine Lerche ist oder ein Adler, daß es einer von unsern Besten ist, den wir möchten auf den Händen tragen und mit unsern Händen pflegen, dann ist für ihn längst das Beste davon, und vom Leben hat er nichts mehr als das Zusehen.

Fritz Reuter ist nicht der einzige, den dies getroffen hat, ihn freilich am ärgsten. Wer sieben Jahre auf der Festung sitzt in der besten Zeit seines Lebens und noch zehn Jahre hinterher Hunger und Kummer leidet: es muß ein Held sein, wer dann überhaupt noch den Kopf oben hat — mehr noch als das, wenn er über allen Jammer scherzen, über den Kummer lachen kann, vergessen, was hinter ihm liegt, Aerger und Groll abschütteln und Freude an der Welt und dem Leben gegen Menschen sich bewahren, als hätte er nichts erlebt als Gunst und Glück.

So war der Mann, und deshalb war er ein so großer Redner. Wir haben seinesgleichen nicht gehabt und bekommen ihn nicht wieder. Lessing, Goethe, Schiller, nenne man all unsere großen Leute, Klopstock und Herder dazu oder soweit man sie kennt, — sie machen doch immer ein ernsthaftes Gesicht: mit lachendem Munde als das Schöne zu sagen, das war noch nicht erfunden im Deutschen Reiche. Wenn sie's versuchten, so wars oft nur halb gesund, gewiß nicht für jedermann die rechte Speise.

Und da lag's: zwischen dem Elend, in dem täglichen Einerlei, bei der sauren Arbeit, im schlichten Rock was gut

und schön ist zu sehen, wo die Sprache dafür fehlt, sie zu finden, daß man es versteht und daran glaubt; für diese Leute auch einmal den Sonnenschein auszugießen, ihnen zu zeigen, wo's ihnen fehlt: das hat Fritz Reuter geleistet, da kommt ihm keiner von den Großen im Reiche nahe, und selbst der alte Goethe wird ihm dort oben die Hand reichen, wenn möglich, und ihm einen Platz neben sich frei machen.

Ich denke noch an die Zeit gegen Weihnachten, an die langen Abende, ich meine 1860, als ich zuerst die Geschichte „„Ut de Franzosentid““ zur Hand bekam. Ich las sie meiner kleinen jungen Frau über den Tisch hin vor, kam aber bald in eine Art von Lachen, daß ich unter den Tisch rutschte und mir mit der Hand die Brust hielt. — Ich war wohl der Mann dazu, den es am ersten traf, und ich rief — als hätte ich etwas dazugethan —: so etwas hat weder Boz noch Cervantes gemacht, das geht über die Pickwickier und den Ritter Don Quixote. Uebrigens hatten wir uns einmal gehakt und ein bischen gerungen. Denn ich war zuerst unzufrieden, daß ein Genosse wie er nur Anekdoten zum Scherz erzählte, mochten sie noch so gut erzählt sein; und ich sagte ihm laut auf offener Straße, daß er höher langen müsse, denn er könne es.

Fitting war banni fünsch, un schrev sin „„Olle Kamellen.““

Was nun? Kann man einen lieben Menschen aufweisen, den man an den Knöpfen kennt, wie Onkel Bräsig? Und wenn er nicht mehr gestaltet hätte, als diesen einen, man müßte doch sagen: Keiner hat uns Norddeutschen so ins Herz gesehen.

Das wird ihm ganz Deutschland nicht vergessen, die im Süden nicht minder, die uns bis dahin kaum dem Rocke nach angesehen haben und uns für Berliner hielten, samt und sonders.

Aber für uns hat er am meisten gethan. Wer weiß, was in unserer Muttersprache steckt und mit ihr verloren gegangen wäre, der schlägt die Hände zusammen vor Dankbarkeit, wenn er fühlt, daß Platt nun nicht mehr gemein heißt und Plattdeutsch sich in seiner Art so vornehm macht, wie nur eine Stimme im Deutschen Reiche sonst.

Nu ward se nich ünnergan,
De ole frame Red,

oder wenn sie's thut, so wird sie ihr Bestes überliefert haben in den großen Reichsschatz. Aber auch dann noch werden die

„„Ollen Kamellen““ in ihrer Art noch gelesen werden, wie jetzt die Nibelungen in der ihrigen, und ein Name, nicht auszuwischen, davor: Fritz Reuter.“ („Eekbom“, 1883 Nr. 32.)

Einem solchen Nachruf gegenüber wird wohl alle Bosheit verstummen müssen.

Die mehrfach angezogene Besprechung der „Münstersken Chronika“ schließt Groth mit dem empfehlenden Hinweis auf die Nummer 8 der Sammlung, in der erzählt wird, wie eine Deputation von Bauern aus einem Dorfe nach Münster zu dem Bischofe kommt, ihren Pastor zu verklagen, weil er mitunter plattdeutsch predigt. Da sie selbst schlecht hochdeutsch sprechen, veranlaßt der Bischof sie, ihre Klage plattdeutsch vorzutragen, und, nachdem er sie gehört, sagt er ihnen, sie möchten ihren Pastor nur reden lassen:

„Denkt, is dat Platt ok just nich fin,
De Hölle sall noch gröwer sin.“

Was nun Groth veranlaßt, gerade auf diese Nummer der Sammlung besonders hinzuweisen, ist nicht nur die Freude an dem vortrefflichen Scherz, sondern die Ansicht, daß es für den plattdeutsch Redenden viel natürlicher ist, sich in seiner Muttersprache zu erbauen und mit seinem Gott zu unterhalten, als in der Hochdeutschen, die sich gleichsam wie eine fremde Sprache zwischen ihn und seinen Gott gedrängt hat. Er ist der Meinung, daß der religiöse und sittliche Gehalt der heiligen Schrift dem Plattdeutschen viel eher erschlossen wird in seiner Muttersprache als in der hochdeutschen Uebersetzung. „Ja, in der Sprache auch der plattdeutschen Bibeln liegt eine Macht und Pracht durchaus nicht weniger als in der Lutherschen; für einen Plattdeutschen ist sie geradezu bezaubernd. Man versuche es nur einmal, einen erhabenen Psalm oder die schlichte Erzählung der Evangelien in einer solchen Uebersetzung zu lesen, und man wird mir beistimmen.“ „Das Verdrängen der Mundart im Norden geschah erst durch das Vordringen der neudeutschen Poesie, geschah von Stufe zu Stufe, ganz allmählich. Aus dem Religionsunterricht in der Schule ist sie erst verschwunden zur Zeit unserer Großväter.“ (Mundarten 2c. S. 7.)

Und sollte nicht das Schwinden des religiösen Sinnes zum Teil darin seinen Grund haben, daß das Wort Gottes nicht mehr in unserer Muttersprache zu uns spricht? — Treffend sagt Pastor Paulsen in dem Vorwort zu dem von

ihm herausgegebenen plattdeutschen „Neuen Testament“: „Viele plattdeutsche Leute haben nur ein hochdeutsches Christentum und halten sich den Gott, der nur hochdeutsch spricht und zu dem sie nur hochdeutsch sprechen können, soweit vom Leibe, als das Plattdeutsche von dem Hochdeutschen entfernt ist. Daher giebt es viele Christen, die nur ein Sonntags-Christentum kennen. Gott bewahre uns davor in Gnaden und helfe uns, daß das Christentum den Hausrock bei uns anziehe und für Plattdeutsche auch plattdeutsch werde.“

In der Nummer 5 des „Eekbom“ teilt er deshalb die Thatsache mit, daß man in Chicago mit dem Gedanken umgehe, eine „plattdeutsche Kirche zu bauen“ und fährt dann fort: „Pastor Paulsen aus Kropp hat bei seinem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten vor zwei Jahren dort, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, wiederholt plattdeutsch gepredigt und gewiß wird er nicht der Einzige gewesen sein, er wird Vorgänger und sicher auch Nachfolger gehabt haben. Drüben ist das Leben frischer, nicht so durch Vorurteile eingeengt, wie zu Haus. Dort gebraucht man auch die Sprache, wozu sie da ist: um verstanden zu werden. Und wie sollte sich ein Prediger unter plattdeutschen Zuhörern den Vorteil entgehen lassen, den ihm die anheimelnden Klänge der Modersprak gewährt, die Herzen zu erfassen?“ – – In diesem Sinne fügt er aus einem Artikel in dem Korrespondenzblatt des „Allgemeinen deutschen Schulvereins in Deutschland“ folgenden Nachsatz hinzu: „Während ich die Korrektur dieses Aufsatzes lese, kommt mir der Anfang eines litterarischen Unternehmens zu Gesicht, das bei glücklichem Fortgange mir die Erfüllung eines langgehegten Wunsches bringen wird, für den ich mich in den siebenziger Jahren vergebens abgemüht habe. Es ist: „Dat heilige Evangelium na de plattdütsche Oewersettung von Dr. Johann Bugenhagen (Kropp in Schleswig 1884)“. Ich brachte es damals durch meine Schreibereien in verschiedenen heimischen Blättern dahin, daß ein Verein unter dem Vorsitze unseres höchsten Geistlichen in Holstein zusammentrat, der sich die Herausgabe des Neuen Testamentes und der Psalmen in plattdeutscher Sprache zum Ziele setzte. Die Sache scheiterte am Geldmangel. Ich wandte mich an die englische Bibelgesellschaft, wurde aber, trotz hoher Protektion dort, abschlägig beschieden, da ich nicht nachweisen konnte, daß ein kirchliches Bedürfnis für eine plattdeutsche Bibel vorhanden sei.“

Wie überall, so erwähnt Groth auch hier mit keiner Silbe seiner Arbeit und seiner Verdienste um das zustande gekommene Werk. Pastor Paulsen in Kropp schreibt mir jedoch: „Auf Ihr gefälliges Schreiben erwidere ich Ihnen, daß Professor Klaus Groth an der Uebersetzung des Neuen Testamentes und der Psalmen nicht beteiligt gewesen ist, aber er hat jedes Wort der Uebersetzung geprüft, sowohl nach der Seite der Orthographie wie nach dem richtigen Ausdruck. Er hat sich dabei große Mühe gegeben, ohne irgend eine Vergütung zu beanspruchen. Das Werk der Uebersetzung war ihm eine Herzenssache. Er hat mir erzählt, daß er Engländern z. B. den 126. Psalm auf plattdeutsch vorgelesen und diese dadurch zu Thränen bewegt wurden. Er selbst sandte ein Exemplar der Uebersetzung an die Kaiserin, welche ihm dafür den herzlichsten Dank aussprach."

Ich würde das Schreiben der Kaiserin gerne mitteilen; aber derartige anerkennende Briefe, die der Dichter bei verschiedenen Anlässen zahlreich bekommen hat, hält er sorgfältig unter Schloß und Riegel und er ist nicht zu bewegen, sie zu zeigen. Nur einmal habe ich ihm verstohlen über die Schulter in die Schieblade geguckt, wo er seine Orden und Ehrenzeichen aufbewahrt, aber zu sehen bekam ich sie trotz meiner Bitten nicht.

Die plattdeutsche Bibel war ihm Herzenssache, ganz gewiß, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, um seine geliebte Muttersprache, „de ole frame Rẹd" wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, dann aber auch, weil ihm die Pflege eines gesunden, aufrichtigen religiösen Sinnes am Herzen lag.

Groth ist ein durch und durch frommes Gemüt, wie das jeder sofort herausfühlt, der mit Andacht seine Dichtungen liest.

„Bewahr mi man de lewe Gott,
Dat mi't nie slechter geit!"

sagt die „Krautfru" am Schlusse des nach ihr benannten Gedichtes und die „Rẹdenrim" schließen:

„Un dat letzte is de Dod;
Doch alle Enn' un Anfang is bi Gott."

Und wir brauchen nach solchen Beispielen nicht zu suchen; die Zahl seiner Gedichte, die in einem religiösen Ton aus-

klingen, ist sehr groß und die Redensart: „Dat steit in Gottes Hand", die in seiner Jugend unter den biederen, etwas kurzsichtigen „Kleinheidern" üblich war, kehrt in seinen Werken mehr als einmal wieder. Freilich steht er mit seinem Christentum nicht gerade auf dem Boden der Dogmen und der Kirche, sondern es ist das schlichte Christentum, wie er es von seinen Eltern und Großeltern ererbt hatte, das in ihm lebendig ist, seine ganze Persönlichkeit durchdrungen hat und wie es sich ausspricht in den schönen Versen:

„Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunser" fang ik an
As ik wul fröher de."

Anhangsweise mag hier noch darauf hingewiesen werden, daß 1891, als der Dichter mit der Herausgabe seiner „Ges. Werke" beschäftigt war, Herr Professor E. Wolff in Kiel in dem zweiten Heft seiner „Deutschen Schriften für Litteratur und Kunst" „Groths Lebenserinnerungen" nach Notizen und mündlichen Erzählungen herausgab, denen die in den „Illustrierten Hausblättern", Jahrgang 1856 von Müllenhoff veröffentlichte kurze Lebensbeschreibung Groths beigegeben ist.

In späteren Jahren veröffentlichte Groth in der „Gegenwart" und in „Fleischers Revue" seine „Musikalischen Erlebnisse", seine „Erinnerungen an Joh. Brahms" und „Erinnerungen" über seinen Aufenthalt in Bonn und an Kaiser Friedrich.

XXXVI. Groths dichterisches Schaffen
in der Zeit von 1877—1899.

Unter wie trüben Verhältnissen Groth in diesen Abschnitt seines Lebens eintrat, ist uns bekannt. Sein häusliches Glück war zertrümmert und er hatte seitdem, wie er bekennt, keine Lebensfreude mehr. Ein von Hermine Spies citiertes Dichterwort lautet freilich: „Nicht das Glück schafft das Gedicht, aus den Thränen und aus der Einsamkeit quillt es auf. Das Glück hat auch seine Poesie, aber das Entbehren erzeugt sie erst recht eigentlich, denn die Sehnsucht ist ja ihre Mutter und der Schmerz ihr Vater (Hermine Spies, Ein Gedenkbuch von ihrer Schwester S. 53) — und keiner hat die bittere Wahrheit dieses Wortes mehr erfahren als Groth, dessen ganzes Leben eine Bestätigung desselben ist. Aber wenn auch bei jedem, der nach einem Ausspruche Hebbels das Recht haben will, sich einen Poeten zu nennen, die Poesie einer Blume gleicht, die sich, wenn man ihr einen Stein nach dem andern auf den Kopf wirft, doch immer wieder hervordrängt und den Stein, den sie nicht abwerfen kann, mit ihren goldenen Ranken einfaßt, so gehört doch, wenn bei dem Dichter die Schaffensfreudigkeit nicht ersterben soll, noch ein Weiteres dazu, um sie lebendig zu erhalten: „Lob ist die Nahrung des Dichters," sagt Groth in einem Briefe an Ahrens, „nicht weil er eitler ist als andere, sondern weil er der Bestätigung bedarf, daß sein Werk echt sei." Groth hatte diese Anerkennung gefunden in reichem Maße, aber die traurige Erscheinung, daß seine Nachfolger und seine Schüler, die sich durch einen leichteren Ton dem durch Genuß und Zerstreuung sowie durch den Verfall der Litteratur veränderten Geschmack der Zeit anzupassen wußten, ihn, den Ernsteren und Tieferen, aus dem Herzen des Volkes mehr und mehr verdrängten, erstreckte sich auch noch weit in diese Periode seines Lebens hinein. Am

bezeichnetsten dafür ist der Brief, den er am 30. März 1889 an Oberlehrer Hermann Krumm in Kiel schrieb, der seinen „Rotgeter“ in der „Kieler Zeitung“ besprochen hatte:

Lieber Freund!

„Das ist einmal in Worten eine That für mich. Ich danke Ihnen herzlich. Mich überfiel beim Lesen eine ganz eigentümliche Empfindung. Denken Sie sich, daß jemand etwas geleistet hat, dessen Wert er selber genau kennt, und daß eine Generation gleichgültig daran vorübergeht. Am besten ist vergessen — ich weiß vom Rotgeter so wenig wie alle die, welche über mich geschrieben haben, fast schämte ich mich, wenn einmal jemand nach dem Buche fragte, das seinen Beruf verfehlt. — — Brahms sagte bei ähnlicher Gelegenheit, mehr inbezug auf sich selbst, da er noch verkannt war: „„Das Schöne muß gemacht werden, Punktum!““ und dabei schlug er dröhnend auf seine breite Brust.

Wenn ich noch Freude erlebe an dem, was ich mit meinem Herzblut und in dem vollen Besitz der poetischen Technik geschrieben, so werde ich es Ihnen zunächst danken.“

Ihr
Klaus Groth.

Wenn seine Muse unter diesen Umständen nicht ganz und für immer verstummte, wenn wir vielmehr sehen, daß er nach wie vor sein Feld bestellt und daß es noch immer dieselben Blumen sind, die in seinem Dichtergarten blühen, so fragen wir mit Recht, woher denn sein Genius die Aufmunterung nahm, immer von neuem seine Schwingen zu regen?

In der kühlen Aufnahme, die seine späteren Schöpfungen fanden, konnte er sie nicht finden, aber ein so selbstloser Charakter, wie er, fand sie anderswo und zwar in den indirekten Erfolgen, die sein Auf- und Eintreten für die Ehre der Muttersprache im Laufe der Jahre gezeitigt hatte. Er sah, wie die Saat, die er gestreut, fröhlich und kräftig gedieh, in der neuen Welt sowohl wie in der alten. Lawinenartig war die Bewegung, die von seinem „Quickborn“ ausgegangen war, gewachsen, über die Niederlande und das nördliche Frankreich, über Deutschland und Oesterreich bis nach Siebenbürgen hinein, über die Vereinigten Staaten bis nach Californien und selbst nach Transvaal in Afrika sich verbreitend. Ueberall wurde man sich klar, welche Stärke man in der

Pflege seiner Muttersprache besaß, überall bildeten sich Vereine, entstanden Tagesblätter und tauchten Schriftsteller auf, die, auf den „Quickborn“ gestützt, mit fröhlichem Mute und dichterischem Geiste in ihrer plattdeutschen Muttersprache schrieben, um das teure Erbe der Väter zu retten und zu pflegen.

In beispielloser Uneigennützigkeit freute er sich dieses Erfolges, auch wenn er selbst darüber vergessen wurde, und sang in dieser Freude:

„Din Modersprak, de sunst verstummt, veracht,
Verstött, verrött, verdorben un verlacht, —
Vun all, wat hoch un fit, vaer de du ẹben
Er Ehr to retten insettst do din Lẹben,
Vaer de du eensam sungst, as an den Strand
En fremden Vagel, schüchtern, unbekannt:
Wenn de nu klingt, dat lut dat Echo schallt,
Wenn Dichter singt, as lẹv de stille Wald,
— — — — — — — — — — — — — —
Ja, wenn dat tönt vun Bargen bet to't Meer
Un aewerhin bet rund de Welt umhẹr —
Wat wullt du mehr?“

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 293.)

So groß die Befriedigung war, mit der er auf diese Erfolge blickte, so konnte sie allein doch nicht die Anregung ersetzen, die er in einer freundlicheren Aufnahme seiner Werke gefunden hätte, und wir müssen uns deshalb noch nach einem andern Faktor umsehen, der ihn zum Schaffen trieb.

„Das Schöne muß gemacht werden,“ sagt Brahms, und dieses Wort giebt uns den Schlüssel in die Hand. Der Künstler steht unter dem Zwange seiner Natur und seines Talentes. Wie die Rose blüht und blühen muß, auch wenn sie nicht gesehen wird, so kann dem Künstler auch nur des Daseins Wert sich klären, wenn die Mächte, die sein Innerstes bewegen, zu künstlerischen Gebilden sich gestalten und sich in Form und Rhythmus lösen. Aber jede Kunst hat ihre eigene Sprache. Von Hans v. Bülow erzählte Pastor Behrmann in der Grabrede, die er ihm hielt, daß der berühmte Virtuose, als er einmal sich darüber äußern wollte, welchen Eindruck ein plastisches Kunstwerk auf ihn gemacht habe, an das Klavier getreten sei und einige Akkorde angeschlagen habe mit dem Hinzufügen: „So ist es.“ Und von Robert Schumann, dem bekannten Komponisten, berichtet sein Biograph, daß er schon als Knabe die wunderbare Gabe besessen habe, auf dem Klavier durch verschiedene Akkorde seine Altersgenossen so treffend zu

zeichnen, daß sie in lautes Lachen ausbrachen. (Robert Schumann, eine Biographie von W. J. v. Wasielewski S. 11.)

So auch der Dichter. Die Poesie ist der Nerv seines Lebens, sie ist seine Seele und die Dichtkunst ist die einzige Sprache, in der er zu seiner Zeit zu reden und in der allein er seine Mission erfüllen kann.

Hebbel lebte deshalb in beständiger Angst, daß seine Muse ihm nicht treu bleiben würde, und auch Groth empfand während seines ersten Aufenthaltes in Kiel diese Sorge. Aber sie ist ihm treu geblieben bis zum heutigen Tage, bis in sein achtzigstes Jahr, und gewiß würden wir ihrer unausgesetzten Gunst noch mehr verdanken, wenn er in einer freundlicheren Aufnahme der besten seiner Dichtungen eine größere Anregung gefunden hätte.

Sehen wir uns die dichterischen Arbeiten aus dieser Periode näher an, so finden wir, ebenso wie unter den früheren, zunächst eine nicht unerhebliche Anzahl solcher, die aus einer allgemeinen dichterischen Stimmung erwachsen sind, wie z. B. „Goldbarg," „Uenner'n Kastanje," in denen Erinnerungen aus der Jugend wiedertönen, oder „Ei du Lütte," „Min lütte Dickback", „Harstregen", „Vaerjahrstied", „Vun Harten" u. s. w., echte Quickbornlieder, oder „Klockenlüden" und „Min Port", die die Hinfälligkeit des Familienglücks und den Wandel alles Irdischen im engsten Kreise schildern, oder es sind Gelegenheitsgedichte, wie sie durch seine Beziehungen zu einzelnen Personen, zu der großen deutschen Bewegung, durch seine Mitwirkung bei festlichen Veranstaltungen oder durch seine persönlichen Erlebnisse sich ihm nahe legen. Auch sie stehen, wie die rein lyrischen Gedichte, den früheren dieser Art durchaus ebenbürtig zur Seite.

Von ungefähr sechzig Gedichten und Erzählungen haben wir nach dem „Husfründ" von 1878—1880, nach dem „Eckbom" von 1883—1885, nach den Tageszeitungen und nach den Daten, die Groth einer Anzahl beigegeben hat, die Zeit der Entstehung feststellen können und die Zahl würde sicherlich noch beträchtlich überschritten werden, wenn das Datum der Abfassung bei allen sich ermitteln ließe. Für jeden, der sehen will, ist hiermit die Legende, daß Groth mit dem „Quickborn" sich erschöpft habe, auch wenn man noch den zweiten Teil hinzu nimmt, vollständig zerstört. Aber nicht nur die Zahl seiner Dichtungen widerlegt dies, sondern ebensosehr die Art und der Wert der einzelnen Schöpfungen.

Soweit die Zeit der Abfassung sich feststellen läßt, sind in diesem Zeitraume folgende Gedichte entstanden:

Plattdütsch Dischleed, Wa Vetter sin verlopen Hund wedder kreg, Ei du Lütte, Ik bün en armen Minnestreel, Goldbarg, Uenner'n Kastanje, Nach Pol de Mont, Dank vaer en Struß Feldblöm, Dütsche Art, Min Port, Vaerjahrssünn, Harstregen, En Breef an min Ohm vun Jamaika, Lied, Vaer de Lütten, Inschrift an en Fredenseekbom, De Nachdigal, Soldat, Inschriften op en Röhrenbrunnen, Zum 25. Januar 1883, Willkam to't erste sleswig-holsteensche Musikfest, Willkam in Kiel, Sommer, Du warst wie eine Blume, Zum Abschied, Abschied, Des Dichters Leid, Komm bald, An L., Das Lied an die Buern in Transvaal, Volapük, Professor Stange zu seinem Jubiläum, Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Zu den einzelnen Gedichten ist zu bemerken: daß die von Nr. 1—9 im „Husfründ", Jahrgang 1878—1880, Nr. 10 in der „Gegenwart" Nr. 49, Jahrgang 1883, Nr. 11—22 im „Eekbom" Jahrgang 1883—1885 veröffentlicht worden sind, während die Nummern 23—29 als hochdeutsche Gedichte in seinen „Ges. Werken" mit Daten der Abfassung versehen sind. Nr. 1, 2 und 13, sowie Nr. 30, 31, 32 und 33 finden sich in seinen Ges. Werken nicht.

„Dat Dischleed" verfaßte Groth für das Liederbuch des Philologenkongresses, September 1878 in Gera. Die Veranlassung oder richtiger der Hintergrund dieses Gedichtes ist folgender:

Groth war von dem Großherzog von Oldenburg in Eutin zur Tafel geladen und wurde bei der Gelegenheit von der verwitweten Königin von Griechenland mit lebhaftem und humoristischem Ton gefragt, wo eigentlich die Grenze des Plattdeutschen sei? Groth erwiderte scherzend: „Majestät, wo man das Brot zur Butter ißt, ists Plattdeutsch; wo die Butter zum Brot, ists Hochdeutsch." — Ach, sagte sie nach kurzem Besinnen: „Die Plattdeutschen leben besser." — „So wird dies bekannte alte Wort gemeint sein," fuhr er fort und setzte noch hinzu: „Das Brot ist Roggenbrot, sog. Schwarzbrot, in Westfalen Pumpernickel. Dies Brot backt auf dem Lande jeder Bauer selbst, sein Hof liegt einsam, wenn er es haben kann auf der Geest hinter Hecken

und Knicken, in der Marsch hinter Gräben. Sein Vieh weidet auf ebenso eingefriedigten Koppeln ohne Hirten. Es ist ein eigensinniges Volk, diese Plattdeutschen, schweigsam, aber treu, die Oldenburger und Holsteiner gehören mit dazu." Die Königin schien von dem Bericht befriedigt zu sein. („Eekbom" 1884, Nr. 45.)

Die Erinnerung an diese Unterhaltung verdichtete sich ihm später zu folgendem Liede:

„Wo man dat Brot to de Botter itt
Un Kees op't Botterbrod,
Wo dar de Hunger jus ni lütt,
Awer Dörst, de is dar grot.

Dar wahnt en Volk, is recht un slicht,
Wahnt dar vun Olen her;
Vaer wenig eten sünd se nicht,
Awer drinken do't se mehr.

Dar wahnt se achter Hecken grön
Un achter Graben blank,
Dar waßt de Böken noch so schön
Un de Mädens hoch un slank.

Vaer Snacken sünd de Lüd ni vęl,
Er Sprak de is man platt,
Drum weern se still un hörn ęr Deel,
Un endlich lehrn se wat.

„Min Modersprak, so slicht un recht,
„Du ole frame Ręd . . . .
„Wahrhafti Gott, dat klingt ni slecht'
„Wi gaht ni mehr to Będ!

„Eerst haut wi mal den Dän hinut
„Denn haut wi den Franzos,
„Denn singt wi ok uns' Dütsch so gut
„As all de Dütschen los!"

Un süh, se haun, un sungn, un dę'n
Un snacken ok ni dumm,
Un all de dütschen Bröders sän:
De klaent den Döwel um!

Dat is von unse echte Slag,
De sünn so dütsch as wi
Un wo man singn un drinken mag,
Dar hört se mit darbi.

Ob man dat Brod to de Botter itt,
Oder Botter to dat Brod,
So wiet de echten Dütschen sitt:
De Dörst is lieker grot.

Un singt wi denn un drinkt wi wat,
Dat blift sik allens glick,
Dat gellt op hochdütsch oder platt
Den Kaiser un dat Riek."

Nummer 2 entstand in London, wo Groth mit seinem Vetter eine Wagenfahrt aufs Land machte. Als sie in Lee, einem Dorf bei London, eintreffen, kommen sie einem Manne nach, der einen Hund bei sich führt, den er soeben gebadet, gewaschen und gekämmt hat. Der Hund, eine Dogge, läuft ihm aber trotz allen Scheltens und Rennens davon neben ihrem Wagen her, denn es ist der Hund des Vetters, der diesem vor kurzem entlaufen ist. Die Situation barg soviel Komik und ergötzte die beiden Sonntagsfahrer dermaßen, daß Groth sie in ein Gedicht faßte.

Das Gedicht, „Dütsche Art", verfaßte Groth in Anlaß der in Wien veranstalteten hundertjährigen Feier der Thronbesteigung Joseph II. In der „Kieler Zeitung" berichtet er darüber: „Auch dem Unterzeichneten ward die Ehre einer dringenden Aufforderung von den deutschen Hochschülern Wiens, einen Beitrag zu ihrer poetischen Festgabe eiligst zu liefern. Um meinen Landsleuten zu zeigen, wie ich mich der Aufgabe, die nicht leicht war, entledigte, erlaube ich mir meinen Beitrag mitzuteilen. (Siehe Ges. Wk. Bd. 2 S. 279.) Denn für uns waren die Verbindungen locker geworden und wollte ich nicht in meiner Privatempfindung einen guten Fürsten besingen, der meinetwegen ebenso gut Marc Aurel wie Joseph II. sein konnte, sondern, meiner Mundart gemäß, etwas im Sinne meiner Landsleute sagen, so mußte ich die Fäden aufsuchen, die uns noch mit dem fernen Osten deutscher Sprachverwandter verbinden."

Am wenigsten wurde das Feld der prosaischen Dichtungen bearbeitet, nicht weil dem Dichter das Vermögen geschwunden war und noch viel weniger, weil es ihm an Motiven fehlte, denn er sagt selbst, daß er die von Müllenhoff gesammelten Sagen und Märchen nur zum Teil gelesen habe, da er an Stoffen, die zur poetischen Bearbeitung sich eignen, so reich sich fühlte, daß er niemals eine Erschöpfung zu befürchten

brauchte: es war lediglich das geringe Interesse, das man seinen herrlichen Erzählungen bisher entgegengebracht hatte und das ihn bewog, halbfertige Novellen, die noch jetzt in seinem Pulte liegen, nicht zu vollenden. Unsere hastig lebende Gesellschaft hat, wie er klagt, nicht die Lust und die Zeit, langsam, mit innerer Sammlung, mit Geduld und Nachdenken zu lesen, sie verlangt amüsante Unterhaltung, nicht Erbauung und Erhebung.

Zu den prosaischen Schöpfungen dieser Zeit gehören:

Die Umarbeitung von „Detelf“ unter dem Titel „Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un belęvt hett, vaer, in un na den Krieg 1848“; ferner „Sophie Dethlefs un ik“ und „Büsum, Dorf-Idylle“.

Ueber die erste Erzählung sagt er im Vorwort zum 3. Bande seiner Ges. Werke: „Die umfangreichste der nachfolgenden Erzählungen, die erste, wurde im Jahre 1854/55 niedergeschrieben. Sie erschien mit der zweiten (Trina d. V.) unter dem Titel „„Vertelln““, wurde sogleich vergriffen, wieder neu aufgelegt und nochmals ausverkauft. Sie war aber eigentlich nicht geworden, was sie nach meiner Absicht werden sollte: eine Schilderung schleswig-holsteinischer Zustände vor, während und nach 1848, ein Bild des allmählichen Erwachens deutschen Nationalbewußtseins in unsern mittleren und unteren Volksschichten, des vergeblichen Kampfes um dasselbe und der Ergebung ins unbezwingliche Schicksal nach der Niederlage und während der Reaktion, dies im Spiegel eines jungen Dithmarschers, der sich allmählich mit entwickelt, es zur Ruhe und zu einer freundlichen Lebensstellung bringt.

Zu meiner Hauptfigur saßen mir, sozusagen abwechselnd, ein Bruder (Min Jehann des Quickborn) und ein Freund. Ich nannte meinen Helden nach dem Freunde „„Detelf““. Meine Zeitgenossen aber werden mich verstehen, wenn ich sage, daß ich damals nicht imstande war, an die alten Wunden zu rühren: ich wäre in der lebhaften Vergegenwärtigung unserer Kämpfe, die umsonst, und unserer Demütigung, die unverdient war, verzagt.

Bis endlich Deutschland sich erhob, bis Hoffnung und Gewißheit kam, daß das Blut der Unseren nicht umsonst geflossen. Dann erst kam mir der Mut, im Sinne etwa meines teuren heimgegangenen Bruders, der auch an den Folgen der Feldzüge 1849 bis 1850 starb, aufzuzeichnen, was wir in den

Jahren erlebt, gedacht, gelitten. So erst bekam mein „„Vertelln““ seinen Kern. Meine Landsleute werden diesen als echt erkennen, denn ich habe kein Wort niedergeschrieben, das nicht aus treuer Erinnerung stammt, sei es Selbsterlebtes oder was ich in unmittelbarer Gegenwart von Allernächsten vernommen.

Der Kern hat nun freilich die alte Schale fast gesprengt, der alte Titel paßt nicht mehr und ich darf meine Erzählung als eine ganz neue bezeichnen.“

Prof. E. Wolff in Kiel bemerkt in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart“ S. 165 zu dieser Erzählung: „Wie frisch lebendig setzt die erste Geschichte der Sammlung „„Vertelln““ ein: Wat en holsteenschen Jung ꝛc. Der Held ist mit humorvoller Ironie behandelt:

„„Am levsten wull he Landvagt warrn,““ so lauten gleich die ersten Worte.

„„Dat düch em dat nettste. Sin Vetter weer Scholmeister, dat düch em nich so pläseerli.““

Hier spricht ein intimer Kenner der Kinderseele. Aber zu unvergleichlich höherer Bedeutung erhebt sich das Werk mit der Zeit, da Held „„Detelf““ in den Krieg für Schleswig-Holsteins Unabhängigkeit zieht. Weit entfernt von Pathos oder Phrase, wirkt Klaus Groth gerade durch schmucklos ergreifende Objektivität gegenständlicher Darstellung. Da zucken Gedankenblitze aus der Volksseele auf, die keinen Vergleich zu scheuen haben:

„He seeg man,“ heißt es in den Schlachtscenen, „en Ogenblick hin, wo dar Een achter leeg as in't Verscheeden, un vaer em seet en Annern mit en bleek Gesicht un Blot anne Hann. De harr he fohlt un sä to Detelf: „„Ik heff Fru un Kinner un seeg se wull ni wedder. Awer,““ sä he un wenn' de bleken Ogen gegen den Regen nan Heben, „„dat mutt sik wul all hölpen, wenn nur uns Sak man gut geit.““ Detelf kunn em natürli nix seggn as en lerri Wort, dat he't ok haep. Denn muß he wider un sin Platz holn.“

Aehnlich unübertünchte, unerschrockene Darstellung der Wirklichkeit, des Thatsächlichen bietet sich überall:

„„Wer harr ni mit sungen, weer ni mit gan? Sunst vun Moth un Courag' to spreken is en egen Ding. Mit de Angst geit't as mit de Seekrankheit, keen Minsch will se hatt hebbn .... Awer wenn't Moth heet an sin gerechte Sak löben .... Denn hebbt wi em.““

Mit mannhafter Hand gestaltet Groth die Gräuel des Krieges zu einem schlicht ergreifenden Bilde, wirksam gemildert durch verzweifelten Humor des einen oder andern Kriegers."

In „Sophie Dethlefs un ik" giebt der Dichter uns eine Jugenderinnerung, die als Beitrag zu seiner Selbstbiographie von Wert und Bedeutung ist. Er hat damit der Dichterin ein Denkmal gesetzt, ebenso wie durch die Herausgabe ihrer Gedichte in 5. Auflage 1878 bei Kittel in Hamburg. Interessant ist in dieser Ausgabe das Vorwort von Groth, worin er ein Stück Geschichte der plattdeutschen Sprache erzählt und ziemlich scharf gegen die Verächter derselben um sich schlägt. Zugleich hat er dieser Auflage eine Lebensbeschreibung der Dichterin beigegeben, worin er mitteilt, wessen er sich von der Dichterin persönlich erinnert oder was er anderweitig erforscht hat.*) —

In diesen Zeitraum fällt auch die Schöpfung des niedlichen Dorf-Idylls „Büsum". Dasselbe hat lediglich ein psychologisches Interesse, indem der Dichter mit der ihm eigenen Geschicklichkeit schildert, wie die Marsch, wo alles grün, alles gerade, alles flach und eben ist, in Verbindung mit dem in seiner Einförmigkeit stets wechselnden Meer selbst bei einem Berliner, einem Kunstmaler, der sich eine Zeitlang als Badegast dort aufhält, das eigenartige Heimweh der Dithmarscher erzeugen kann.

Mehrere kleinere Erzählungen, wie z. B. „En fröhliche Tour op See", „En Geschicht ut Norwegen", „Neveldroschke", eine kleine Betrachtung in hochdeutscher Sprache betitelt „Jugendklänge", die in seine „Gesammelten Werke" nicht aufgenommen sind, finden sich im „Husfründ" (1878—1880).

In dem letzten Jahrzehnt, wo für die deutsche Litteratur

---

*) Bei dieser Gelegenheit erzählt er auch von einem Improvisator aus Pyrmont, der, wie er meint, 1847 auch in Heide gewesen ist, und mit dem er auf einer Fahrt nach Norderney folgende Geschichte erlebte: Das Dampfschiff ging die Nacht durch und Groth lag unter Bettzeug die Nacht auf Deck. Als er des Morgens schläfrig aufsah und aufstand, trat ein kleiner ältlicher Mann vor ihn hin — die Sonne ging eben rot und schön über der See auf — der sich räusperte, den Hut abnahm und unsern Dichter ganz unerwartet mit hochdeutschen Reimen überfiel, so daß der lange Klaus Groth ganz verwirrt wurde und zuletzt sagte: er danke vielmals, ehe er sich gewaschen und Kaffee getrunken hätte, sei er nicht imstande, auch nur einen Vers richtig zu verstehen, machen könne er gar keinen.

wieder eine aufsteigende Kurve begann, erlebte der Dichter die Freude, daß man auch ihn wieder mehr zu schätzen begann und daß die Nachfrage nach seinen Werken sich mehrte. Er entschloß sich deshalb, die vielfach zerstreuten und zum Teil verschollenen Kinder seiner Muse zu sammeln und 1893 bei Lipsius und Tischer in Kiel als seine „Gesammelten Werke“ herauszugeben. Die beiden ersten Bände bringen den „Quickborn“ als ersten und zweiten Teil, der dritte enthält Erzählungen in plattdeutscher Prosa (Vertelln) und der vierte endlich unter anderm die längst aus dem Buchhandel verschwundenen „Hundert Blätter“ hochdeutscher Gedichte, vermehrt jetzt um eine Anzahl größtenteils ungedruckter, an seine verstorbene Frau gerichteter Gedichte. „Meine theoretischen Arbeiten über Platt und Hoch, über mundartige Dichtung und anderes,“ sagt der Dichter im Vorwort, „können einmal später, wenn ich lebe, als Nachtrag erscheinen.“ Er fährt dann fort: „Ein anderes Geschlecht als das, wofür ich sie schrieb, liest jetzt meine Gedichte. Eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen. Im Anfang meines Auftretens konnte ich darauf rechnen, von meinen Landsleuten wenigstens ohne weiteres unmittelbar verstanden zu werden. Seit den Umwälzungen im letztverflossenen Menschenalter haben sich die Zustände, wie ich sie geschildert, die Anschauungen, wie ich sie gehabt, Stimmungen sogar und Gefühle, auch in der Heimat so geändert, das Volksleben, dessen poetische Darstellung ich gegeben habe, ist einer so raschen Zersetzung anheimgefallen, daß es nachgerade nötig geworden ist, das Verständnis meiner Gedichte und Erzählungen durch kurze geschichtliche Erläuterungen und durch Erklärungen seltener oder schwieriger Ausdrücke in fortlaufenden Anmerkungen zu erleichtern, zumal der „„Quickborn““ weit über die engere Heimat hinaus, selbst über den Ozean und zu stammverwandten, wenn auch nicht gerade zu plattdeutsch sprechenden Holländern und Vlamen gedrungen ist.

Die Arbeit hat mein freundlicher Helfer, Herr Oberlehrer (jetzt Professor d. V.) Köster in Marne mit Kenntnis und Sorgfalt, mit Lust und Liebe ausgeführt. Ihm habe ich auch die Auswahl unter den in Zeitschriften und unter meinen Papieren zerstreuten Gedichten — für mich zu anstrengend — sowie die Anordnung derselben größtenteils überlassen können und müssen.“ — — „Es sei mir erlaubt,“ fährt er dann fort, „hier einmal ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß eben

dieser „„Quickborn““ nicht, wie gewöhnlich von Kritikern leichtfertig behauptet worden ist, als erstes Werk des Verfassers in einem Guß in den fünfziger Jahren fertig geworden, sondern ganz allmählich erweitert und seiner endgültigen Gestalt als ein Bild dithmarsischen Volkslebens entgegengeführt ist, daß also nicht etwa die dichterische Kraft des Urhebers dann erlahmt und es nicht mehr wert sei, sich um seine späteren Werke zu bemühen. Es sind Gedichte in der Sammlung aus fast jedem Jahre von 1852 und früher bis 1882. Ein paar der letzten (S. 218 u. f.) habe ich deshalb mit der Jahreszahl ihrer Entstehung bezeichnet; der Leser möge selbst urteilen, ob sie an Kraft und Frische einem der ältesten nachstehen.“

Mit noch größerem Recht hätte er hinweisen können auf das Gedicht „Sandburs Dochder“, das ein Torso geblieben war und das er für die zweite Auflage seiner Ges. Werke, also in seinem 74. Jahr, auf Prof. E. Wolffs Anregung sofort in derselben Stimmung, mit derselben Gewandtheit in der Handhabung der Technik und derselben formenden Kraft vollendete, wie sie ihm vor 20 Jahren, also in der besten Zeit seines Lebens, zu Gebote gestanden hatte, sodaß durchaus nicht zu erkennen ist, wo der früher geschaffene Teil aufhört und der spätere beginnt.

XXXVII. Rückblick auf Groths geistige Arbeit.

Groths geistige Arbeit liegt jetzt abgeschlossen vor uns.

Wenn wir sie als Ganzes näher ansehen, so scheinen die einzelnen Teile, äußerlich betrachtet, gar verschiedenartig zu sein. Seine Dichtungen, seine Erzählungen, seine sprachwissenschaftlichen Schriften, seine zahlreichen Bücherbesprechungen wollen sich schwer zu einem einheitlichen Ganzen fügen. Und doch, wie der Dichter selbst eine Persönlichkeit aus einem Guß, ein Charakter von seltener Geschlossenheit ist, so auch seine Geistesarbeit. Alles fließt bei ihm aus einer und derselben Quelle, ein „Leitmotiv" hören wir aus allen Teilen, ein Grundgedanke ist überall lebendig: Die Erhaltung und Pflege der niedersächsischen Sprache als der wesentlichen Verkörperung des norddeutschen Geistes. Das ist die Grundrichtung all seines Schaffens.

Es ist tendenziös, aber nicht etwa in dem beschränkten Sinne des „jungen Deutschlands", im Sinne der Mundt, Gutzkow, Börne und wie sie alle heißen, sondern in einem viel höheren und viel edleren Sinne des Wortes. Während das „junge Deutschland" in Max Stirner den „Einzigen und sein Eigentum" als den extremen Ausläufer seiner Richtung zeitigte, schuf Groth seine „Trina". Und welch ein Gegensatz: während jener, sozial vollständig entwurzelt, mit ätzender Lauge pietätlos alles geschichtlich Gewordene übergoß, sind in der „Trina" alle Hauptpersonen in ihren geschichtlich sozialen Verhältnissen so festgewurzelt und von so urkräftigem, gesunden Gedeihen, wie die sturmfeste Eiche in den deutschen Landen.

Wie natürlich, daß er zu den Stürmern und Drängern der jung-deutschen Kreise kein inneres Verhältnis finden konnte, daß er sich vielmehr überall, in Hamburg sowohl wie in Dresden, von ihnen abgestoßen fühlte. Wenn er sich dieses Gegensatzes auch nicht grundsätzlich klar bewußt war, so leitete ihn doch ein richtiges Gefühl, das er in den schlichten Worten ausdrückte: „Ihre Weise gefiel mir nicht.“

Sie wollten zerstören und neu bauen, allerdings auch aus echt deutschem Empfinden heraus; er aber wollte erhalten und pflegen, was wir an echt deutschem Leben von unsern Vätern ererbt haben und was vom Untergange bedroht war. Ihm war das Schöne und Gute nicht zu erstreben, sondern zu konservieren und insofern war er konservativ.

Aber nicht bei den in der Kultur Voranschreitenden fand er in seinem „germanischen Herkulanum“ das Gute und Schöne, sondern bei den langsam und bedächtig Nachfolgenden, bei denen, die von der Urväter Hausrat sich nicht trennen mochten und von den Trägern der vorgeschrittenen Kultur ob ihrer altmodischen Sitte verhöhnt, verlacht und die gesellschaftlich geknechtet wurden. Diesem Teil unseres Volkes suchte er wieder Achtung und Selbstvertrauen zu erwerben und insofern war er liberal.

Als ganzer Mann war er beides, konservativ und liberal zugleich*), aber bei Leibe nicht in dem beschränkten Sinne einer Fraktionsbezeichnung, und keine dieser Parteirichtungen hat ihn deshalb jemals für sich in Anspruch genommen noch nehmen können.

Aber die „deutsche Bewegung“ war es und ist es, die ihn als ihren Altmeister, als ihren Bahnbrecher und ihr geistiges Haupt noch heute verehrt, hüben und drüben. Und das allein ist bezeichnend für ihn: er ist ein deutscher Dichter, so rein deutsch, wie weder Schiller noch Goethe, wie weder Geibel noch Platen es waren. In seinen dichterischen Produktionen sowohl wie in all seinen sonstigen Arbeiten schlägt stets ein rein deutsches Herz, so rein und urkräftig, wie bei wenig deutschen Poeten.

Wenn wir nun weiter fragen, wie diese sein ganzes späteres Leben beherrschende Grundrichtung in ihm entstand und dichterische Gestalt gewann, so springt sofort der eigen-

*) „Wir Norddeutsche sind konservativ und liberal zugleich“ (Briefe „Ueber Hochdeutsch und Plattdeutsch“, S. 60).

tümliche Umstand in die Augen, daß bei Groth als Dichter von einer Entwicklung kaum die Rede sein kann, wenigstens nicht in dem Sinne, wie man das Wort bei Dichtern gemeinhin versteht. Allerdings empfand er im vorgeschrittenen Alter anders als in der Jugend, aber seine Lebensanschauung, sein poetisches Ideal blieb stets dasselbe und ist, wenn auch nicht in der Zahl seiner dichterischen Schöpfungen, so doch in der Art derselben gleichmäßig wirksam geblieben bis ins höchste Alter hinein. Und dieses Ideal haben wir in seiner ganzen Lebensfülle sofort vor uns in seinem Erstlingswerke, in dem „Quickborn", mit dem er als fertiger Dichter nicht nur die Welt, sondern auch seine nächsten Freunde überrascht, und fast Alles, was bei ihm als Entwicklung bezeichnet werden kann, liegt vor dem Erscheinen dieses seines Hauptwerkes, fast vollständig verdeckt durch die mannigfaltigen Studien, die er zur Ausbildung seines Geistes betrieb. Soweit es jedoch möglich ist, sein Geistesleben in seinen Werken zu durchschauen, dürfen wir die Entstehung des Grundgedankens seiner ganzen Lebensarbeit wohl in die Zeit verlegen, wo er als Lehrer in Heide thätig war. Seine Sprachstudien, die er hier mit leidenschaftlichem Eifer trieb, öffneten ihm die Augen über den Wert der Sprache, die um ihn herum lebte und über den Schatz, der in derselben zugrunde zu gehen drohte. In dieser Zeit rang sich aus der Tiefe seines Geistes die Idee von der Bestimmung seines Lebens durch. Das Eigenartige und Seltsame dieses Gedankens zwang ihn jedoch, wenn er nicht wie ein Thor verlacht werden wollte, alle unzureichenden Versuche zu unterdrücken. Welches ungewöhnliche Maß von Selbstverleugnung und Selbstzucht gehört dazu, wenn man bedenkt, daß mit der dichterischen Begabung auch fast stets der natürliche Drang, in der Jugend gepaart mit einer gewissen Eitelkeit, verbunden ist, auch die jugendlich-unreifen Produkte weiteren Kreisen mitzuteilen. Wäre Groth eitel genug gewesen, seine Versuche der Oeffentlichkeit preiszugeben, dann würden wir schon eher von einer Entwicklung seines Talentes sprechen können. Er behielt klüglich seine Pfeifen im Sack, wie er sagt, und selbst auf Fehmarn hielt er die Kinder seiner Muse so ängstlich in seinem Pulte verschlossen, daß er sie nicht einmal seinem späteren, ihm so geistesverwandten Freunde Chr. Magnussen zeigte, als derselbe ihn auf Fehmarn besuchte.

Wir sehen nur, wie er nach dem Muster des formstrengen Platen die eifrigsten Formstudien trieb, wie sie in den „Hundert

Blättern" vor uns liegen, die uns zugleich einen Blick gewähren in seine Stimmungen und in das mächtige Ringen seines Geistes, und wir wissen ferner durch Müllenhoff, in welcher Reihenfolge ungefähr die Gedichte seines „Quickborn" entstanden sind. Müllenhoff glaubt allerdings in den ersten Gedichten „Schietkraet", „Dagdeef" rc. sowie auch in den ersten Liedern noch die „derbe holzschnittmäßige und zum Teil auch parodistische Manier" seiner Vorgänger zu erkennen und erst in den später entstandenen erzählenden Gedichten „Hanne ut Frankrik," „Peter Kunrad", „Dat Gewitter" den höheren Ton der Grothschen Poesie zu vernehmen; im übrigen kann jedoch nur von einer Entwicklung nur insofern die Rede sein, als der Dichter in seinen spätern Schöpfungen Töne anschlug und Formen verwendete, die früher noch nicht in seiner Gewalt waren, wie z. B. die Spruchdichtung, das plattdeutsche Sonett, und vor allem die Prosa in seinen „Vertelln".

Die letzteren, um bei ihnen einen Augenblick zu verweilen, haben den Zweck, die poetischen Werke Groths zu ergänzen und das zu geben, was in die dichterische Form nicht rein hineinging, wie A. Bartels sehr treffend bemerkt. Sie zeichnen sich aus durch feine Beobachtung, durch einen ungemeinen Reichtum an Details und durch eine ungemein treue Wiedergabe volkstümlichen Lebens. Vor allem ist es eine behagliche Breite, die ihnen eigen ist, und nicht selten laufen so breitausgesponnene Episoden neben dem Faden der Geschichte her, daß die Einheit derselben darunter zu leiden scheint. H. Krumm hat diese Neigung des Dichters, die auch in seinen epischen Gedichten hervortritt, sehr treffend als „Niederländerei" bezeichnet und in der That scheint ein gut Stück von einem Niederländer in Groth zu stecken. Wenn aber Krumm damit die tadelnde Bemerkung verbindet, daß diese Neigung zur Niederländerei, das Ueberwuchern des Episodenhaften, die Geduld des Lesers öfters auf eine zu harte Probe stellt, so können wir doch dem nicht beipflichten. Uns will nicht scheinen, daß Groth in dieser Eigentümlichkeit seiner Erzählungen aus Mangel an Selbstzucht einer üblen Neigung nachgegeben haben sollte. In seinen beiden bedeutendsten prosaischen Schriften, in seinen Briefen über „Hochdeutsch und Plattdeutsch" und in „Mundarten und mundartige Dichtung" tritt von dieser Neigung nichts hervor, überall geht er in einem geschlossenen Gedankengange geradeswegs auf sein Ziel los; das Breite und

Episodenhafte seiner plattdeutschen Erzählungen finden wir hier nicht. Wenn Groth es bei den letzteren anders hielt, als in seiner hochdeutschen Prosa, so scheint uns dies keine Neigung zu sein, der er unbedacht die Zügel schießen läßt, sondern wohlüberlegte Berechnung. In dieser Weise zu erzählen, ist nämlich echt volkstümlich. Wer darauf achtet, wie man im Volke zu erzählen pflegt, wird immer beobachten können, daß man mit Vorliebe bald hier, bald dort für einen Augenblick den geraden Weg verläßt und ein kleines Geschichtchen nebenher erzählt. Man erinnere sich doch, wie häufig gerade die Geduld der Richter durch diese Neigung auf die Probe gestellt wird. Fast nie wird ein längerer Bericht gegeben, wo der Richter nicht den Erzähler wieder auf den geraden Weg, auf die Hauptsachen, verweisen muß. Wir meinen also, diese Art zu erzählen ist charakteristisch für das Volk und sie war es in noch höherem Grade in der Zeit, wo Groths Erzählungen spielen, in seiner Jugendzeit; denn damals hatte man noch Zeit und auch Geduld, sich in behäbiger Breite zu unterhalten. Und uns will scheinen, daß es gerade die zuletzt geschaffenen Erzählungen, „Witen Slachters" und „Sophie Dethlefs un ik" sind, die in höherem Grade diese Eigenart des Volkes wiederspiegeln, als seine früheren.

Um indes nach dieser Abschweifung, der wir uns soeben schuldig gemacht haben, wieder zu dem Gedanken, mit dem wir uns beschäftigen, zu der dichterischen Entwicklung Groths, zurückzukehren, so müssen wir sagen, daß Groth, der keine Vorgänger in seinem Sinne hatte und ganz sich auf sich selbst stellen mußte, „im Kerne seines Wesens," wie er in der Neujahrsnacht 1858—1859 (Ges. Wk. Bd. 4 S. 241) es wünscht, sich selbst getreu geblieben. Niemals hat er unter dem Einfluß einer dichterischen Schule gestanden, niemals hat er den einmal eingeschlagenen Weg verlassen.

Selbst in seinen hochdeutschen Gedichten, die wie eine parallele Reihe selbständig neben den plattdeutschen Schöpfungen herlaufen, suchen wir, abgesehen von dem entschieden hervortretenden Einflusse Platens in den „Hundert Blättern", seinen ersten hochdeutschen Gedichten, vergebens den Einfluß irgend einer dichterischen Richtung, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sich hier eine Entwicklung zu größerer Reife bemerkbar macht. Sie sind leider vielfach unterschätzt

worden, „zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie urteilen indes ganz anders. Sie finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohnscher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präzision der Form, wie sie nur der ausgebildetste Kunstsinn zu geben vermag." So urteilte schon Müllenhoff, wie wir bereits gehört haben, von den „Hundert Blättern", in wie viel höherem Grade muß dies gelten von seinen späteren hochdeutschen Gedichten, unter denen sein „Regenlied", wie A. Bartels bemerkt, allein schon einen ganzen Band mittelmäßiger lyrischer Gedichte aufwiegt.

Am treffendsten scheint uns aber H. Krumm diese Schöpfungen Groths zu würdigen, wenn er sagt:

„Es (das Büchlein der „Hundert Blätter") enthält neben Nachahmungen hochdeutscher Muster, die der reifen Formvollendung des „„Quickborn"" zugute gekommen waren, vieles Selbständige, duftige lyrische Blüten, ebenso taufrisch und sangbar wie die plattdeutschen Lieder, und später ebenso oft, besonders von einem Meister wie Brahms, in Musik gesetzt. Unter den von ihm komponierten nenne ich vor allem das schöne, durch die feine und scharfe Naturbetrachtung nicht weniger als durch die Zartheit und Tiefe der Stimmung ausgezeichnete Regenlied. Bereits durch dieses Buch hatte Groth bewiesen, daß er auch als hochdeutscher Dichter Bedeutendes hätte leisten können, wenn er sich nicht die Erweckung der niederdeutschen Dialektpoesie zur Lebensaufgabe gemacht hätte. Durch die in die Gesamtausgabe vom Jahre 1893 aufgenommenen Gedichte, namentlich die an seine Braut und Frau gerichteten und im verschwiegenen Pulte bis dahin treu gehüteten, werden auch diejenigen, die jenen ersten Band hochdeutscher Gedichte unbeachtet ließen, davon überzeugt worden sein, daß Groth auch auf diesem Felde Beachtenswertes, ja Vollendetes geleistet hat; sind sie doch dem Besten, was er geschaffen, ebenbürtig." („Schleswig-Holstein meerumschlungen" S. 155.)

Besonders beachtenswert für die Beurteilung der hochdeutschen Poesien Groths scheint uns die Bemerkung des Dichters in Anlaß des Gedichtes „Dütsche Art" zu sein, daß er „nicht in seiner Privatempfindung einen guten Fürsten besingen — — — sondern seiner Mundart gemäß etwas im Sinne seiner Landsleute sagen wollte." Es geht hieraus klar hervor, daß der Dichter zwischen seinen sub-

jektiven, persönlichen Empfindungen und denjenigen unterscheidet, die er mit seinen Landsleuten teilt, und daß er seine Mundart benutzt, um im Sinne seiner Landsleute, aus ihrem Geiste, aus dem Gesamtgefühl seines Stammes heraus zu dichten, weshalb denn auch seine plattdeutschen Dichtungen vorwiegend objektiv und episch sein müssen, während er die hochdeutsche Sprache benutzt, um seine Privatempfindungen auszusprechen, weshalb seine hochdeutschen Gedichte vorwiegend subjektiv und lyrisch sind. Es ist das ein so eigenartiges, aber durchaus in der Natur der beiden Sprachen gegebenes Verhältnis des Dichters zu den beiden Stammsprachen, der hochdeutschen und plattdeutschen, wie es wohl selten so ausgeprägt gefunden wird. An sich ist der Dichter ebensowohl Lyriker als Epiker.

Ist es aber nicht vielleicht eine gewisse Beschränktheit, ein Zeichen seines Unvermögens und einer gewissen Einseitigkeit, die ihn für fremde Einflüsse unzugänglich machte? — Für den, der nicht tiefer sieht, mag es so scheinen; wer aber einen Augenblick erwägt, wie Groth nach und nach die verschiedensten Töne anschlug und bedenkt, mit welcher Meisterschaft er alle dichterischen Formen versuchte und handhabte, der wird sofort erkennen müssen, daß bei solcher Vielseitigkeit seines Talentes von wesentlichen Schranken, die ihm sein Vermögen setzte, nicht die Rede sein kann.

Eigentümlich freilich ist es, und mir einstweilen unerklärlich, daß Groth nicht zum plattdeutschen Drama fortgeschritten ist. Die Anlage dafür hatte er offenbar in einem Grade, daß kein Geringerer als E. M. Arndt ihn einst in der „Kölnischen Zeitung“ sogar „einen größten dramatischen Dichter“ genannt hat. „So widersinnig dies Urteil auf den ersten Blick erscheinen könnte, weil Klaus Groth ein eigentliches Drama nicht geschrieben hat, so ist es dennoch, den Charakter mancher Dichtungen angesehen, ein völlig zutreffendes. Das Gefühlsmäßige tritt bei Groth selten als reiner Gedanke (? D. V.) hervor, vielfach sind Personen seine Träger; werden sie in die Situationen gestellt, dann ergeben sich Zwiegespräch und Entwicklung in ganz natürlicher Weise. So führen uns unter anderen „„Peter Kunrad““ und die „„Rumpelkamer““, welche letztere in großartiger Weise das Thema: „„Verstand toschann', dat Hart tobraken““ variiert, eine Reihe von Bildern von hochtragischer Wirkung vor, welche hier, worauf zugleich hingewiesen sein möge, durch die überwältigende Macht der Verhältnisse erzielt ist, während freilich bei andern wieder,

so im „„Heisterkrog““ die Schuld als dramatischer Hebel benutzt wird.“ (Der Salon, Heft X, 1894.)

Daß er dennoch mit dem eigentlichen Drama keinen Versuch gemacht hat, lag auch nicht daran, daß er von dieser Kunstform der Dichtung den rechten Erfolg für seine Sache, die Erhaltung und Pflege des Plattdeutschen, nicht erwartete. Im „Husfründ“, der unter seiner geistigen Leitung stand, werden vielmehr stets, begleitet von dem lebhaftesten Interesse, Mitteilungen darüber gemacht, wann und wo von Schauspielern mit Erfolg plattdeutsche Dramen zur Darstellung gebracht worden sind, und in der Nummer 47 des Jahrganges 1878 wird sogar, anknüpfend an den Erfolg, den das plattdeutsche Singspiel von Ludolf Waldmann, die „Ulanenbraut“, in Berlin erzielt hat, berichtet, daß Frau Lotte Mende, die bekannte Darstellerin plattdeutscher Rollen, in Arnheim in Holland, wo Klaus Groth sie seinen Freunden empfohlen hat, aufgetreten ist, und weiter mitgeteilt, daß nach einer Notiz im „Bremer Courier“ Klaus Groth an Frau Mende früher einen Brief geschrieben hat, worin er sagt: „Ich bin Ihnen auf Ihren Wegen gefolgt, wohin Sie auch Ihre Schritte lenkten. Es sind nun gerade 25 Jahre, als ich in der Vorrede zu meinem „„Quickborn““ die leise Hoffnung aussprach auf Hülfe, die Ehre der plattdeutschen Sprache zu retten. Sie ist ja nicht ausgeblieben. Aber eine solche lebendige Helferin wie Sie sind, hätte auch die übermütigste Phantasie in damaliger Zeit, wo ich ganz allein stand, sich nicht träumen lassen.“

Wenn er trotzdem für das plattdeutsche Drama nicht die Stimmung fand, so lag das wohl daran, daß er in dieser Form doch nicht die Brücke sah, die er zwischen der eigentlichen Kunstdichtung und der volkstümlichen Dichtung mit so großem Erfolge geschlagen hatte.

„Der große Bruch zwischen der Volks- und Kunstpoesie, der unheilvoll in den Tagen des Martin Opitz begonnen hatte, für uns Schleswig-Holsteiner war er ausgeglichen“ durch Klaus Groth (A. Bartels, Heimat 1897). Und das eben ist noch eine besondere Seite des großen Verdienstes, das Groth sich erworben. Wie Kunst und Handwerk seit etwa 2 Jahrhunderten getrennt ihre Wege gegangen waren, so auch die volkstümliche und kunstmäßige Dichtung, und wie Christ. Magnussen in seiner Holzschnitzschule die gerade an unserer

Westseite einst so herrlich blühende volkstümliche Holzschnitzkunst wieder mit dem Handwerk zu verbinden suchte, so suchte Groth mit seinen plattdeutschen Dichtungen eine Brücke zu schlagen zwischen der Kunst- und Volksdichtung. Wie nach Magnussen das Zurücktreten der plattdeutschen Mundart das Verschwinden der alten Schnitzkunst im Gefolge gehabt hatte, so sollten beide mit- und durcheinander wieder zu Ehren gebracht werden.

Der religiöse, sittliche und soziale Charakter der Grothschen Dichtungen tritt so bestimmt heraus, daß wir dieser Seite einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Der französische Dichter Viktor Hugo sagt allerdings: „Niemand hat das Recht, den Dichter zu fragen, ob er an Gott oder an Götter glaubt, an Pluto, Satan oder was sonst"; aber wir Deutschen können nun einmal von der Neigung nicht lassen, auch über diese Frage uns Rechenschaft zu geben.

Daß Groth ein tief religiöses Gemüt ist, haben wir bereits gesehen.

Immer wieder begegnet uns in seinen Dichtungen der Gedanke an die Unsicherheit unseres Daseins, an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles irdischen Glückes, und ein Hauch der Schwermut und der elegischen Stimmung liegt über einem großen Teil seiner Poesien.

„Denn ward de Minsch so lütt to Moth:
Wull weet, wa lang he daer de Heid
Noch frisch un kräfti geit!" —

ist die häufig wiederkehrende Frage und

„Ach es entschwanden mir Heimat und Glück"

die stets sich wiederholende Klage.

Die Sehnsucht nach der Heimat und dem verlornen Paradies seiner Jugend einerseits und die Sorge um den Bestand des Glückes, das errungen oder ihm geblieben ist, andererseits, sind gleichsam die Pole, zwischen denen in der Tiefe seiner Seele seine Gefühle schwingen.

Sie sind aber bei ihm, wie bei der Menschheit überhaupt, zugleich auch die Quellen aller religiösen Gefühle, aller Vorstellungen und Gedankenverbindungen, die den Menschen hinaufweisen zu dem, der die Geschicke lenkt.

Und in diesem Sinne sind Groths Poesien stets getragen

von einer gesunden, tief religiösen Grundstimmung. Nicht direkte Hinweise auf den Trost der Kirche, nicht berechnete Darstellungen des traurigen Schicksales gott- und religionsloser Menschen finden wir — sie liegen vollständig fern; aber Religion als das Erbe der Väter, als wesentlichen Bestandteil volkstümlichen Denkens, gesunde religiöse Stimmungen, wie sie schlicht und recht sich nahe legen und ohne affektierte Betrachtungen das Handeln in wichtigen Augenblicken des Lebens begleiten, finden wir oft, wohingegen in der Erzählung „Um de Heid" die pharisäische Denkweise der sog. „Frommen" entschieden verurteilt wird, zwar nicht entstellend und verspottend — dazu war Groth zu ernst — aber in der Zeichnung der Charaktere und in den Gefahren, die Thies Thiessen in der Hingabe an diese Kreise drohen.

Nicht minder klar ist auch die *sittliche Tendenz* der Grothschen Dichtungen.

„Keusch, rein und streng" — könnte man sie alle ohne Ausnahme bezeichnen.

„Etwas lernen und seine Pflicht thun — alles andere steht in Gottes Hand" — so denken alle Personen, selbst auch die, die in ihrem Streben scheitern. Und so rein sind alle seine Darstellungen, daß auch nicht ein Hauch Wielandscher Lüsternheit zwischen den Zeilen zu spüren ist. Freilich „die Dichtkunst hat ihre eigene Sittlichkeit, die aus der Liebe zur Wahrheit und Schönheit folgt, sie ist an und für sich eine sittliche Macht, ganz wie die Wissenschaft, und braucht sich ebensowenig wie diese um den guten Ton zu kümmern" — so sagt der Franzose *Gautier* und er verspottet deshalb die Schriftsteller, die mit Vorsicht sich des guten Tons befleißigen, als eine „äußerst komische Abart mit weiblichen Verwandten", die als „notwendiges Hausgerät zwei bis drei rechtmäßige Hausfrauen, einige Mütter, soviel Schwestern wie möglich und ein ganzes Lager von Töchtern und Tanten" haben muß, um vor dem schlechten Ton bewahrt zu werden. Groth hatte weder Töchter noch Tanten, die ihm die Zügel hielten, er gehörte nicht zu jener „komischen Spezies", die Gautier verspottet, *ihm war jeder frivole Ton von Natur zuwider*. Nie hat er zu den langhaarigen Dichtern mit Kalabreserhüten gehört, die sich in ihrem Leben und in ihren Werken Freiheiten erlauben, die andern Sterblichen nicht geziemen; rein wie sein Leben sind auch seine Schriften, vom Anfang bis ans Ende.

Heute, wo die Bewegung, die man als soziale Frage be-

zeichnet, im Vordergrunde aller öffentlichen Verhandlungen steht, liegt es nahe, auch bei dem Dichter zu fragen, wie er zu derselben sich stellt.

Als Groth seinen „Quickborn“ schrieb, war diese Frage allerdings schon da, wenn auch in anderer Gestalt, und sie ist seitdem nicht von der Tagesordnung verschwunden.

Auf den ersten Blick will es nun scheinen, als wenn der „Quickborn“ und alle späteren poetischen und prosaischen Schöpfungen des Dichters kein Verhältnis zu dieser Bewegung hätten. Ausgesprochen ist dieses Verhältnis freilich nirgends, und auch in den letzten Schöpfungen Groths finden wir direkte Anklänge an diese Frage niemals; trotzdem aber ist das Verhältnis zu dieser Zeitbewegung ein ganz bestimmtes und bedeutungsvolles.

Den zersetzenden Mächten gegenüber weisen seine gesamten dichterischen Arbeiten auf das Gute und Schöne dessen hin, was uns die Vergangenheit überliefert hat, was wir von unsern Vätern ererbt haben. Unsere Mundart, die religiöse Einfalt, den schlichten, biederen Sinn, die einfachen und natürlichen Verhältnisse, das Poetische und Idyllische derselben, die Demut und die Treue, die Pietät gegen das durch Herkommen und Alter Geheiligte sind die Güter, die er bedroht sieht und die er aus der Ueberflutung, die in den modernen Ideen hereinbricht, zu retten wünscht. In diesem Sinne schildert er uns die Zeit und die Menschen mit den sprechendsten Lokalfarben, aber wahr und treu.

Eng ist der Kreis, in dem sie sich bewegen, aber sie bewegen sich sicher in demselben. Man sieht nicht weit, aber soweit man blickt, ist man über seine Pflicht sich klar. „Mit recht don un sin Plicht erfülln, meen man, keem man daer un weer to Enn.“ „Mit den zehn Geboten kam man aus“ und Detlef Ramm kannte nicht einmal das elfte. Zweifelsucht und zwiespältige Gefühle kannte man nicht. Nach einer Schilderung der schweren Arbeit heißt es in den „Familjenbillern“:

„Denn gat de Been un Arm ęrn egen Gank
Un de Gedanken still un sach ęrn annern,
De strid sik nie, dat Hart is so gesund,
Un dat Gewęten röhrt sik nich in Bossen.
Man weet, wat Rech un Plich is ahn to gruweln,
Un wat man schall un mutt, al wenn man opsteit,
— — — — — — — — — — — — — — —
Un mit de ganze Welt is man in Fręden;
Ik nöm mi dat de Seel- un Arbeitsruh.“

(Ges. Wk. Bd. 1 S. 159.)

Man war zwar mit dem, was man „dort oben" machte, nicht immer zufrieden, aber „Revolution hielt man für Unordnung". „So weer de Tid. En schöne Tid! Wi leben in en Ruh, as leeg de Welt in't Uennermeel (Mittagsschlaf)." Jeder fühlte sich wohl in seinem Kreise und in seiner Haut, keiner wollte mehr und etwas anderes werden, als was die Väter vielleicht seit zweihundert Jahren gewesen waren.

Interessant ist es nun, von dem Dichter sich zeigen zu lassen, daß Zweierlei diesen, in ihrer philiströsen Beschränktheit braven und schlichten Menschen gefährlich wird: einmal das Hereinbrechen fremder Kulturströmungen und dann das Hinausstreben über den Kreis, in den man hineingeboren war.

In „Peter Kunrad" sind es die Schauspieler, in „De Waterbörs" die zugewanderten Händler aus Elmshorn und in „Witen Slachters" der „Fremde", die vorübergehend oder dauernd den treuherzigen und unerfahrenen Dithmarschern den Kopf verdrehen und Unheil über die Familien bringen. Sie vertragen die Berührung mit diesen fremden Elementen nicht, die auf sie wirken wie süßes, aber verderbenbringendes Gift. Gefährlicher noch sind solche Einflüsse bei denen, die als Familienerbe einen höherstrebenden Sinn mitbringen, wie z. B. Johanna Oldenburg. Während die kräftige Natur des Zimmergesellen in „De Waterbörs" diesen Einfluß überwindet, während „Peter Kunrad" demselben willenlos erliegt, ohne seine Reputation einzubüßen, kehrt Johanna Oldenburg schwindsüchtig aus Hamburg wieder.

Johanna Oldenburg bildet gleichsam den Uebergang zu der Gruppe derjenigen, die, entgegen der allgemeinen Ansicht, daß jeder in den Fußstapfen seiner Vorfahren weiter wandeln müsse, über ihren Kreis hinausstreben. Sie bilden Ausnahmen, aber sie kommen doch vor.

Es konnte keine Frage sein, daß so urgesunde Verhältnisse auch Menschen heranwachsen ließ, die kerngesund waren an Leib und Seele, „riske stolte Degen", die einen Ueberschuß an Kraft besaßen, den sie in ihrem engen Lebenskreise nicht verwerten konnten. Mit innerer Notwendigkeit trieb es sie über ihr Lebensniveau hinaus. Vollmacht Hansen nahm schon als Knabe sich vor, Vollmacht zu werden und er wurde es; Reinhold Nissen, der Sohn eines unbemittelten Mannes aus Büsum, wird durch eigene Kraft Besitzer eines großen Geschäftes in Heide; aber beide endigen mit einem finanziellen Zusammenbruch.

Wie warnende Beispiele hat der Dichter sie seinen Landsleuten hingestellt, keineswegs aber, um jedes Weiter- und Höherstreben zu verurteilen — er hätte sich damit ja selbst verurteilt — und jenes kurzsichtige Beharren in den hergebrachten Geleisen poetisch zu verherrlichen. Um dieser Auffassung zu begegnen, hat er dem Vollmacht Hansen und Reinhold Nissen seinen Thies Thiessen gegenübergestellt, den Sohn der armen Witwe, der sich hinaufarbeitet zu Reinhold Nissens „rechter Hand“. Hier ist aber das Streben ein anderes: es besteht in der unablässigen Arbeit an sich selbst, um für höhere Aufgaben sich geistig und sittlich tüchtiger zu machen. Dieses Streben ist berechtigt und wird mit Erfolg gekrönt.

Das ist die Welt, die der Dichter uns schildert; das sind die Menschen, die er mit plastischer Anschaulichkeit uns vor Augen stellt. Wer seine Darstellungen mit ruhigem Verweilen liest, wer sich in seine Erzählungen mit liebendem Sinne vertieft, findet in ihnen mehr Lebensweisheit, als alle diejenigen mit ihren gutgemeinten Belehrungen zu Tage fördern, die da meinen, am Webstuhl der Zeit zu sitzen. „Dümmer weern wi all, as se nu sünd.“ — „Dat wi in egentliche Lebenswisheit wider kamn sünd sitdem, dat glöv ik nich. Schöner weer dat Leben domals jedenfalls; wenn ik't torügg ropen kunn mit all sin Dummheiten, ik war't ropen,“ sagt Groth.

Wir können es nicht zurückrufen und wollen es auch nicht, aber unsere Pflicht ist es, unser Volk immer wieder auf die herrlichen Schöpfungen des Dichters hinzuweisen, wie auf einen Jungbrunnen, aus dem es sich erquicken kann, je heißer der Kampf auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens wird.

Aber nicht nur des Inhaltes, vor allem auch der Sprache wegen liegt uns diese Pflicht ob. Wer sehen will, kann sich der betrübenden Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Gegensätze in den Auffassungen der sozialen Fragen zum Teil auch darin ihren Grund haben, daß wir mit dem Hochdeutschen ein zweisprachiges Volk geworden sind. Unser Volk ist gespalten in einen Teil, der hochdeutsch und in einen andern, der seine Mundart spricht. Die Sprache ist aber ganz das Volk, wie der Vlame sagt, und es ist nachgerade kein Wunder mehr, wenn man sich hüben und drüben nicht mehr versteht und nicht mehr vertraut. Welche ausgleichende und versöhnende Wirkung diesem Mißstande gegenüber das Plattdeutsche hat, erkennt man in Amerika am besten, wo man

Groths große soziale Bedeutung vor allem auch der Sprache wegen zu schätzen weiß.

Jetzt würde es sich noch darum handeln, dem Dichter seine Stellung in der Geschichte der Litteratur anzuweisen.

Nach herkömmlicher Weise hätten wir, um diese Frage zu beantworten, einerseits auf seine Vorgänger, andererseits auf seine Nachfolger hinzuweisen. Die letzteren sind zahlreich, aber die ersteren sind, wie wir wissen, so gut wie gar nicht vorhanden. Indes dürfen wir uns Groth, trotz aller Anerkennung seiner Originalität, doch nicht vorstellen als vollständig außerhalb des Stromes der Zeit stehend. Es war vielmehr in der Litteratur eine Richtung vorhanden, in der von vornherein sein Schaffen sich bewegte und die von ihm in seiner Weise gefördert wurde. Es war die Richtung, die Auerbach andeutete, als er Groth in Dresden sagte: „Wir mußten uns ja treffen, wir bohren ja von verschiedenen Seiten an einem Tunnel.“

Welche Richtung war das?

Es giebt heute eine Gruppe von Künstlern, die man als die Worpsweder bezeichnet. Es sind Maler, die im Sommer mit Pinsel und Palette hinausziehen nach „Worpswede“, einem einsamen Dörfchen, um dort Landschaften und Scenen aus dem Volksleben zu malen. Nicht auf den Höhen unserer Kultur, nicht in dem vielbewegten Leben unserer großen Städte, nicht in der schwülen Luft unserer gebildeten, von des „Gedankens Blässe angekränkelten“ Gesellschaft finden sie die Poesie, sondern in der schlichten Ländlichkeit und ungetrübten Naivität der Dorfbewohner.

Etwas Aehnliches beobachten wir im Anfange der fünfziger Jahre auf dem Gebiete der Litteratur.

Man hatte solange und soviel von allgemeinen Menschenrechten, von allgemeiner Menschenwürde, von dem Allgemein-Menschlichen geredet, daß man den Menschen, wie er wirklich war, den Menschen im Hausrock und bei der Arbeit, den Menschen in seiner Stammesart und in seiner provinziellen Eigentümlichkeit darüber vollständig aus den Augen verloren hatte. Dagegen erhob sich eine Reaktion, man brach mit dem abstrakten Ideal und wandte sich wieder den wirklichen Menschen zu, um sie in ihrem alltäglichen Leben und Treiben und in ihrer Eigenart zu schildern, sei es in der Gegenwart, sei es in der Vergangenheit. Hieraus erwuchsen einerseits die großen Zeitromane, wie Gutzkow und Freytag sie schufen, anderer-

seits die Dorfgeschichten, mit ihrer Schilderung der engen ländlichen Verhältnisse und des urgesunden Lebens. „Mitten im Strome der modernen Entwicklung hatte man diese entlegenen eigenartigen Kulturen im Leben des deutschen Volkes gewissermaßen erst entdeckt, diese sittengeschichtlich so reizvollen Ueberbleibsel aus früheren Jahrhunderten — da konnte es nicht anders sein: sie forderten unwiderstehlich zur poetischen Nachgestaltung auf. Es war als sprängen auf einmal alle Thüren und Thore auf vor einer bisher unbemerkt gebliebenen Welt poesievollen Kleinlebens und kraftvoller Selbstart. Sie thaten sich plötzlich auf und luden zum Eintritt ein, diese der litterarisch genießenden Welt bisher so gut wie verschlossen gebliebenen schlichten Eingänge strohbedachter Bauernwohnungen an den kornreichen Küsten des Nordens, diese holzgedielten Thorwege warenerfüllter Kaufmannsspeicher in den lärmenden Hansastädten, diese messingbeschlagenen Thüren stolzer Patrizierhäuser am rebenumgrünten Rhein und Neckar — und die Leute selbst, die hinter diesen Thüren walteten und schalteten, mit ihren volkstümlichen Sitten und Gebräuchen, mit ihrer volkstümlichen Mundart, mit ihrer streng provinziell gearteten Physiognomie, sie wurden plötzlich litteratur- und poesiefähig." (E. Ziel, Litterarische Reliefs, 4. Reihe.)

In dieser Richtung schufen die Schweizer Jeremias Gotthelf (schon 1836) und Gottfried Keller, der Thüringer Otto Ludwig, der Westfale Immermann, der Brandenburger Willibald Alexis, der Schwabe Berthold Auerbach u. s. w. Groth aber ist derjenige, der diese Richtung auf den Gipfel der Vollendung geführt hat und zwar dadurch, daß er zum ersten Mal das Volk in seiner eigenen Sprache reden ließ. „Es war doch immer eine Art Verzerrung, das schlichte Volk in der Sprache der Bildung — immer eine Art Erstarrung, diejenigen, die da reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen, in der Schriftsprache reden zu lassen." *) Wie ungeheuer schwierig, ja wie unmöglich es war, mit dieser Sprache den Charakter und die eigenartige Denkweise des Volkes zu fassen, haben wir bereits von George Sand gehört. Hierfür war neben volkstümlichem Empfinden der Dialekt das einzige Mittel, und Groth zeigte, in welch unerwartetem Grade die Mundart dessen fähig ist. Es bleibt sein Verdienst, die Grenzen der poetischen

*) E. Wolff, „Geschichte der deutschen Litteratur der Gegenwart".

Darstellungsmittel in dieser Richtung für immer um ein Wesentliches erweitert zu haben. Hierin ist er bahnbrechend und wegweisend geworden für die große Schar, die ihm gefolgt ist, Fritz Reuter nicht ausgenommen.

Wenn hierin auch seine besondere und zugleich seine größte Bedeutung für die Litteratur liegt, so wäre es doch falsch, sie hiermit als erschöpft zu betrachten. Es ist vielmehr, um dem Dichter gerecht zu werden, stets im Auge zu behalten, daß er durch seine „Vertelln“ mit ihrem reichen und tiefen seelischen Gehalt, mit ihrer naturtreuen Zeichnung der Menschen und Verhältnisse dem Roman von neuem ein Muster für Verinnerlichung und Vertiefung gegeben hat, das noch nicht erreicht ist. Seine lyrischen Schöpfungen zeichnen sich aus durch Klarheit der Anschauung, durch einen epischen Hintergrund und oftmals (z. B. „Lat mi gan“) durch dramatische Entfaltung, und Groth nimmt deshalb als Lyriker für den Norden dieselbe Stellung ein, wie einst Uhland für den Süden.*)

Unerreicht und vorbildlich steht er endlich da als Epiker. Kein Dichter der nachklassischen Zeit hat mit solcher Virtuosität die epischen Stilmittel gehandhabt wie Groth, freilich nicht in der Form des eigentlichen Heldengedichts, sondern in der des epischen Idylls. Seine Meisterschaft ist hier so unumstritten, daß z. B. der Dichter Detlev v. Liliencron den „Heisterkrog“ noch über Goethes „Hermann und Dorothea“ stellt.

Als Dichter, der es sich zur Aufgabe macht, Stimmungen und Bilder aus dem Volksleben zu liefern, ist er Realist, aber nicht in dem Sinne des jüngsten Deutschlands, der modernen Realisten, von denen er sich vielmehr dadurch unterscheidet, daß er in seinen „Bildern aus dem Volksleben“ die Schatten zurücktreten läßt und seine Gestalten in poetischer Verklärung giebt. Otto Ludwig bezeichnet dies mit dem Ausdruck „poetischer Realismus“.

Ad. Bartels stellt in seinem Werke „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ Groth zusammen mit Storm, Keller, Scheffel, Freytag, Raabe und Reuter, die er bezeichnet als das Siebengestirn der großen poetischen Talente, die in den fünfziger Jahren zur Wirkung gelangen. Die vier ersten sind vorwiegend Poeten, die drei letzten überwiegend Prosaiker. Sie haben, abgesehen von ihrem Realismus,

*) A. Bartels, „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ S. 40.

alle die Art gemein, „wie sie ihr vom Stammestum beeinflußtes poetisches Temperament bei der Gestaltung des Lebens jederzeit frisch und frei zu erhalten wissen und weder der litterarischen Ueberlieferung noch den rohen Mächten der Wirklichkeit unterliegen.“ (a. a. O.)

Zu fragen wäre nun noch, ob jene oben gezeichnete Zeitströmung an Groth, als er abseits in Heide mit seinen Vorstudien für die Aufgabe seines Lebens sich beschäftigte oder in der Einsamkeit auf Fehmarn seinen „Quickborn“ dichtete, herangetreten, ihn mit fortgerissen und fortgetragen hat, oder ob seine Werke, besonders sein erstes, der „Quickborn“, unbeeinflußt von dieser Zeitströmung, ganz aus ihm selbst heraus, entstanden sind und nur in diese Strömung münden?

Wir entscheiden uns für die letztere Alternative. Allerdings waren schon Immermanns „Münchhausen“ „mit seiner streng niederdeutschen Zeichnung des behäbigen, kräftigen westfälischen Volkslebens“ *) 1838, Jeremias Gotthelfs „Uli der Knecht“ mit seiner Darstellung schweizerischen Volkslebens 1842 und Berthold Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ 1843 erschienen und wir wissen, daß Groth die letzteren auf Fehmarn gelesen hatte. Ob er die beiden anderen Dichter damals schon gekannt hat, wissen wir nicht, aber wenn sie ihm bekannt gewesen sind — und wir dürfen es wohl annehmen — so hat er von ihnen seine Anregung nicht empfangen; denn abgesehen davon, daß die Auerbachschen Geschichten keineswegs nach seinem Geschmacke sein konnten, entstand die Idee zu seinem „Quickborn“ schon frühzeitig in Heide; anderenteils stand auch nicht eigentlich die Schilderung des volkstümlichen Lebens bei ihm im Vordergrund, sondern die Erhaltung der plattdeutschen Sprache, wodurch er denn mit seinen Schöpfungen allerdings ohne weiteres auf diesen Hintergrund als den entsprechenden Inhalt hingewiesen wurde. Er empfing deshalb weder von Auerbach noch von Jeremias Gotthelf oder Immermann seinen Anstoß. Die Werke von O. Ludwig, „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei“ sowie Gottfried Kellers „Die Leute von Seldwyla“ erschienen erst später, in den Jahren 1855—1857.

*) E. Wolff, Geschichte der deutsche Litteratur 2c. S. 163.

Er schuf also vollständig aus sich selbst heraus, er war eine durchaus ursprüngliche Quelle, die mit jener Zeitströmung nur zusammenfloß, nicht von ihr gespeist wurde.

Interessant ist es allerdings, daß fast zur selben Zeit im äußersten Norden, im äußersten Süden und in der Mitte des deutschen Vaterlandes unabhängig von einander so geistesverwandte Produkte aus dem deutschen Volksgeiste geboren wurden, und wenn man nach dem Grunde dieser Erscheinung fragt, so läßt sich darauf nicht viel antworten. Daß man sagt, „es habe in der Luft gelegen", oder „die gemeinsamen Wurzeln dieser Werke reichen hinab in das Reich des Unbewußten und haben hier ihren Zusammenhang", ist nichts weiter als das Bekenntnis, daß man hier nichts erklären kann.

Wenden wir uns jetzt dem Einflusse zu, den Groth auf seine Zeitgenossen geübt hat. Derselbe ist so eigenartig und so tief- und weitgreifend, daß wir keinen Dichter mit ihm in Parallele zu stellen wüßten.

Man erinnere sich doch der großartigen, noch heute in ungeschwächter Kraft fortdauernden Bewegung in den Niederlanden, in Amerika und in Transvaal sowie auch im deutschen Reiche! Wenn diese Bewegung in Amerika und in Deutschland auch nicht für Groth allein reklamiert werden soll, sondern zum guten Teil sich an den Namen Fritz Reuters knüpft, so bleibt doch immer zu bedenken, daß eben auch Reuter ein Nachfolger Groths, wenn auch ein durchaus ebenbürtiger, ist.

Doch ist es nicht diese Richtung seines Einflusses, die hier in Betracht kommt, sondern der Einfluß auf dem litterarischen Gebiet.

Er ist nicht minder groß. Seit Groths Auftreten ist eine selbständige plattdeutsche Litteratur entstanden, von der vor ihm, wenn man nicht etwa 200 Jahre zurückgreifen will, kaum eine Spur vorhanden war. Sie ist in unsern Tagen bereits so reich, daß ein Sammler, Martin Börsmann, schon gegen 1400 Bände verschiedenen Inhaltes zusammengebracht hat. Sie stellt einen Seitenstrom dar zur hochdeutschen Litteratur, der sich mit dieser vielfach berührt, im übrigen aber selbständig dahin fließt, freilich mehr in die Breite sich ausdehnend, als an Tiefe gewinnend. Allerdings soll auch hier hervorgehoben werden, daß das Anschwellen dieser Strömung zum nicht geringen Teil seinem nächsten Nachfolger Fritz Reuter zuzuschreiben ist, sogar in solchem Grade, daß, wie Hebbel schon

im Anfange der sechziger Jahre prophezeite, Groth von seinen Nachfolgern eine Zeitlang in den Hintergrund gedrängt wurde, wie er selbst es auch erfahren hatte. Wer aber diesen Strom bis an seine Quelle zurückverfolgt, kommt immer auf den „Quickborn“ als seinen Ursprung. Aber ist es nicht vielleicht sogar ein Unglück, daß sich neben unserer hochdeutschen Litteratur eine plattdeutsche gebildet hat? Ludwig Wienbarg war der Meinung und er wollte deshalb das Plattdeutsche mit Stumpf und Stiel ausrotten. Das billigt Hebbel zwar nicht, denn das Plattdeutsche hat nach seiner Ansicht „das vollste Recht, als Idiom fortzuleben und mag auch vom Dichter angewendet werden, wo er es nicht entbehren kann“. Im übrigen hält er es doch für bedenklich, „wenn sich neben der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Litteratur etablieren und das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte.“ (Ges. Wk. Bd. 11 S. 335.) Das konnte man zu Hebbels Zeit wohl fürchten, heute würde auch er ein solches Bedenken nicht aufrecht erhalten, abgesehen davon, daß Groth diesen Einwand in seiner Schrift über „Mundarten ꝛc.“ vollständig widerlegt hat. Es dürfte heute die Ueberzeugung ziemlich allgemein sein, daß gerade die Pflege der Mundart, die nichts anderes bedeutet als Pflege der Stammesart, für das gesunde Gedeihen unseres Volkes unerläßlich ist. Denn man kann sich Sprache und Volksgeist nicht eng genug verbunden denken. Was aber für die Mundart gilt, gilt auch für die Schriftsprache. Sie würde, wenn die Mundarten schwänden, an Lebendigkeit, an Anschaulichkeit und Bestimmtheit verlieren, sie würde erstarren, verblassen, blutleer werden und der Phrase Thür und Thor öffnen, wenn sie nicht mit der Mundart und dem schaffenden Sprachgeist des Volkes in Berührung bliebe, um hier stets neue Kraft zu gewinnen.

Das ist von Groth in seinen Schriften über „Hochdeutsch und Plattdeutsch“ und über „Mundarten ꝛc.“ mit so überzeugender Klarheit nachgewiesen, daß es jetzt die einstimmige Ansicht aller Sprachkundigen ist.

Wenn also Groth in erster Linie das Verdienst zuzuschreiben ist, jene plattdeutsche Litteratur durch das Beispiel, das er mit dem „Quickborn“ gab, ins Leben gerufen zu haben, so hat er sich damit für alle diejenigen, die ohne Vorurteil die Sache betrachten können und sich belehren lassen wollen, ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst auch

um unsere Schriftsprache und damit um die Pflege eines gesunden deutschen Geistes erworben.

Es kann deshalb auch keinem Zweifel unterliegen, daß auch die andere Prophezeiung Hebbels, die er jener ersten von dem Zurücktreten Groths hinzufügt, daß dieses nur eine Zeitlang dauern könne, die abgewartet werden müsse, sich bewahrheiten wird. Hebbel selbst hat für sich diese Zeit nicht abwarten können, er starb 1863; Groth aber hat in seinem hohen Alter die Freude, zu sehen, daß endlich auch für ihn ein neuer Morgen tagt.

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

XXXVIII. Erfolge und Anerkennungen.

Am nächsten lag es für die immer zahlreicher diesseits und jenseits des Oceans entstehenden plattdeutschen Vereine, sich des Mannes zu erinnern, dem sie ihr Dasein verdankten.

Die Vereine und Gesellschaften, in denen Groth zum Ehrenmitglied ernannt worden war, waren kaum noch zu zählen.

Der Chicagoer Verein ließ 1878 durch Herrn P. Waterholder eine Ehrenmedaille in New-York herstellen, die dem Dichter als Ehrenmitglied des Vereins überreicht wurde.

Der Verein in Cincinnati ernannte ihn bald darauf einstimmig zum Ehrenmitglied, und ebenso eine ganze Reihe anderer amerikanischer Vereine.

Die deutschen Vereine, die später entstanden, als die Bruderverbindungen im Auslande, folgten nach.

Der plattdeutsche Verein „Fritz Reuter“ in Leipzig ernannte ihn Ende der siebenziger Jahre zum Ehrenmitglied und pflegte ihm ziemlich regelmäßig zum neuen Jahr und zu seinem Geburtstage zu gratulieren. Am 30. Dezember 1896 sandte ihm der Verein folgenden von Herrn Rönneberg in den schleswig-holsteinischen Farben gemalten und gereimten Glückwunsch:

Du Greis in Silverhaar
Seit siebenunsiebenzig Jahr
Bist Du de uns'!
An unse Waterkant
En Quickborn hell un rein
Noch vele Jahr!

Dat wünscht den Senior in unsen plattdütschen Dichterhain von Hartensgrund met fründlichen Niejahrsgruß in depe Ehrfurcht

De plattdütsche Vereen „Fritz Reuter".
O. Schmidt, Vors.

Groth antwortete darauf in einem Schreiben, worin er zunächst humoristisch und plattdeutsch bemerkt, daß es ihm interessant sei, stets als Greis oder schneeweiß oder im Silberhaar bezeichnet zu werden, auch von solchen, die ihn nie gesehen. Er fährt dann fort: „Farbe bekenne ich also und meine Freude an Ihrem Gruße ist auch echt. Möge die mystische Sieben in unserer Jahreszahl uns allen Gutes bedeuten: alle sieben Jahre wird ja der ganze Organismus neu, möge es das für das Vaterland bedeuten, für unsere Sprache."

Am 24. April 1897 wurde die Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins erneuert und dem Dichter unter Zusendung des folgenden Diploms, begleitet von einem plattdeutschen Brief von Otto Schmidt, mitgeteilt: „Herrn Professor Dr. Klaus Groth, den Meister vun de plattdütsche Sprak, den Sänger vun den „„Quickborn"" kürt to sin Ehrenmaat un wünscht em darbi langed Leben un gode Gesundheit de plattdütsche Vereen „„Fritz Reuter"" in Leipzig."

Groth antwortete darauf mit folgendem Schreiben:

Kiel, den 4. Nov. 1897.

Meine lieben Freunde und Stammgenossen!

Sie haben mir mit der Uebersendung meines Ehrendiplomes (das der Ernennung erst später nachfolgte. D. Verf.), das wohlverpackt und unbeschädigt gestern hier ankam, eine große Freude gemacht. Ich nehme eine solche Auszeichnung in dem bescheidenen Gedanken gerne an: daß ja damit die Sache gemeint und der Sache gedient wird, der ich meine Arbeit gewidmet habe; sonst würde sie mich demütigen. So also darf ich Ihnen als meinen freundlichen Mitarbeitern meinen herzlichen Dank sagen.

Ich freue mich im Besonderen an der geschmackvollen Arbeit, das stimmt alles zusammen, Form und Farbe, Maßverhältnisse, Lettern bis zum passenden Rahmen herab, ich sage dafür dem Zeichner, Herrn Rönneberg, noch meinen be-

sonderen Dank, die schöne Arbeit wird noch vielen meiner Freunde und Besucher mit mir Freude machen.

De dankbare Ehrenmaat

Klaus Groth.

1881 ernannte ihn der Verein „Schurr-Murr" in Berlin zum Ehrenmitglied und in demselben Jahre bezeichnete ein anderer plattdeutscher Verein in Berlin sich mit dem Namen „Quickborn", womit wohl angedeutet sein sollte, daß man in Groths Sinn und Geist wirken wolle. Groth wurde sofort zum Ehrenmitgliede ernannt und auf die Mitteilung hiervon antwortete er mit folgendem Schreiben:

Kiel, den 11. Nov. 1881.

Geehrte Herren!
Liebe Freunde!

Ihr freundlicher Brief hat mir eine besondere Freude gemacht. Ich rechne es mir zur hohen Ehre an, daß Sie Ihren plattdeutschen Verein mit dem Namen „„Quickborn"" belegt haben. Wichtiger noch für mich ist es, daß Sie mit diesem Namen die Richtung Ihres Strebens auf die Würde unserer Muttersprache und ihrer Litteratur angeben. Sie soll, wie Sie sagen, ein Lebensborn sein, das schließt den Humor nicht aus. Wohl aber kranken die meisten plattdeutschen Vereine daran, daß man Humor und Spaß verwechselt und die edle alte Sprache zum Possenreißen mißbraucht. Daran kranken nicht bloß viele Vereine, sondern mehrere sind daran zu Bierkneipereien mit schlechten Witzen entartet und untergegangen. Das wollen Sie schon durch den Namen Ihres Vereins abschneiden, das wollen und werden Sie mit einiger Umsicht verhüten. In dem Sinne werde ich im Geiste immer bei Ihnen sein und wenn ich für das Gedeihen des jungen Quickborn etwas thun kann, so soll es an mir nicht fehlen.

Zunächst erlaube ich mir also die Frage, ob Sie ein festes Lokal haben und ob Sie sich dort eine plattdeutsche Bibliothek anlegen wollen? In dem Falle würde ich mit meinem Verleger, Herrn Freund, Königsgrätzer Str. 79, Berlin, beraten, was ich Ihnen von meinen Büchern, die Sie nicht haben, umsonst oder für ein Geringes überlassen kann.

Zum Gedeihen eines solchen Vereins, wie ich meine, daß Sie ihn im Auge haben, wäre es nützlich und auch möglich, wenn Sie einige Leute von Ansehen als Mitglieder gewinnen könnten, z. B. etwa Professor Karl Müllenhoff, den genauesten

Kenner meiner Sachen, oder Theod. Mommsen, meinen Freund und Verehrer. Die Herren brauchen ja nicht immer persönlich zu erscheinen.

Wichtig sind dann einige reiche Leute, damit Sie etwas Geldmittel bekommen. Darauf müssen Sie spekulieren; vielleicht können eben jene andern wieder mit helfen. Alle plattdeutschen Vereine sind bisher von höchst geringem Einfluß für die Entwicklung des Plattdeutschen gewesen, weil es ihnen allen an Geld fehlt. Ich weiß nicht, wieviel z. B. die friesischen Vereine in Holland ausrichten können, die Wanderversammlungen, Theatervorstellungen, wissenschaftlichen Untersuchungen, Herausgabe alter und neuer Werke möglich machen, Preise ausschreiben 2c. Ich erhalte jede Woche umsonst seit Jahren ein friesisches Volksblatt, während wir trotz aller plattdeutschen Vereine nicht imstande gewesen sind, unsern Plattdeutschen „Husfründ“, den ich begründet und ohne Lohn jahrelang durch meine Arbeiten und meine persönlichen Bemühungen erhalten habe, fortzuführen. Uns fehlt der öffentliche Sprechsaal, der litterarische Mittelpunkt. In den erschienenen Jahrgängen des „Husfründ“ finden Sie, meistens voran, von mir, unter dem Titel „Ut dat Kapitel aewer uns Sprak“ und in der großen Zahl Recensionen eine fast vollständige Geschichte der Litteratur des Plattdeutschen und eine fast erschöpfende Betrachtung über den Wert und die Stellung der Sprache selbst. Es gehört nur wenig Arbeit dazu, wozu ich noch einmal Muße gewinne, um daraus ein selbständiges Buch zu machen. Sollten Sie eine Bibliothek begründen, so müssen Sie jedenfalls darnach streben, die sämtlichen Jahrgänge des „Husfründ“ auf irgend eine Weise zu erlangen. Daraus könnte bei jeder Versammlung des Vereins mit vorsichtiger, vorher getroffener Auswahl etwas vorgelesen werden, was vielleicht eine Diskussion veranlassen und die Versammlung beleben würde, denn mit bloßem Vorlesen von meistens bekannten Gedichten werden Sie das Interesse nicht erhalten. Jedenfalls müssen nur solche zugelassen werden, welche es verstehen und welche sich wirklich vorbereitet haben. Dafür muß der Vorstand zu sorgen das Recht und die Pflicht haben. Es ist leichter, einen Verein zu gründen, als ihn zu erhalten. Dieses Wort habe ich schon mehreren Vereinen geschrieben, die sich an mich gewandt, und ich habe leider! mehrmals zu sehr Recht gehabt. Wo die Kräfte vorhanden sind, sollten Sie nicht versäumen, regel-

mäßig plattdeutsche Gesangsnummern vorzuführen. Es giebt von meinen Liedern (andere kenne ich natürlich weniger) vortreffliche Kompositionen, Quartette, Duette, am meisten Sologesänge. Halten Sie aber überall die Komik in Schranken.

Fast gleichzeitig mit Ihrem Briefe erhalte ich die Nachricht, daß sich auch ein neuer Verein in Chicago am Michigan im Herzen Amerikas gebildet hat. Zugleich teilt man mir mit, daß das erste plattdeutsche Buch, eine Gedichtsammlung von Lafrentz, erscheinen wird, wozu ich um ein Vorwort gebeten bin. Vielleicht ist Ihnen auch noch unbekannt, daß dort die einzige jetzt existierende plattdeutsche Zeitung erscheint. Ich schicke Ihnen davon eine Nummer. Wenn es gerade die ist, in welcher ich zu meinem Geburtstage angesungen bin, so geschieht es, weil ich davon einige Exemplare besitze. Dann aber auch, weil Sie daraus ersehen, daß ich auch dort dem Redakteur mit meinem Rate nützlich gewesen bin. Eine New-Yorker plattdeutsche Zeitung ist, wie ich sicher glaube, daran zu Grunde gegangen, daß ihr Redakteur klüger sein wollte, als ich; daß ich übrigens mit der Zeitung in Chicago ganz zufrieden bin, will ich damit nicht sagen. Wenn sie aber leben bleibt und zunimmt, kann sie besser werden. So gewinnt, wie es scheint, unsere Muttersprache in der Fremde mehr Raum und Ansehen.

Als ein Kuriosum, das dafür einen eigentümlichen Beweis liefert, teile ich Ihnen deshalb eine deutsche (Wort unleserlich) Zeitung mit, worin Sie sehen, in welchem Ansehen das Plattdeutsche in Belgien stehen muß. Das mag auch für Sie, liebe Freunde, eine Ermunterung sein. Daß darin auch von mir die Rede ist, bringt die Sache mit sich: Jemand muß doch Pionier sein. Wenn ich Ihnen als solcher mit meiner Erfahrung und meinem Rate nützlich sein kann, so rechnen Sie auf mich. Und damit sage ich Ihnen denn nochmals herzlichen Dank und wünsche Ihrem Verein Blühen und Gedeihen.

Ihr

Klaus Groth.

Obgleich dieser Brief den Zusammenhang etwas unterbricht, haben wir ihn doch vollständig hierhergesetzt, weil er uns einen vortrefflichen Einblick gewährt in die Art und Weise, wie Groth mit seinen reichen Erfahrungen den Vereinen in ihren Bestrebungen zu dienen und zu nützen suchte

und in die umfangreiche Arbeit, die ihm aus den zahlreichen Verbindungen mit den plattdeutschen Vereinen erwuchs. Für die letzteren, die heute auch im deutschen Vaterland sich mehren, giebt überdies der Brief Ratschläge, die noch jetzt beherzigenswert sind.

Der Verein „Quickborn" erfreute sich unter Groths Beratung des besten Gedeihens. Er nahm das Unternehmen, das Groth trotz aller Mühen und Opfer nicht hatte fortführen können, die Herausgabe einer plattdeutschen Zeitung, mit vereinten Kräften wieder auf, indem er in den Jahren 1883—1885 den „Eekbom" herausgab, zu dem Groth eine ganze Anzahl von Beiträgen poetischen und prosaischen Inhaltes lieferte. Im Jahre 1883 veranstaltete der Verein dem Dichter zum Danke und zur Ehre eine solenne Feier seines Geburtstages, worüber der „Eekbom" folgenden Bericht bringt: „„Unser Weizen blüht!"" Das hat die Feier bewiesen, die der plattdeutsche Verein „„Quickborn"" zu Berlin am 24. April in dem Festsaal des Dorotheenstädtischen Gymnasiums zu Klaus Groths 64. Geburtstage nach dem von dem Vorstande aufgestellten und von L. Manzel in echt künstlerischer Weise gezeichneten Programm veranstaltete. Im Hintergrunde der Rednertribüne stand, von grünen Blattpflanzen umgeben und mit einem Lorbeerkranz geschmückt, auf einem hohen Sockel die Büste von Klaus Groth. Herr C. Schöning, der hier rühmlichst bekannte Reuter-Rezitator und Mitglied des Vereins „„Quickborn"" sprach den schönen von Hermann Jahnke gedichteten Prolog mit edler Begeisterung. Dann spielte Herr Scheiffler, ein noch junger Klaviervirtuose, 2 Klavierstücke. Hierauf folgte die Hauptsache des Abends, die Festrede von Herrn Senator Dr. Eggers, die auch in hochdeutschen Kreisen berechtigtes Aufsehen machte. „Der Redner geleitete uns in die Heimat des Dichters, nach der Stadt Heide in Dithmarschen, in deren nächster Umgebung alles zu finden ist, was jener mit seiner reichen Phantasie in so anmutige poetische Form brachte: öde Heide und grünender Wald, düsteres Moor und schimmernde See. Auch sämtliche Figuren finden sich auf diesem kleinen Fleck Erde vor, mit denen er seine Dichtungen bevölkerte; man hat ihn daher mit Unrecht Reuter gegenüber den Idealisten genannt, die Träger seiner idealen Anschauungen sind aber durchaus realistisch, während Reuter in der Franzosen- und Stromtid idealistischer war als Groth. Obwohl letzterer anfangs Reuter stark

angriff, so geschah dies auf Grund der mannigfachen Fehler in „„Läuschen un Rimels““, vor denen der schleswig-holsteinische Landsmann den Mecklenburger, in dem er eine tiefpoetische Begabung erkannt hatte, bewahren wollte. — Nach der Vorbildung Groths auf einer Volksschule nahm er die bescheidene Stelle eines Schreibers an, durch Selbststudium brachte er es zur Doktorwürde, die ihm Bonn verlieh, und später zur Professur in Kiel, die er noch jetzt bekleidet. Lange zögerte er, bis er mit den Erstlingen seiner Muse hervortrat, lieferte dann aber im Jahre 1852 mit seinem „Quickborn“ ein Werk, welches den Werken Richard Wagners vergleichbar, mit einem Schlage der plattdeutschen Dichtung, die man bis dahin nur zur Erzählung von Schwänken und Schnurren für geeignet hielt, Geltung neben der hochdeutschen Schwestersprache verschaffte.

Wie es Reuter gelang, Mecklenburg seinen deutschen Landsleuten bekannt zu machen und für dessen Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche zu wirken, so gelang es Groth unter dänischer Herrschaft, dem Deutschen in Schleswig-Holstein Geltung zu verschaffen, beider That ist von kulturhistorischem Wert. Der Redner stellt dem Plattdeutschen in Deutschland als Schriftsprache keine lange Dauer in Aussicht (?), spricht aber die Hoffnung aus, daß vielleicht in Amerika diese Sprache sich neue Bahnen brechen werde. In dem Mutterlande hätten Groth und Reuter ihr einen Schwanengesang voll Wahrheit, Schönheit und Kraft geweiht, von dem noch ferne Geschlechter rühmen werden: „„Uns ist in alten maeren wunder vil geseit.““

Die herrliche Rede wurde mit großem Beifall von der Versammlung aufgenommen. —

Herr Rezitator Th. Horstmann, der hier durch seine Vorträge mittel- und hochdeutscher Dichtungen Aufsehen und sich einen Namen gemacht hat, gab durch seinen Vortrag aus Klaus Groths Werken einen Beweis von der Pracht und Macht, die in diesen Dichtungen steckt. Horstmann muß man gehört haben, dann wird man Klaus Groth nie wieder vergessen. Wie Gesang trug er die lyrischen Gedichte vor; wie mächtig, das Herz packend, kam das tiefe Gefühl zum Ausdruck, das der Dichter in seine Balladen gelegt hat. Großartig und ein Meisterstück ist sein Vortrag, „die Schlacht bei Hemmingstedt“. — Den Schluß der schönen Feier bildete der virtuose Vortrag von Liszt Faust-Walzer von Herrn Scheiffler. Die Versammlung nahm alle Vorträge mit großem Beifall auf. — —

Nach der Feier in der Aula hatten sich die Vereinsmitglieder und etwa hundert Gäste in Janson's Hôtel zusammengefunden, um des Dichters Geburtstag weiter zu feiern. Den ersten Toast auf den Dichter brachte der zweite Vorsitzende H. Jahnke aus. Wie ein mächtiger Jubelgesang nach einem herrlichen Siege brauste am Schlusse seiner schönen Rede „„Quickborns““ Wahlspruch: „Jungs holt fast!“ dreimal durch den Saal.“ (Eekbom, 1883 Nr. 19.)

Solche Zeichen, die Verdienste des Dichters anzuerkennen, waren in der Periode von 1858—1877 die Ehrengaben des Prager Männergesangvereins und der Goethepreis; in dem späteren Lebensabschnitt von 1877—1899 war es in erster Linie sein siebenzigjähriger Geburtstag 1889, der seinen Freunden eine willkommene Gelegenheit gab, öffentlich Zeugnis abzulegen von der nachhaltigen, allen Wechsel der Zeit überdauernden Wirkung, die er auf sein Volk geübt. Und nicht nur die Zahl der Stimmen, die dem Dichter ihre Huldigung zu Füßen legten, war es, die in die Wagschale fiel, sondern noch vielmehr das Gewicht derselben, denn es waren Stimmen aus allen Weltgegenden und Weltteilen, aus allen Ständen und aus fast allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst und fast überall waren es die angesehensten Namen.

Allen voran ging Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., der es sich nicht nehmen lassen wollte, der erste in der Reihe der Begrüßenden zu sein. Schon am frühen Morgen lief folgendes Telegramm ein:

„Dem Begründer der norddeutschen Dialektdichtung und Schöpfer des „„Quickborn““ die besten Glückwünsche zum heutigen Tage.“

Wilhelm II.

Es war das erste Telegramm, das einging. Ihm folgte die telegraphische Begrüßung von seiten Ihrer Majestät der Kaiserin:

„Ihre Majestät die Kaiserin sendet Ihnen zu Ihrem siebenzigsten Geburtstage einen herzlichen Glückwunsch und hofft, daß es Ihnen vergönnt sein möge, auch im Alter Ihr schönes Wirken zur Freude und zum Segen vieler noch lange fortzusetzen.“

Baron von Mirbach,
Oberhofmarschall.

Zu ihnen gesellten sich die Könige im Reiche der Kunst und der Wissenschaft: Sein spezieller Freund Johannes Brahms aus Wien, der berühmte Geiger Joachim nebst seiner Frau, die Sängerin Amalie Joachim, aus Berlin, die Dichter Paul Heyse und Friedrich Bodenstedt, ferner Karl Simrock (Tausend Grüße und Wünsche dem ewig jungen Dichter, dem liebenswürdigen heiteren Jubilar von seinem Freunde), die Schriftsteller Heiberg aus Schleswig, Stettenheim aus Berlin, D. v. Liliencron, sein berühmter Landsmann, der Komponist Professor Dr. Reinecke aus Leipzig und Familie, der Maler Franz Liebermann aus Berlin, der Musikdirektor Rheinthaler in Bremen, das Sängerpaar Lisztmann und Frau aus Hamburg, die Sängerinnen Marie und A. Koehne, Marie Seebach und Klaffsky, der Musikdirektor v. Bernuth, das Künstlerpaar Niemann und Frau, ferner Grüße von Christine Hebbel, von Felix Bamberg, von Gurlitt, von Selle aus Mexiko, von Threde aus Amalfi, von Geibels Kindern und Enkeln, von Professor Kolster, Professor Jürgen Bona Meyer in Bonn, von Tempeltey, von dem Bildhauer Lührsen in Berlin, von Oberhofprediger Hansen, von Professor Esmarch, von der plattdeutschen Gilde Nr. 1 in Chicago, von dem Verein „Quickborn“ in Berlin, von dem „Verein der Schleswig-Holsteiner und Hamburger“ in Berlin, von den „Leipziger Mitgliedern des 4. Bezirksvereins des deutschen Schriftstellerverbandes“, von dem plattdeutschen Verein „Fritz Reuter“ in Leipzig, vom „Verein Berliner Presse“. Anderweitige Glückwünsche liefen ein aus England, aus Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, aus Nord- und Südamerika u. s. w. Im ganzen wurde der Jubilar gegen fünfhundertmal telegraphisch beglückwünscht; wie oft persönlich und mündlich, ist nicht zu sagen.

Eine Anzahl von Verehrerinnen aus Kiel und Schleswig-Holstein ließ dem Dichter einen Schrank und einen Stuhl nebst einer kunstvoll gearbeiteten Mappe überreichen. Schrank und Stuhl sind aus Eichenholz kunstvoll geschnitzt nach einem Entwurf von dem Architekten Moldenschardt in Kiel. Der Schrank ist mit zwei Füllungen versehen, welche Bilder aus dem „Quickborn“ darstellen, die eine das Lied „Min Anna is en Ros' so rot“ nach einer Skizze von Allers und die andere „Lütt Matten de Has'“, entworfen von Meyerheim in Berlin und ausgeführt von der Malerin Fräulein Krüger in Kiel. Beide, Schrank und Stuhl, erinnern in ihrer Ausführung

an die Zeit, wo die Holzschnitzkunst in unserer Provinz, besonders an der Westseite blühte und mit ihr die plattdeutsche Sprache, die beide miteinander dem Geschmacke am Leeren und Nüchternen weichen mußten, aber von Groth und seinem edlen Freunde Magnussen wieder zu Ehren gebracht wurden.

Im Laufe des Vormittags erschien eine Deputation der Universität Kiel, um den Dichter als langjähriges Glied des Lehrkörpers der Hochschule zu begrüßen.

Die Stadt Kiel, deren langjähriger Bürger er war, ehrte ihn dadurch, daß sie den Platz an dem er wohnt, als Klaus-Groth-Platz bezeichnete.

Gegen 10 Uhr ereignete sich etwas, was bei solchen Gelegenheiten wohl noch nicht dagewesen: es erschien eine Kinderdeputation aus dem Schwanen- und Niemannsweg, der Stadtgegend, wo der Dichter wohnt, geschmückt mit Kränzen und kleinen Fähnchen, um dem Dichter der Kinderlieder im Namen ihrer Altersgenossen ihre Verehrung durch Gesang und Deklamationen seiner Lieder und Gedichte zu bezeugen.

Für den Abend war in der Harmonie eine große Festversammlung veranstaltet, die von mehr als 300 Personen besucht war und woran auch der Dichter selbst teilnahm. In einem prächtigen Konzert wurden hauptsächlich seine von Brahms komponierten Lieder gespielt und von Sängern eine Anzahl seiner plattdeutschen Lieder gesungen.

Es war ein großer, herrlicher, zugleich aber auch ein schwerer Tag für den siebenzigjährigen Dichter. Er freute sich all der sinnigen Veranstaltungen, nicht seiner selbst willen, denn für sich selbst hat er nie etwas gewollt, sondern seiner Sache wegen. Er betrachtete alle diese Huldigungen als solche, die seiner lieben Muttersprache, der lang verstoßenen „Haupt- und Heldensprache" gebracht wurden. Nicht minder erfreulich als alle diese Anerkennungen war aber die Wertschätzung, die ihm als Dichter dadurch bewiesen wurde, daß Se. Majestät der Kaiser ihm bald darauf den Schillerpreis verlieh, der seit sechs Jahren nicht mehr hatte vergeben werden können. Auf diese Auszeichnung hat der Dichter stets den größten Wert gelegt.

Fast mit gleicher Begeisterung wurde sein fünfundsiebenzigjähriger Geburtstag gefeiert, diesmal nicht nur in Kiel, sondern auch in seiner Vaterstadt Heide und vielleicht auch an andern Orten. Ueber die Kieler Feier entnehmen wir der „Kieler Zeitung" folgenden Bericht:

„Die öffentliche Feier des fünfundsiebenzigsten Geburtstages unseres plattdeutschen Dichters, Landsmannes und Mitbürgers, Professors Klaus Groth, zu welcher der hiesige Schriftsteller- und Journalisten-Verein die Einwohnerschaft der Stadt gestern abend nach dem großen Saale der Reichshallen geladen hatte, erfreute sich einer so über Erwarten zahlreichen Beteiligung, daß der festlich geschmückte Raum die weit über tausend erschienenen Gäste nicht zu fassen imstande war. Schon eine Stunde vor Beginn der Feier begann der Saal sich allmählich zu füllen; aber je weiter die Zeit fortrückte, um so dichter und ununterbrochener wurde der Menschenstrom, der sich in das Parterre des Raumes wie auch namentlich auf die Galerien ergoß. Letztere, für die Damen reserviert, erwiesen sich für diesen Zweck alsbald als unzureichend, sodaß auch die den eigentlichen Saal umgebenden Plätze im Parterre den Besucherinnen überwiesen werden mußten, während den Herren die fünf durch die ganze Länge des Raumes aufgestellten Tafeln sowie der am Kopfende derselben unter der Bühne sich hinziehende Vorstandstisch verblieben. Auch hier war um acht Uhr der letzte Platz besetzt, und dazu drängten sich in den Gängen und an der Thür noch Hunderte, welche vorläufig zum Stehen verurteilt waren. Die Kieler Bürgerschaft legte durch ihr massenhaftes Erscheinen beredtes Zeugnis ab für die Anerkennung, welche sie ihrem greisen Mitbürger und vaterländischen Dichter zollt, und der junge Verein konnte mit Genugthuung auf den Erfolg seiner ersten größeren Veranstaltung blicken. Zahlreich waren die Vertreter der Stadt, unter ihnen Bürgermeister Lorey und viele Mitglieder des Magistrats und des Stadtverordnetenkollegiums erschienen, zahlreicher noch die Angehörigen unserer Christiana Albertina, deren Lehrkörper der Jubilar seit 1857 angehört. Se. Magnifizenz der Rektor Prof. Dr. Schürer, Professoren, Dozenten und Studenten, unter den letzten korporationsweise die Burschenschaft Teutonia und der akademische Turnverein, hatten sich eingefunden, um mit den Beamten verschiedenster Ressorts und den Bürgern jedes Standes das schöne Fest zu feiern, das in allen seinen Teilen den erfreulichsten Verlauf genommen hat.

Auf der Bühne des durch bunte Draperien gefällig herausgeputzten Saales erhob sich aus einem Arrangement von grünen Lorbeeren und anderen Pflanzen die Büste des Dichters, der selber aus Gesundheitsrücksichten dem Feste hatte fern bleiben

müssen; und hinter diesem Aufbau war die vom kaiserl. Seebataillon gestellte Kapelle plaziert, welche die Feier mit dem Vortrag einer Ouvertüre eröffnete. Dann nahmen auf dem vorderen Teil der Bühne die Sänger der Kieler Liedertafel Aufstellung, um unter der bewährten Leitung ihres Dirigenten, Herrn Musikdirektors Keller, zunächst einige plattdeutsche Lieder von Klaus Groth, wie „De Welt is rein so sachen“, und „O wullt mi ni mit hebbn“, sowie auch das hochdeutsche „Hell ins Fenster scheint die Sonne“ vorzutragen. Die braven Sänger schienen an diesem Tage ganz besonders aufgelegt zu sein, auch ihrerseits dem Dichter, der zu den Ehrenmitgliedern ihres Vereins gehört, ihre Huldigungen darzubringen. Sodann betrat Fräulein Mila Steinheil, eines der hervorragendsten Mitglieder unseres Stadttheaters, die Bühne, um den von Herrn Georg Hoffmann verfaßten Prolog zu sprechen.

An die beifällig aufgenommene Deklamation schloß sich der allgemeine „Weihgesang“ „Sind wir vereint zur guten Stunde,“ worauf Oberlehrer Hermann Krumm das Wort ergriff zu einem ausführlichen, die Gestalt und Bedeutung des Dichters so recht plastisch heraushebenden Festvortrag. Einleitend hob der Redner hervor, daß der Dichter ganz besonders die Aufmerksamkeit seiner Landsleute und nicht am wenigsten der Kieler verdiene; „denn er hat die lange verachtet gewesene plattdeutsche Sprache zuerst wieder geadelt, das Schönste und Tiefste in ihr zum Ausdruck gebracht. In Kiel lebt er seit 40 Jahren, hier hat er sein Heim begründet, hier hat er begraben, was ihm das Teuerste war, hier wandelt seine ehrwürdige Gestalt noch jetzt, trotz hohen Alters, in Frische und Rüstigkeit unter uns — wen wundert es, daß der gefüllte Saal heute unwiderleglich beweist, in wie weite Kreise die lebendige Wirkung seiner Poesie gedrungen ist, wie viele Herzen sie sich erobert hat. Freilich — wer kennt nicht das tiefsinnige, den Menschen so unendlich beschämende Evangeliumswort: „„Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande,““ wer kennt nicht jene neugierig nach den menschlichen Blößen einer großen Persönlichkeit spähende Kritik, die sich so gern der unbehaglichen Verehrung entschlagen möchte? Doch sicher werden solche Stimmen an einem Tage wie dem heutigen verstummen, die unleugbare Thatsache, daß unser Groth eine längst gestempelte, allgemein anerkannte litterarische Größe ist, muß auch dem blödesten Auge heute einleuchten.“

Nachdem er nun den Lebensgang des Dichters kurz beschrieben, weist er, auf Hebbel sich stützend, nach, daß Groth einer der größten Lyriker ist, nicht nur unter den Dialektdichtern, sondern unter den Dichtern des gesamten deutschen Volkes — „ein hoher Ruhm, der unvergänglich strahlt, wenn auch unsere Zeit gerade dieser scheinbar einfachsten und doch tiefsten Gattung der Poesie am wenigsten Neigung entgegenbringt. — Der „„Quickborn““ wurde sofort ein Volksbuch und verdiente es zu sein. Aber — dieser Erfolg, so erfreulich und erklärlich er an und für sich ist, er ist nicht ohne Nachwirkung auf alles später von Groth Geschaffene gewesen. Es ist in der Litteraturgeschichte kein zweiter Fall bekannt, in welchem Publikum und Kritik mit solcher Hartnäckigkeit einen Verfasser mit seiner Schöpfung identifiziert hätten, wie eben Groth mit dem „„Quickborn.““ Groth — der Quickborndichter — zwei sich vollständig deckende Begriffe — das wurde gar bald in vielen Köpfen ein blindlings geglaubtes Dogma. Und doch thut man dem Dichter großes Unrecht, wenn man in naiver Weise glaubt, daß er etwa abgesehen von einigen unbedeutenden Schnitzeln und Abfällen, über 40 Jahre lang geschwiegen oder sich mit dem „„Quickborn““ erschöpft habe. Schon die fortgesetzte Aufnahme neuer Stücke, die keineswegs ein Erschlaffen des dichterischen Vermögens verrieten, in jede der vielen neuen Auflagen des „„Quickborn““ bis in die achtziger Jahre hinein, hätte wohl eines Besseren belehren können.“ — „Kein größerer Dienst kann an einem Tage, wie der heutige, dem Gefeierten geleistet werden, als durch erneute energische Betonung der Thatsache, daß er vieles Schöne und Tiefe nach dem „„Quickborn““ geschrieben, zum Teil das in diesem Buche Gebotene später übertroffen hat.“ „Der Dichter selbst hegt die feste Ueberzeugung, daß Vieles von dem, was er nach dem „„Quickborn““ geschaffen hat, gleichen, Einiges sogar mehr Anspruch auf allgemeine Verbreitung hat als dieser.“

Dann wird von dem Redner das, was der Dichter in den dem „Quickborn“ folgenden Bänden der Ges. Werke dem Publikum geboten hat, in so meisterhafter Weise gewürdigt, daß wir den größten Teil des hier Gesagten bei der Besprechung der einzelnen Werke bereits angezogen haben.

Hierauf nahm der Vorsitzende des Vereins, Herr Chefredakteur Alexander Niepa das Wort, darauf hinweisend, daß der Dichter stets, wie eine echte Persönlichkeit, die sich ihres Rechtes und ihrer Freiheit bewußt ist, seine eigenen, oft

einsamen Wege gewandelt. „Wenn auch der Kreis seiner Leser in beiden Welten von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so ist er im persönlichen Verkehr doch immer nur der Mittelpunkt eines kleinen Kreises gewesen.“ Die heutige Feier beweist aber, daß es hier eine große Gemeinde von Verehrern des Dichters giebt, die ihn kennen und die stolz auf ihn sind. Ja, wir Kieler, wir Schleswig-Holsteiner sind stolz auf ihn, nicht nur für uns, sondern für das Vaterland.“

Begeistert brauste das Hoch durch den Saal, begeistert stimmten die Festgenossen ein in den Sang: „Deutschland, Deutschland über Alles.“

Hierauf nahm Herr Professor Matthäi das Wort, um darauf hinzuweisen, daß Schleswig-Holstein und besonders die Westseite des Landes die künstlerischen Bestrebungen Deutschlands in eigenartiger Weise weiter entwickelt hat. In dem Dithmarscher Museum in Meldorf finden wir Kunstschätze aufgehäuft, wie in keinem andern Teil des Landes. Der „Swinsche Pesel“, an den das Renaissancezimmer im Berliner Museum nicht heranreicht, ist eine Perle deutscher Kleinkunst. Dieser Kunstsinn des Volkes macht es erklärlich, daß dieses Land einen Dichter hervorgebracht hat, der es verstand, den platten Lauten seines Landes Gesang und Klang abzugewinnen.

Der Schriftsteller- und Journalistenverein in Kiel ernannte ihn zu seinem Ehrenmitgliede.

Eine große Zahl seiner Verehrer und Freunde ließ auch diesen Tag nicht vorübergehen, ohne ihn telegraphisch oder persönlich zu beglückwünschen.

In seiner Vaterstadt Heide hatte sich ein Komitee von Verehrern des Dichters gebildet, das am 24. April in dem festlich geschmückten Saale, den das Bild Groths, eine Radierung R. Bachmanns, zierte, eine Feier veranstaltete, woran gegen 6—700 Personen, Herren und Damen aus der Stadt und vom Lande, teilnahmen. Herr Professor E. Wolff hielt die Festrede, in welcher er die Bedeutung des Dichters besonders im Zusammenhang mit seinem Lande und seinem Volke in großen Zügen schilderte. Dann wurden sein „Fischtog na Fiel“ vorgelesen, eine Anzahl seiner Gedichte deklamiert, einige seiner Lieder von den Heider Gesangvereinen sowie von einigen Solisten gesungen und endlich von der Versammlung beschlossen, bei der städtischen Vertretung zu beantragen, den weltberühmten Sohn der Stadt zum Ehrenbürger zu

ernennen. Nachdem Redefreiheit eingetreten war, wurde von verschiedenen Rednern der Dichter nach seinen vielfachen Beziehungen in hochdeutschen und plattdeutschen Worten gewürdigt.

Ein Telegramm, worin Groth im Namen seiner Dithmarscher Landsleute begrüßt wurde, erreichte ihn in Eutin, wo er im Voßhause, d. h. in dem Gasthause, das dem Dichter Joh. Heinrich Voß seiner Zeit als Wohnhaus gedient hatte, weilte.

Auch hier entging er den Huldigungen nicht. In Eutin hatte man seine Anwesenheit erfahren und der dortige Gesangverein, der Bedeutung des Tages sich erinnernd, benutzte die Gelegenheit, ihn am Abend mit einem Ständchen aus seinem „Quickborn“ zu überraschen. Groth nahm die Aufmerksamkeit sehr freundlich auf und wies in seinen herzlichen Dankesworten darauf hin, daß in einem echten und rechten Dichter immer das Leben des Volkes pulsiere und daß nur aus der Volksseele heraus das geschaffen werden könne, was echt sei und unvergängliche Dauer habe.

Und daß man seine Schöpfungen zu solchen rechnete, wurde ihm bald von höchster Stelle bezeugt, indem ihm von Sr. Majestät dem Kaiser die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaften verliehen wurde, die ihm der Rektor der Universität überreichte.

Zu einer Huldigung des Dichters gestaltete sich auch der zweite Tag des schleswig-holsteinischen Musikfestes in Kiel am 12. und 13. Juni 1898. Noch niemals hatte Groth an den Vorbereitungen so wenig sich beteiligen können, aber noch niemals war sein Anteil an dem Erfolge dieses herrlichen Festes ein so großer gewesen. Ein neuer Komponist Grothscher Lieder trat auf den Plan, der Musikdirektor Grimm aus Münster in Westfalen, und der zweite Tag war größtenteils dem Vortrage dieser Kompositionen gewidmet, die aus einem Kranze „feinsinniger und musikalisch reizvoller Gesänge, teils für eine, teils für mehrere Stimmen bestehen“. „Fräulein Meyerwisch aus Berlin rechtfertigte in den mehrstimmigen Liedern sowie in dem zweiten Gesange „He sä mi so vel“ die auf ihr Können gesetzten Erwartungen. Stimmlich frisch und klar wußte sie im Vortrage den Ton schüchterner Herzinnigkeit zu treffen.“ „Weit mehr noch war dies der Fall bei Herrn Orelio aus Amsterdam, welcher das erste und siebente Lied mit seiner wunderbar weichen Stimme

in innigem Ausdruck sang.“ „Fräulein Heynsen fielen neben den Quartetten ein herrlich gesungenes Duett mit Sopran und vor allem ein inniges Lied „De junge Wetfru“ zu. Der Sängerin Art zu singen ist eine vornehme und innerliche, mit der es ihr gelang, mit dem Liede einen tiefen Eindruck hervorzubringen.“ „In drei Liedern legte wieder Herr Zur Mühlen ein Zeugnis seiner Begabung ab. Reizend schelmisch sang er die „Prinzessin“, zu ergreifender Wirkung brachte er das wunderbare Lied „Min Jehann“ und mit „Min Annamedder“ lieferte er ein Stück seiner Vortragskomik, das solchen Beifall entfesselte, daß er dies Lied zu wiederholen sich veranlaßt sah.“

Mit jeder Nummer dieser herrlichen Lieder und Melodien steigerte sich der Beifall, der schließlich zu einem wahren Sturm anwuchs und ebenso dem Dichter als dem Komponisten galt. Der Enthusiasmus, der von vornherein das ganze Fest begleitete, erreichte in diesem Teile des Programms seinen Höhepunkt, die zahlreich versammelten Hörer aus allen Teilen der Provinz und darüber hinaus riefen fortwährend und immer stürmischer nach dem Dichter, der aber aus Gesundheitsrücksichten nicht anwesend sein konnte.

Indes entging der Genuß ihm nicht. In seinem Hause wurden ihm von den Künstlern seine Lieder vorgesungen, um ihrem Vortrage die letzte Feile zu geben, und am Abend vor der Ausführung wohnte er der Generalprobe in einer schwach erhellten stillen Ecke des Saales bei. Wie so oft, hatte er wiederum einmal Gelegenheit, einen vollen stärkenden Zug zu thun aus der erquickenden Flut der Töne, die auf seine noch immer jugendfrische, dürstende Seele herniederströmten und im besondern hier „den poetischen Gehalt seiner eigenen Dichtungen in der sublimsten Weise“ *) zu genießen. Während der Strom dieser wunderbaren Töne durch seine Seele zog, saß er unbeweglich und mit gekreuzten Armen da, ganz hingegeben der wundervollen Sprache der Musik, daneben sich erfreuend an der schönen Wirkung, die seine Lieder auf andere empfängliche Gemüter übten. Nicht weit von ihm saß nämlich ein junges Mädchen von etwa 18 Jahren, mit einem feinen Gesicht, mit wallenden Locken und tiefen dunklen Augen, dem die Thränen förmlich in Strömen über die erregten Wangen flossen. Verstohlen, als sei sie sich ihrer ungeziemenden Neugierde be-

*) Robert Schumann von W. J. v. Wasielewski S. 245.

wußt, blickte sie fortwährend auf den Dichter, wahrscheinlich dessen stoische Ruhe als unbegreiflich bewundernd.

Von den Sängern wurde ihm ein Lorbeerkranz überreicht, der noch heute als Zeichen schöner Erinnerung eines seiner oberen Zimmer schmückt.

Im Herbst desselben Jahres, am 4. Oktober, tagte in Kiel der 14. Verbandstag der plattdeutschen Vereine Deutschlands. Persönlich konnte der Dichter, der zu der Festschrift ein humoristisches Gedicht „Volapük" geliefert hatte, an den Verhandlungen und den festlichen Veranstaltungen nicht teilnehmen; aber der Vorstand versäumte natürlich nicht, ihn im Namen des Verbandes aufs herzlichste zu begrüßen. Am Abend der Vorfeier wurden von Herrn Oberlehrer Krumm eine Anzahl seiner Gedichte vorgetragen. Er war es auch, der am zweiten Tage in seiner Festrede des Dichters gedachte, der es verstanden hat, durch seinen „Quickborn" der Volksseele die Zunge zu lösen. — Beim Festessen gedachte der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Thomsen seiner in kerniger, echt plattdeutscher Rede, die ihren Wiederhall fand in den freundlichen Worten, womit der Dichter dem Verbande telegraphisch dankte und in dem Dankesworte, das der anwesende Sohn des Dichters, Carl Groth, im Namen seines Vaters sprach.

XXXIX. Groths Freundeskreis.

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann“ —

singt der biedere Simon Dach und in der That ist die Freundschaft ein Lebenselement aller Dichter und Künstler gewesen. „Die Freunde sind dem Dichter vor allem die Brücke zur Menschheit und zur Welt. Wenn der Dichter allein sitzt und seine Einbildungskraft — — auf dem Gefilde der Träume sich ergehen läßt, denkt er zuerst an seine Lieben, dann an seine Freunde, dann an seine Bekannten, nähere und fernere, dann an alle Unbekannten, an die Menschheit, an lebende und tote Städte mit ihrer Bevölkerung, bis der Blick sich, über Zeit und Raum hinausschweifend, im Unendlichen verliert,“ sagt Brandes in seinen „Hauptströmungen der Litteratur“ 2c. In diesem Sinne ist das Wort Goethes wahr, daß der Dichter das Beste für seine Freunde dichtet und an wem hat sich das Wort mehr bestätigt als an Groth! Was für Freunde hat er gehabt an Selle auf Fehmarn, an Müllenhoff in Kiel, an Jahn, Böcking, Welcker, Arndt und Dahlmann in Bonn, an Ohm Köster in Hamburg und an Dr. Meyer auf Forsteck. Sie alle hatten ihn geschätzt nach seinen Gaben und nach seinem Charakter und hatten ihn genommen, wie er war, ohne das geringste Opfer an Herz und Ueberzeugung von ihm zu verlangen: es war die reinste und edelste Freundschaft gewesen, die zwischen ihm und diesen Männern gepflegt worden war. Und wieviel Erleichterung und Förderung verdankte er diesen Freunden! Er weiß es und ruft ihnen allen, die nun dahin-

gegangen sind, seinen Dank übers Grab hinaus nach, nicht aus irgendwelchem Pflichtgefühl, sondern lediglich dem Triebe seines Herzens folgend. Groth ist, wie der Verfasser selbst erfahren hat, ein so dankbares Gemüt, daß er auch die geringste Freundlichkeit zu schätzen weiß. Wir begreifen es deshalb, wenn er im hohen Alter singt:

„Zwar sitz ich immer fast allein,
Doch dringt gar oft zu mir herein
Ins stille Zimmer,
Als wär's der Jugend Widerschein,
Ein milder Schimmer,
Der kommt von Freunden nah und fern" —
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 318)

und wenn er in der Neujahrsnacht 1850/51 seine Wünsche in die Worte kleidet:

„Mir selbst getreu im Kern derselbe bleiben,
Getrost auf meine Freunde um mich schauen —"
(Ges. Wk. Bd. 4 S. 241.)

Seine alten Freunde gingen nach und nach dahin, aber er stand trotzdem niemals allein: es traten stets neue in die Lücken und bis zum heutigen Tag ist sein Freundeskreis ein großer und stattlicher. Nichts hat dies mehr bekundet, als die Feier seines Quickborn-Jubiläums, die Feier seines siebenzigjährigen und seines fünundsiebenzigjährigen Geburtstages und hoffentlich wird der achtzigjährige es aufs neue zeigen.

Wir sehen hier selbstredend ab von den zahllosen Verehrern, für uns kommen hier nur diejenigen in Betracht, die mit ihm in persönlichen Verkehr getreten sind. Es sind Männer und Frauen aller Lebensstellungen und in fast allen Landen. Sie alle repräsentieren einen Kreis von Personen, die sich mit ihm durch irgend ein ideales Interesse verbunden fühlen und die es als den edelsten Genuß ihres Lebens betrachten, mit ihm Gedanken und Empfindungen zu tauschen.

Wenn wir mit den Dichtern beginnen, so ist es in erster Linie sein von ihm verehrter und ihn verehrender Landsmann, der Dichter Friedrich Hebbel, mit dem er seit 1857 in brieflichem Verkehr stand. Sie haben sich nur einmal gesehen, in Heide, wie wir wissen, als Hebbel nach Hamburg ging und Groth Schreiber bei dem Kirchspielvogt war. Aber nur Groth erinnerte sich noch der Persönlichkeit Hebbels, während dieser

Groth damals nicht sonderlich beachtet haben mag. Später hat das Schicksal sie nicht wieder zusammengeführt; als Groth 1873 in Wien die Weltausstellung besuchte, war Hebbel bereits gestorben. Nichtsdestoweniger haben sie einen lebhaften Briefwechsel geführt und sind die innigsten Freunde gewesen. In erster Linie war es die Kunst, der beide ihr Leben gewidmet, die sie verband; aber wir haben Beispiele genug, daß auch die Jünger derselben Kunst in den härtesten Gegensatz geraten. Und bei Hebbel und Groth wäre ein solcher Gegensatz um so weniger zu verwundern gewesen, da beide als Dichter höchst verschieden geartet, ja entgegengesetzt veranlagt sind. Aber wahrscheinlich ist es gerade diese Verschiedenheit, die das Interesse aneinander lebendig erhielt. Jeder von ihnen schätzte an dem andern das, was ihm selbst fehlte und erkannte neidlos die Größe des andern an.

Ueberdies ist es natürlich die gleiche Herkunft, der gleiche Lebensgang, die gleichen oder doch in manchen Dingen ähnlichen Schwierigkeiten, unter denen beide sich durchs Leben gerungen hatten, die dem Interesse aneinander unerschöpflichen Reiz boten.

Den besten Einblick in die Freundschaft dieser beiden Männer gewährt ein Auszug aus Ihrem Briefwechsel, den wir als Ergänzung dessen, was schon angezogen ist, folgen lassen („Friedrich Hebbels Briefwechsel“ von Felix Bamberg). Den ersten Brief schrieb Groth am 17. September 1857 von Kiel aus, also bald nach seiner Rückkehr aus Dresden. Er lautet:

Hochgeehrter Herr, lieber Landsmann,

als ich heute morgen die neue Ausgabe Ihrer lyrischen Gedichte aufschlug und von den mir lange vertrauten einer Freundin, der sie neu waren, vorlas bis ihr die Thränen in den Augen standen, da nahm ich mir vor, Ihnen einmal in die Ferne hinein die Hand zu drücken und Ihnen Dank zu sagen für geistige Wohlthat. Man versäumt das leicht, es ist eine Unsitte, gewesen oder geworden. Unsere Tageslitteratur ist verkümmert, in der „klassischen“ Periode unserer Litteratur war ein würdiger Verkehr durch Zeitungsblätter möglich; jetzt muß man von Mund zu Mund Propaganda fürs Schöne machen. Ich darf Ihnen sagen, daß ich diesen Dank Ihnen längst abgetragen habe. Auf der Schanze (einem ländlichen Gasthaus bei Heide) erschraken meine Zuhörer fast, als ich

nicht lange nach dem Erscheinen Ihrer „Judith“ Ihre Gesundheit ausbrachte und dabei meine Ansicht über Sie aussprach. Ich habe auch einmal mein Exemplar „Maria Magdalena“ an Graf Hahn eingebüßt, als seine Truppe Ihr Stück in Heide aufführte und er selber kein Buch für den Souffleur besaß. Damals hatte ich mir längst unter ihren Liedern meine Lieblinge ausgewählt, die ich nicht wieder zu lesen brauchte. Vielleicht nach Jahren las ich jetzt sie und eine Reihe neuer im Zusammenhange. Mehr als im Drama natürlich blickt man bei lyrischen Gedichten durch das Objekt hinein in den schaffenden Quell, in Stimmung und Wesen des Schöpfers, dazu hatte Gurlitt mir vor kurzem von Ihnen erzählen müssen und mir ein lebhaftes Bild Ihrer Person vorgeführt: kein Wunder, daß Sie mir mehr als sonst lebendig wurden. Der Ernst, die Einsamkeit, das Grübeln, Drang und Ringen nach Wahrheit, Einfachheit und Treue, diese schaffenden Prinzipien in Ihnen erschienen mir, sie ließen mich empfinden, daß Sie ein Norddeutscher sind, die Verwandtschaft im Streben mahnte mich um so mehr, Ihnen ein Zeichen zu geben, daß Sie im Vaterlande erkannt und verstanden werden. Mir persönlich war's eine wahre Erquickung, einmal wieder einem Manne zu begegnen; jüngst beim Blättern in Geibels neuen Gedichten wurde mir sogleich wabbelig. Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank. Dieses schlichte Wort wird Ihnen genügen, die Worte wiegen hier ja schwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reise an den Rhein und die Oberelbe erfahren — daß ich Ihren Lebensweg verfolgt, auch allenthalben Nachrichten über Sie oder Spuren von Ihnen gefunden, können Sie sich schon denken, noch kürzlich in Weimar (im Juli). So mag es Sie denn auch interessieren, daß ich Sie einmal von Person gesehen, es war in Heide; und von mir, daß Dr. Lindemann in Wesselburen sowie die Frau Asmus meiner Mutter Geschwister sind. Ich bin seit 10 Jahren nicht in Dithmarschen gewesen. Kommen Sie nicht einmal nach Kiel? Ich kann's außerhalb Schleswig-Holsteins nicht aushalten, „Männer“, sagt der alte Arndt, „giebt's nur da, wo die See anspült.“ Oft denke ich, Sie müssen sich einsam fühlen, trotzdem daß Sie Familienvater sind. Ich würde mich glücklich schätzen, Sie hier zu sehen. Noch danke Ihnen für ein Ex. Ihrer „Bernauerin“. Mit ganzer Seele

Ihr Verehrer und Landsmann

Klaus Groth.

Die Antwort Hebbels, soweit sie sich auf den „Quickborn“ bezieht, ist S. 153 bereits mitgeteilt. Hebbel fährt dann fort: „Was Sie mir über meine Gedicht-Sammlung schreiben, sollte mich eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche trennt mich von der Masse meiner Zeitgenossen, und bei der Beschaffenheit unserer öffentlichen Zustände darf ich es ihnen kaum übel nehmen. Aber es freut mich doch, und ich werde den ernsten Musen, die Sie mir nennen und die ich, bis auf die Grübelei, als die meinigen anerkenne, nicht untreu werden, obgleich sie mich nicht mit Süßholz und Lakritzensaft versehen. Mit dem Verzuckern ist es so wenig gethan, wie mit der bengalischen Flamme, und Gervinus hat ganz Recht, wenn er vom Dichter der Gegenwart vor allem Charakter fordert. Ueberhaupt ist seine Litteratur-Geschichte zwar kein Speisehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen seinen „Bittern“ nehmen muß. Holstein war ich oft nahe, ohne den Mut zu finden, hinein zu gehen, wie Sie gewiß begreifen; noch diesen Frühling. Doch werde ichs einbringen, wenn ich das nächste Mal nach Hamburg komme, ich weiß ja: „in Kiel ist's am schönsten im ganzen Holstein“ und auch „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt Rosalje mit“ ist nicht vergessen. — — Wenn Landsleute in Kiel sind, die meiner mit Teilnahme gedenken, so grüßen Sie sie herzlich; *wir selbst aber wollen dafür sorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden*, darum habe ich geschrieben, wie ich zu sprechen pflege.“

Nachdem Groth seinem Landsmann am 8. Nov. 1858 über seine „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ und über seine „Kinderreime“ geschrieben, antwortet Hebbel: „Zürnen Sie auch mir nicht, daß ich Ihnen so spät antworte. Ich hatte die Absicht, diesen Sommer persönlich in Ihre Thür zu treten, statt Ihnen ein Blatt Papier zu schicken, aber der Krieg macht es mir unmöglich, sie auszuführen. Wir stehen, wie Sie aus den Zeitungen wissen werden, im Anfang schon da, wo wir am Ende stehen sollten; unser Geld ist völlig entwertet, und keiner kann reisen, der nicht das Doppelte der Kosten aufwenden will. Da bleibt mir denn nichts übrig, als mit meiner Familie wieder an den Trauensee zu wandern, statt mit ihr nach Kiel ins Bad zu gehen. Die Dichtungen von Johann Meyer, die mir Campe zuschickte, müssen Ihnen Freude machen; ich habe sie mit großem Vergnügen und sogar mit Nutzen (in Adelungs Sinn) gelesen, denn ich habe

daraus entnommen, daß Büsum ein Seebad ist. Es ist die schönste Wirkung, die man haben kann, in andern das verwandte Element zu befruchten, und man bezahlt sie gern damit, durch das, was man doch selbst ins Leben rief, für eine Weile in den Hintergrund gedrängt zu werden. Das war mein Schicksal. — — — Es wird auch Ihr Schicksal sein, aber in Ihrem, wie in meinem Fall, nur für einige Zeit!"

Am 2. März 1862 schreibt Hebbel: Im Herbst war ich in Ihrer nächsten Nähe, sogar einen halben Tag in Rendsburg bei meinem Bruder, aber mit der Zeit so beschränkt, daß ich nicht nach Kiel kommen konnte, da ich lieber ganz wegbleiben, als nur durchfliegen wollte. Doch werde ich höchst wahrscheinlich sehr bald wieder nach Hamburg gehen, indem Campe gleich nach Abschluß der Heineschen Schriften eine vollständige Sammlung der meinigen zu bringen gedenkt. — — — Ich lege Ihnen, zum Dank für Ihren Schiller-Prolog, einen Prolog bei, der von mir zur Verfassungsfeier der Kaiserstadt geschrieben wurde und zwar in drei Tagen, und zwar ohne daß ich vorher die geringste Ahnung von der Sache gehabt hatte."

Am 31. Okt. 1862 schrieb Groth:

Lieber Hebbel!

— — — Sollten Sie mit Ihrem Verleger in Hamburg persönlich zu verkehren haben, so lassen Sie mich nicht umsonst in Ihrer Nähe harren, ich möchte Sie unendlich gern einmal sehen und sprechen.

Ihre „„Nibelungen"" las ich im Mai. Sie haben mich ergriffen und erquickt. Schon die ernste Arbeit im Gebiete der Kunst thut wohl, nicht rechts noch links sehen, keine Brocken abwerfen für die Leidenschaften der Zeit, nicht streicheln noch kratzen: wo findet man es noch? Diese Freude am Sichversenken ins Objekt ohne je den Kopf heraufzustecken und dem Publikum ein freundliches Gesicht zu machen, sie reinigt den Leser, und verbannt die Unreinen schon an der Pforte: „„Laßt allen Schmutz zurück, ihr die eintretet!"" Sie haben mir wieder neue Geheimnisse der Menschenbrust gelöst in diesem Ihrem Kunstwerk. Das Licht des Genius hat mir in die dunkle Tiefe einer verschwundenen Zeit geleuchtet. Der starre nordische Mythus ist mir geschmolzen, seine Formen sind mir neu verständlich geworden. Vom Dramatischen spreche ich Ihnen nicht, das würde ich thun, wenn ich selbst ein Drama geschrieben hätte, ich spreche nur von dem, wovon ich

Beweis geliefert, daß ich es verstehe. Haben Sie Dank für dies Geschenk!

— — Das Wort entfährt mir zufällig, es ist kein Schuß zur Seite, ich hätte freilich gern ein Exemplar von Ihrer Hand bekommen, man rühmt sich des in seinem Vaterlande. Und sagen Sie mir doch gelegentlich, ob Sie meine „Vertelln“ I. und II. Bändchen, meinen „Rotgeter“, sowie meine Kinderreime „Vaer de Gaern“, letztere mit hübschen Zeichnungen von L. Richter, seiner Zeit empfangen haben? Ich habe Ihnen jedesmal ein Exemplar zuschicken lassen. Ich erzähle Ihnen dies nicht, um feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, sondern um deswillen, damit Sie nicht etwa glauben, nur ein Gelegenheitsverschen von mir zu Schillers Geburtstag wurde Ihnen von mir gesandt. Nur von letzterem erfahre ich, daß es bei Ihnen angelangt ist, Ihre Grenze muß dem Verkehr noch immer Schwierigkeit machen. Durch mein Bilderbuch „Vaer de Gaern“ wollte ich mich gerade bei Ihren Kindern einschmeicheln und vermitrels ihrer bei Ihrer lieben Frau. Denn Sie stehen bei meiner Frau etwas sehr hoch und wenn mein zweijähriger Junge Detmar Groth (der nebenbei gesagt ein Riese zu werden verspricht, er wiegt über 30 Pfund und ist fett wie eine Schnecke) heranwächst, so soll er mir früh genug lernen, daß Friedrich Hebbel einer von den größten Männern Holsteins ist.

Vor einigen Wochen war der Maler Gurlitt hier und erzählte mir von Ihnen, er war sehr gealtert, seit ich ihn gesehen hatte. Mir geht es erträglich. Meine Einnahme ist freilich nicht groß, aber vorläufig reicht sie bei meiner Sparsamkeit und meiner herrlichen Frauen Haushaltungskunst. Wir leben und wohnen sehr behaglich, es sollte Ihnen schon bei uns gefallen, ja sogar wenn Sie Frau Hebbel mitbrächten, hätten wir wohl ein niedliches Zimmer mit Betten für beide. Wagte es doch auch Jenny Lind zu uns zu kommen, leider traf sie uns nicht. Grüße von Haus zu Haus.

Ihr

Klaus Groth.

Hebbel antwortete am 26. November 1862:

Lieber Freund!

Es hat mich recht gefreut, einmal wieder von Ihnen zu hören. Seltsam genug hatte ich den Abend vor Eintreffen

Ihres Briefes meinem Freunde Brücke, unserem berühmten Physiologen, einen Vers aus Ihrem „„Quickborn““ für ein wissenschaftliches Werk diktiert. Sie werden sich wundern, aber die Sache hängt so zusammen. Professor Brücke hat ein Alphabet erfunden, mittels dessen er jede Modifikation der Laute, jeden Zungenschlag darstellen zu können glaubt, und prüft es nun an allen Sprachen, im Deutschen sogar an allen Idiomen. Ich wählte als Probe unseres dithmarsischen Plattdeutsch den ersten Vers von „„Dagdeef““ und Sie werden nun in einer grundgelehrten Abhandlung als Dichter prangen, ich aber ganz bescheiden als Bürge für die Aussprache daneben stehen.

Ich bin diesen Sommer nicht nach Norddeutschland gekommen —. Doch wird mich mein Stern ganz gewiß in nicht zu ferner Zeit in Ihre Nähe führen und dann werde ich nicht ermangeln, als Landsmann bei Ihnen anzuklopfen, obgleich ich eigentlich eine gewisse Scheu empfinde, den so sehr veränderten vaterländischen Boden wieder zu betreten, weil ich mit meinen im bevorstehenden März voll werdenden fünfzig Jahren als Gespenst darauf herumzugehen fürchte. — — —

Für Ihr Wort über meine Nibelungen danke ich Ihnen herzlich; ich weiß es zu schätzen. — — Verschmähen Sie das Exemplar nicht, obgleich es etwas spät eintrifft, wär es auch nur des Einschlusses wegen. So wie Sie Bd. 1 in der Mitte aufschlagen, werden Ihnen drei Photographien entgegenstarren; es sind Vater, Mutter und Kind. Sehr hübsch würde es sein, wenn Sie diese kleine Gabe erwidern wollten.

Auch ich will keine feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln, aber ich muß, um nicht undankbar in Ihren Augen zu erscheinen, denn doch bemerken, daß ich die Schriften, die Sie mir freundlichst zugedacht hatten, nicht empfangen habe. — — Uebrigens kenne ich Ihren „Rotgeter“ längst und betrachte ihn als eine höchst vortreffliche Erweiterung und Ergänzung Ihrer „Familienbilder“.

Ueber Ihren Gesundheits-Zustand habe ich mit Brücke gesprochen; er findet ihn durchaus nicht bedenklich, aber er rät Ihnen, sich möglichst zu schonen. Thun Sie es ja! Mir geht es in dieser Beziehung immer ganz wohl, wahrscheinlich, weil ich ein Amphibium bin, denn ich lebe eben so viel im Wasser, wie auf dem Trockenen.

Der alte Uhland ist tot; nun kann Ihnen die Krone des Liedes niemand mehr streitig machen. Haben Sie ihn gekannt? Er lebte eigentlich seit 1815 nicht mehr.

Am 4. Dezember 1862 schreibt Groth:

Lieber Freund,

ich kann nur halb dafür, daß die beifolgenden Bücher Ihnen auf den Hals kommen. Der Verfasser ist unser Hausfreund, mir angenehm, weil er ein tüchtiger Gelehrter ist und dabei nicht, wie dieses Volk meistens, im Zunftzwange verknöchert. Da ich wenig ausgehen kann, so trägt er mir manche Erfrischung in meine vier Pfähle. Er ist Professor, Rektor des hiesigen Gymnasiums, 59 Jahre alt! Jetzt erst Poet geworden! und ein rasender! Die Luft steckt an, wie Sie auch wohl erfahren haben. Man ist zunächst nachsichtig mit den Entwürfen, man hält eine Privatbeschäftigung mit der Kunst für eine nur lobenswerte. Und plötzlich ist der Mann gedruckt, der Beschützer bedediciert, und dieser Unglückliche hat aus Bescheidenheit und Nachsicht soviel gelobt, daß aus den einzelnen Pfeilen ein ganzes Bündel Nutzholz geworden. Da sitze ich nun schön daher! H. kommt gerade an dem Tage wie Ihre Nibelungen an mich gelangt sind und wie meine Frau mit Frauengeschäftigkeit Ihre drei Bilder in unser Album einreiht. Da war's um mich geschehen. Uebrigens werden Sie ein Zeichen der Verehrung aus der engern Heimat doch immer gern empfangen. Auch ist der Mann wirklich nicht ohne Talent, wie Sie sehen werden. Ja es ist eine halbe Versündigung an meiner wirklichen Freundschaft für ihn, daß ich so ironisch über ihn schreibe. Aber wie soll man sich wehren, wenn man nicht recht freie Kehle hat und einen guten Redner umreden kann? So wird Krankheit zur Sünde. Das sehen Sie auch daran, daß ich im Schreiben schwatzhaft werde, da ich mündlich bei diesem durchdringenden Ostwinde mich mit Winken und Flüstern behelfen muß. — — Für Ihr Geschenk den herzlichsten Dank. Ich weiß kaum ob wir uns mehr über Ihre Bilder oder über Ihr Gedicht freuen, wir, denn meine Frau bewundert Ihre Nibelungen im höchsten Maße, des Sie sich rühmen dürfen, denn sie ist hochgebildet und in ihrem Geschmacke sehr wählerisch. Was für ein liebliches Kindergesicht, Ihre Tochter! — — Brücke grüßen Sie wohl von mir. Seine Arbeiten sind mir bekannt. Ich war mit Helmholtz genau befreundet, als er in Bonn stand. Wie sehr ich mich für Brückes Arbeiten interessierte, mögen Sie daraus abnehmen, daß noch am Tage meines Wegganges von Bonn, Herbst 1856, Helmholtz zu mir kam, um mir die letzten Resultate, von denen er damals

neu erfahren, mitzuteilen. Ich weiß auch, daß Sie die Naturforschungen verfolgen, und zwar von Brücke durch Dubois-Reymond, dessen Buch über tierische Electricität mich jahrelang gefesselt gehalten. — Wie wird sich mein „Dagdeef" verwundern!

Ich habe es mir als eine eigene besondere Freude ausgemalt, wenn Sie im Frühlinge kämen und wir zusammen einmal einen Teil unseres kleinen Vaterlandes besähen, Sie wissen ja, wenn die Rappsaat blüht. Fürchten Sie sich nicht vor den Eindrücken nach Verlauf von Jahren, sie sind immer zugleich wieder beruhigend, das habe ich selbst erfahren. — —

Ihr Klaus Groth.

Den letzten Brief von Hebbel an Groth, (Hebbel starb am 13. Dezember 1863) setzen wir vollständig hierher:

Wien, den 3. Januar 1863.

Lieber Freund!

Da Sie nicht meinen letzten Brief im alten Jahr bekamen, so sollen Sie wenigstens den ersten im neuen haben. Um nun, des guten Gewissens wegen, das Geschäftartige zunächst abzuthun, so sagen Sie dem Herrn Professor H. für sein freundliches Geschenk meinen besten Dank. Was seine Frage anlangt,*) so habe ich zu erwidern, daß auf dem K. K. Hofburgtheater zu Wien kaum der Kapuziner in Wallensteins Lager, nicht aber der Pater Domingo im Don Carlos auftreten darf; woraus wohl von selbst folgt, daß die Erscheinung des Papstes unmöglich ist. Eine Sophonisbe, ich glaube von einem gewissen Hersch, ist vor ein paar Jahren hier durchgefallen; ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, denn ich war nicht dabei und zur Wiederholung kam es nicht, aber jedenfalls beweist das Faktum, daß der Gegenstand als solcher zu den tolerierten gehört und sowenig religiöse, als politische oder sociale Bedenken darbietet. Diese Anhaltspunkte werden dem Dichter für seine Operationen in Oesterreich genügen, denn nach der Metropole richtet sich die ganze Monarchie.

Mehr, lieber Groth, wüßte ich aber auch, so gern ich Ihrem Hausfreund etwas Angenehmes sagen möchte, absolut nicht hinzuzufügen und wenn ich mich auf den Kopf stellte. 59 Jahre! Sackerlot! Ich bin 49, habe schon in meinem

*) Der Dichter H. hatte durch Groth bei Hebbel anfragen lassen, ob man in Wien einen Papst auf den Brettern dulden würde und ob seine „Sophonisbe" wohl aufführbar sei.

vierten oder fünften gepfiffen, nämlich Bonaparte und den Theetopf besungen, und frage mich doch bereits sehr ernst, ob ich wohl noch hoffen darf, meinen Demetrius und meinen Jesus Christus unter Dach und Fach zu bringen. Der alte Tithon behielt die Stimme bis zuletzt; unsereins verliert sie zuerst und auch Vater Goethe hatte längst den Stockschnupfen, als er noch mit Lerchen und Nachtigallen in die Wette zu singen glaubte. Uebrigens kommen solche Fälle, die viel Aehnlichkeit mit dem zu späten Verlieben haben, gar nicht selten vor. Tieck erzählte mir einmal eine höchst ergötzliche Geschichte von einem seiner Jugendfreunde, der, nachdem er im Staatsdienst ergraut und endlich wegen Altersschwäche pensioniert worden war, ihm den Vorschlag machte, nun gemeinschaftlich die Trauerspiele auszuführen, die sie ein halbes Jahrhundert früher auf dem Gymnasium miteinander entworfen hätten. Die Herren hören von den Aesthetikern, daß die Kunst ein Spiel sei und legen diesem den erhabenen Begriff unter, den sie vom Blindekuh in ihr sogenanntes ernstes Leben mit hinüber nahmen. Denn es fällt ihnen nicht ein, mitten in die Medizin oder in die Theologie hineinzuspringen, wenn sie ihres eigenen Handwerks überdrüssig werden, und dazu müßten sie sich doch auch versucht fühlen, falls sie das Bewußtsein ihrer Kraft, und nicht, vielmehr die geringe Meinung von der Aufgabe in die Kunst hinüber triebe. Aber bewahre Gott! Respekt vor jeder Perücke, nur nicht vor dem Sonnenring Apolls. Doch habe ich eine Ausnahme gekannt, und das war der Professor Guyet in Heidelberg, ein guter Jurist. Der war fest überzeugt, daß er den Faust gedichtet haben würde, wenn er sich, statt auf die Pandekten, auf die deutschen Volksbücher gelegt hätte. Aber ich verzieh es ihm, denn er war auch überzeugt, daß er in der Kriegsschule zu Brienne ein zweiter Napoleon geworden wäre. Wenn der Verfasser der Sophonisbe bereit ist, in Amerika ein Kommando zu übernehmen, so sei ihm auch verziehen.

Ich hoffe, daß Sie lachen. Sie sollen aber noch mehr lachen. Wissen Sie, warum Ihr guter Rat, vorsichtig zu sein, diesmal so gute Früchte trägt? Weil ich mir erst ganz kürzlich die Zunge verbrannt habe, und zwar sehr stark. Es ist eine ganz köstliche Geschichte, aber kaum zum Schreiben. Ein Dichter meldet sich bei mir mit einer neuen Agnes Bernauer; es ist ein glatzköpfiger alter Jude. Ich hatte mir aber vorher gegen Rheumatismus ein Senfpflaster gelegt und fordere,

um gezwungen zu sein, dies lange genug liegen zu lassen, den Mann auf, mir den letzten Akt vorzulesen. Aber ich hatte mich verrechnet, das Pflaster biß furchtbar, ehe ichs dachte, und ich warf dem Dichter natürlich, als er fertig war, einen ordentlichen Brocken hin, um ihn nur rasch los und meiner Leibesqual ledig zu werden. Was folgte darauf? Etwa vierzehn Tage später werde ich in einer Gesellschaft bei Tisch inquiriert, wer denn der Hermann Stein sei, den ich so protegiere, und ich erfahre auf meine Nachfrage, daß Dinge in allen Zeitungen stehen, die ich zwar in meiner Todesangst gesagt habe, aber doch nur in höchster und zugleich plumpster Ironie! Gestern Abend wollte eine Ungrische Gräfin sogar von mir wissen, wo die Werke des neuen Königs David zu bekommen seien. Könnte ich Ihnen den Sohn Israels oder Polens nur malen.*)

Ihre Bilder haben uns außerordentlich erfreut, und meine Frau hat ihnen natürlich auch den Platz im Allerheiligsten angewiesen. Was Sie über das Ihrige bemerken, habe ich auch noch über das meinige zu sagen; ich sehe keineswegs so bärbeißig aus, und kann es wohl auch nicht füglich, denn ein guter Spaß geht mir noch jetzt, wie in Wesselburen, über alles. Ueber die Augen meiner Tochter liegen Blau und Grau miteinander im Streit; die meinigen leisten noch immer gute Dienste, doch hat mir Brücke zu Weihnacht fürs Lesen bei der Lampe bereits eine Brille geschenkt, die auf mich

*) Solche Erlebnisse sind ja bei Männern mit berühmten Namen, besonders bei bekannten Dichtern nichts Seltenes. Auch Groth weiß eine ganze Reihe solcher Geschichten zu berichten. Wir wollen hier nur folgende mitteilen: Eines Tages sitzt Groth einsam in seiner „Kajüte", als eine ältliche, allem Anscheine nach sehr tugendhafte Dame zu ihm eintritt, um ihn zu begrüßen und ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Sie sagt ihm viel Schmeichelhaftes über seine Dichtungen und besonders über die Tiefe seiner Empfindungen, was er ihr zunächst nicht weiter übelnehmen kann. Sie lenkt dann bald die Unterhaltung auf die Dichtkunst, wobei Groth schon etwas schwül wird. Und je weiter sie fortfährt, desto ängstlicher schaut er nach ihrem eleganten Strickbeutel, den sie trägt, denn er hat eine Ahnung, daß der Inhalt ihm gefährlich werden könnte. Aber einstweilen scheint es nicht. Endlich aber zeigt es sich, wie richtig er geahnt hat. Sie erzählt ihm, daß auch sie ein wenig im Dichten sich versucht habe und öffnet dabei ihren Strickbeutel, aus dem sie eine Anzahl sauber beschriebener Blättchen hervorzieht mit der Bitte, ihre Gedichte ihm einmal vorlesen zu dürfen. Groth aber ist gewaffnet. Energisch abwinkend ruft er: „Um Gotteswillen, verschonen Sie mich damit!"

wirkte, wie das Mene Tekel auf Se. Majestät den König Belsazar. Meine Schriften zähle ich Ihnen jetzt nicht auf, da Campe sie zu sammeln gedenkt. Dies wird mich, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, im Frühling nach Hamburg führen. Dann komm' ich sicher nach Kiel und sehr hübsch würde es sein, wenn wir unser kleines Dithmarschen gemeinschaftlich in seiner Rappsaat-Pracht bewundern könnten. Ich bin von Herzen dabei; was mag aus all den alten Krebsen, mit denen man vor mehr als einem Viertel-Jahrhundert herumkroch, geworden sein. „Von Gerichtswegen gebiete Ich A. C. T. Griebel 2c. 2c.." (Den Würmern?)

Meine Frau grüßt Sie und die liebe Ihrige aufs herzlichste; sie ist eine geborne Braunschweigerin, obgleich mein alter Freund Cornelius sie, wie wir ihn in Berlin besuchten, als Römerin ansprach, kann also Plattdeutsch und ist eine große Verehrerin des Quickborn." — — — —

Hebbel ist leider nicht nach Kiel und nach Dithmarschen gekommen, so ernst es ihm mit diesem Vorsatz auch war, und Groth hat nicht die Freude gehabt, seinen Landsmann, der ihn so hoch schätzte, und den Groth ebensosehr verehrte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mündlich zu sprechen: Hebbel, der sich seiner festen Gesundheit rühmte und so besorgt war um die Gesundheit seines Freundes, starb schon im folgenden Jahre, während Groth noch heute lebt und des besten Wohlseins sich erfreut.

Interessant ist es aber, von Hebbel zu hören, daß er die Empfindungen scheut, die ihn beim Wiedersehen seiner Heimat beschleichen würden, und daß er fürchtet, beim Wandern durch die Marsch wie ein Gespenst sich zu fühlen. Obgleich Groth ihm zuredet, trotzdem zu kommen, sind es doch auch bei diesem dieselben Empfindungen, die es ihm unmöglich machten, seine Heimat öfters wiederzusehen. Die beiden Freunde waren auch hierin sich gleich. Wie viel des Uebereinstimmenden würde sich noch gefunden haben, wenn es den beiden Männern vom Schicksal gegönnt worden wäre, miteinander auf einige Tage die Fluren ihrer Heimat, an der sie doch mit so starken Fäden ihres Herzens hingen, zu durchwandern. Aber: „Das ist Menschenlos," sagte Hebbel einige Tage vor seinem Tode auf seinem Krankenlager, „bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher." Er starb am 13. Dezember 1863 und hinterließ eine Witwe Christine Hebbel, geb. Enghausen, hochgebildet und seiner Zeit als Schauspielerin berühmt, mit einer Tochter,

die noch jetzt mit Groth durch die innigste Freundschaft verbunden sind.

Als sichtbares Zeichen dieser Freundschaft schmückt ein lebensgroßes Portrait von Hebbel noch heute Groths Zimmer und dieser bethätigt seine Freundschaft für Hebbel über dessen Grab hinaus dadurch, daß er Vorsitzender des Komitees ist, das die Gründung einer Hebbelstiftung zur Unterstützung mittelloser, aus Schleswig-Holstein gebürtiger Künstler und Dichter sich zur Aufgabe gesetzt hat.

An Hebbel reiht sich Geibel. Groth und Geibel, beide Nordalbingier, haben sich oft besucht und stets trugen sie von ihrem Zusammensein den reichsten Gewinn. „Geibel“, erzählt Groth, „war ein merkwürdiger Mann, etwas pathetisch. Er bot mir gleich beim ersten Zusammensein das Du an. Wir lernten uns im Hause seines Schwagers zu Lübeck kennen. Als derselbe spottete, daß hier zwei Dichter zusammensäßen und doch nur in Prosa gesprochen werde, begann Geibel allen Ernstes in kunstvollen Quatrains die Unterhaltung zu führen. Am 12. April 1884 reiste Groth nach Lübeck, um mit kummervollem Herzen den Freund zu Grabe zu geleiten. Auf dem Friedhofe trugen, nachdem der Sarg vom Leichenwagen herabgenommen war, Klaus Groth, Hans Hopfen, Paul Lindau und der Schwager Geibels die Zipfel des Bahrtuches.

Ein anderer nordalbiginischer Dichter, der Groth nahe trat, war Theodor Storm. Daß Groth ihn hochschätzte, beweist schon die bereits mitgeteilte Thatsache, daß er es für geboten erachtete, Max Müller zu ihm zu führen. Storm war in dem Hause Groths kein seltener und stets ein gern gesehener Gast. Um die Zeit des Zusammenseins nach Möglichkeit auszunützen, begann er die Unterhaltung meistens schon, wenn er in die Pforte trat, indem er sofort Groth nach seiner Meinung fragte über irgend eine Frage die ihn eben beschäftigte, und so ging dann der Gedankenaustausch aufs lebhafteste vorwärts, immer um die wichtigsten Fragen, die ein Dichtergemüt bewegen können, sich drehend.

Sie haben ihrer Freundschaft durch folgende Gedichte gegenseitig ein Denkmal gesetzt:

An Klaus Groth.

„Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd upt Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand

Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slap kumt un de Nacht,
Noch eenmal Allens levt un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart
Wenn't Abend ward."

Theodor Storm.
(Sämtl. Wk. Bd. 8 S. 273.)

An Theodor Storm.

„Daer de Gardin
Wenn morgens kumt de erste Schin,
Dat Hus is still, de Ort de slöppt,
Wit af un swack en Hushahn röppt;
Du kannst din Wandklock ticken hörn,
En Wagen klappern in de Feern,
Un ob din Hart noch slummern deit —
Weer't nich en Drossel, de dar fleit?
Se is't de mi nich slapen lett:
„„Hörst du denn gar nich?"" ludt er Leed;
Wenn denn din Glück nich ganz toschann,
Din Lengn un Haepen all dervan,
Denn treckt di warm de Morgenschin
In't Hart hinin."

Klaus Groth.
(Husfründ Nr. 37, 1877.)

Zu seinen aufrichtigsten Freunden und wärmsten Verehrern gehört ferner auch Detlev v. Liliencron.

Dieser in den letzten fünfzehn Jahren bekannt gewordene Dichter ist ein Schleswig-Holsteiner. Seine Mutter war eine Amerikanerin und sein Großvater mütterlicherseits amerikanischer General und ein Freund des großen Washington. Er wurde in Kiel am 3. Januar 1844 geboren, trat schon vor 1864 in preußische Militärdienste, war während seiner aktiven Dienstzeit in sieben verschiedenen Provinzen, wurde in den Feldzügen gegen Oesterreich und Frankreich verwundet, trat als Hauptmann in den Ruhestand, ging dann nach Amerika, wurde Hardesvogt auf Pellworm, Kirchspielvogt in Kellinghusen. 1887 trat er aus dem Verwaltungsdienst, um sich ganz seiner schriftstellerischen Thätigkeit widmen zu können, und lebte eine Zeitlang in München und jetzt in Altona.

Schon 1883 veröffentlichte er „Adjutantenritte und andere Gedichte,“ worin Theodor Storm sofort den hochbegabten Dichter erkannte. Von nun verging kein Jahr, wo nicht ein mehr oder minder bedeutendes Werk aus seiner Feder erschien. „Er ist ein Genie, das durchaus seine eigenen Wege wandelt. Er ist ein gesundes, starkes Talent, ein Lyriker von ursprünglicher Kraft und Frische, der die Schranken des Konventionellen überall siegreich durchbricht. (Bartels.)

Er gilt zur Zeit als das Haupt einer Dichterschule, die man in der Litteratur als das „jüngste Deutschland“, als die modernen Realisten bezeichnet. Als solcher und als geborner Schleswig-Holsteiner ist er Groth geistig verwandt und ein großer Verehrer dieses seines Landsmannes. Er schreibt dem Verfasser darüber: „Von Klaus Groth in großer Liebe und Verehrung sprechen hörte ich schon in meinen Kinderjahren im Elternhause in Kiel.

Klaus Groth schenkte mir kurz ehe ich als ein ganz junger Mensch nach Preußen ging, seinen „Quickborn.“ Und dieser „Quickborn“ hat mich über dreißig Jahre überall hin, auch in die drei Feldzüge, begleitet. Ich habe ihn ständig bei mir gehabt, bis er, fast wörtlich zu nehmen, in Fetzen aufgegangen war. Klaus Groth hörte davon, und schenkte mir deshalb vor einigen Wochen, mit lieber Widmung, zum zweiten Mal seinen „Quickborn“. Der nun wohl bis zu meinem Tode aushalten wird.

Groths Heisterkrog halte ich höher als Vossens Luise und Goethes Hermann und Dorothea.

Was mir, in allen Lebenstagen und Lebenslagen, sein „Quickborn“ gewesen ist, ist nicht auszusagen. Meine tiefe heiße Dankbarkeit dafür hört nur in meiner letzten Stunde auf.“

Im Jahre 1874 besuchte Friedrich v. Bodenstedt Groth. Prof. Joachim und Frau sowie Klara Schumann, die Witwe Robert Schumanns, waren ebenfalls dort. Am Nachmittage rückte die ganze Gesellschaft, Groth mit Frau und Kindern, aus, um den Fährdampfer, der Groths Namen trägt, einzuweihen. Es war eine gar lustige Gesellschaft. Das Wetter war herrlich, die Gegend prächtig und es wurde aufs beste gegessen und getrunken. Schließlich gelangte man beim Sekt an, der Bodenstedt zu einem Verschen auf Groth begeisterte, das freilich gut gemeint war, aber zu Bodenstedts Dichterruhm nichts beitragen konnte.

In lebhaftem Briefwechsel, der ja einmal zur persön-

lichen Begegnung führte, stand Groth mit dem holländischen, in Amsterdam wohnenden Dichter Dr. Heije. Derselbe war ein Groth verwandtes Talent und ein in Holland beliebter Dichter von Volks- und Kinderliedern. Er starb im Jahre 1876 und Groth hat ihm in dem Gedichte „Dr. Heije" einen ihre Freundschaft ehrenden Nachruf gewidmet. (Ges. Wk. Bd. 2 S. 314.)

Eine innige Freundschaft verbindet ihn bis zum heutigen Tage mit dem vlämischen Dichter und Schriftsteller Dr. C. J. Hansen, dem Vorkämpfer der deutschen Bewegung in den Niederlanden. Hansen, Vorsteher der Stadtbibliothek in Antwerpen, wurde für seine Studie über „Reineke Fuchs" von der Universität Rostock zum Ehrendoktor promoviert und hatte in seinen „Reisebriefen über Deutschland und Dänemark" 1861 bereits auf Groth hingewiesen und eine Anzahl Gedichte aus dem „Quickborn" ins Niederländische übertragen. Er begrüßte dann Groth persönlich auf dessen erster Reise nach den Niederlanden 1861, übersetzte 1866 den „Rotgeter" ins Vlämische und besuchte mit seiner Frau Groth am 10. Juni 1872 auf mehrere Tage in Kiel. Sie begrüßten sich abermals, als Groth über Antwerpen nach London reiste, und sahen sich dann wieder, als Groth in den Niederlanden seine Vorträge hielt. Hansen hat eine ganze Reihe von Vorträgen über Groth gehalten und eine ebenso beträchtliche Anzahl von Artikeln über ihn in den Zeitungen seiner Heimat veröffentlicht. 1889 gab er eine Lebensbeschreibung des Dichters heraus, sodaß Groth unter den Niederländern wohl bekannter ist, als in seinem Vaterlande, das bisher einer solchen entbehrte.

Unter der großen Zahl der niederländischen Freunde sind außerdem Herr und Madame Kneppelhout van Braam zu nennen. Das Ehepaar bewohnte das Schloß Hemelsche Berg-Osterbeeck bei Arnheim in Holland und gehörte zu den ältesten adeligen Familien in Holland, wo es, reich und litterarisch hochgebildet, in großem Ansehen stand. Von einer Reise durch Schottland, Schweden, Norwegen, Dänemark zurückkehrend, besuchte das Paar den Dichter 1868 in Kiel, wo es längere Zeit auf Bellevue wohnte und täglich in der Familie Groths verkehrte. Madame Ursula Kneppelhout, die noch jetzt, ihren Gemahl überlebend, das bezeichnete Schloß bewohnt, übersetzte 1873 den „Heisterkrog" ins Niederländische. Die beiderseitigen Familien sind seit dem ersten Bekanntwerden in dem regsten persönlichen und brieflichen Verkehr geblieben.

Zu denjenigen, die durch dichterische Bestrebungen Groth näher geführt wurden, gehört auch der Gewerbeschuldirektor J. Fr. Ahrens in Kiel, ein Mann, der von Jugend auf zu denen zählte, die Groths Dichtungen zu würdigen wußten und den Dichter aufrichtig verehrten. Er kam Ende der sechsziger Jahre als Lehrer nach Kiel und Groth hatte bald Gelegenheit, ein schätzenswertes dichterisches Talent in dem jungen Manne zu begrüßen. Ahrens legte ihm nicht selten seine plattdeutschen Dichtungen vor und Groth beurteilte sie, wie sie es verdienten, bald anerkennend, bald mit strengem Tadel, und es gefiel ihm, daß Ahrens auch den letzteren aufnahm, wie es für ein junges Talent sich ziemt. Als Ahrens 1874 eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Feldblom" herausgab, wurden sie von Groth in der „Kieler Zeitung" anerkennend besprochen. Interessant und sehr gelungen sind die Uebersetzungen des Verfassers aus dem Schottischen des Burns und aus dem Holländischen des Dr. Heije. Zu diesen Uebersetzungen war Ahrens durch Groth veranlaßt worden. Jener berichtet darüber im „Eekbom": „Es war Ende der sechziger Jahre, als ich die persönliche Bekanntschaft des von mir hochverehrten Dichters des „„Quickborn"" machte. Nach Kiel versetzt, hatte ich später häufiger das Vergnügen mit dem Prof. Groth zusammen zukommen. Da fügte es sich, daß eines Tages das Gespräch uns auf die holländische Litteratur führte und Prof. Groth machte mich auf die „„Volksdichten"" von J. P. Heije aufmerksam, die ihm eben zur Hand lagen und knüpfte daran die Aufforderung, den Versuch zu machen, einige davon ins Plattdeutsche zu übertragen.

„Ihre Uebersetzungen von Burns", fuhr er fort, „zeigen daß Sie es können! „Aber ich versteh kein Holländisch." „Wer Plattdeutsch spricht, versteht auch Holländisch, kann es leicht verstehen; und was Sie nicht verstehen, das lernen Sie."

Das ist leicht gesagt.

„Und ebenso leicht gethan. Ich kann nicht übersetzen, habe auch keine Zeit dazu, möchte aber gern, da Dr. Heije wenigstens eine nähere litterarische Verbindung zwischen uns Niederdeutschen und Holland wünscht, daß sein Wunsch erfüllt werde. Hier ist ein holländisches Lexikon, hier sind Heije's „„Volksdichten"" — nun versuchen Sie."

Später hatte Ahrens Gelegenheit, Groth bei seiner Mitarbeit an dem „Husfründ" durch eine recht erhebliche Anzahl plattdeutscher Gedichte zu unterstützen, die vielmehr im Geiste

Groths gehalten sind, als die Produkte so mancher anderer, die den Wegen des Meisters zu folgen glauben. Dr. Hansen hat deshalb auch eine Anzahl der Gedichte von Ahrens ins Niederländische übersetzt und mit dem besten Erfolg auf den größeren Versammlungen der niederländischen Sprachkongresse neben den Grothschen Gedichten vorgelesen.

Wenn auch nicht gerade regen freundschaftlichen Verkehr, so doch freundschaftliche Beziehungen unterhält Groth bis auf den heutigen Tag mit dem plattdeutschen Dichter Fehrs, Institutsvorsteher in Itzehoe, von dessen Arbeiten und Talent er mit größter Achtung spricht; mit dem bekannten, jetzt in Weimar lebenden Dichter und Kritiker Adolf Bartels, einem gebornen Wesselburner, der ihm seinen 1898 erschienenen Roman „Die Dithmarscher," gewidmet und in der Zeitschrift „Die Heimat" sowie in seinem neuesten, von Groth sehr hoch geschätzten Werke „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" auf die Bedeutung des Dichters mit großer Sachkunde und vielem Nachdruck hingewiesen hat; ferner mit dem Senator Dr. Eggers in Rostock, einem namhaften Gelehrten, der mit seinem Bruder zusammen die „Tremsen", eine Sammlung plattdeutscher Gedichte in mecklenburgischer Mundart herausgegeben hat. Er ist litterarisch verschiedentlich für Groth mit dem besten Erfolge eingetreten, indem er 1883 in der „Sammlung von Zeit- und Streitfragen" seine bereits erwähnte Festrede als Broschüre herausgab, 1889 einen Angriff des Dr. Theod. Gaedertz auf Groth in der Vossischen Zeitung energisch zurückwies und 1893 in der „Zukunft" die „Gesammelten Werke" warm empfehlend besprach.

Zu den Schriftstellern, die noch heute im Grothschen Hause verkehren, gehört auch der Professor Eugen Wolff in Kiel, der 1891 Groths Lebenserinnerungen herausgab und in seinen litterarischen Arbeiten auf Groths große dichterische Bedeutung hingewiesen hat.

Vor allem ist es aber der Oberlehrer Hermann Krumm in Kiel, ein geborner Holsteiner, der seine Jugend in Dithmarschen verlebte und deshalb die von Groth geschilderten Verhältnisse und Personen aus Erfahrung kennt, der mit Groth innig befreundet ist. Als Herausgeber und gründlicher Kenner der Werke Hebbels vereinigt er sich mit ihm in der Schätzung dieses Dichters. Mit Groth selbst wurde er bekannt durch die bereits im Auszuge mitgeteilte Besprechung des „Rotgeter," die Groth veranlaßte, ihm ein von ihm selbst

benutztes Exemplar des „Rotgeter“ mit folgendem Gedichte zu senden:

An H. Krumm.

„Rotgeter kumt sik to bedanken,
He seet bether as mank de Kranken;
Sin fine Kunst weer as vergeten
Sogar de Oehwerrock toreten.*)
Doch hett dat all nix to bedüden:
Denn Frünn as du bringt em mank Lüden.“

Kiel, Ende März 1889. Klaus Groth.

Seitdem steht Krumm dem Dichter persönlich nahe und wird von ihm sehr hoch geschätzt. Er ist denn auch nicht müde geworden, seit zehn Jahren für die wohlverdiente Anerkennung des Dichters nach Kräften zu wirken. In seiner Festrede zum fünfundsiebenzigsten Geburtstage Groths sowie durch seine schriftstellerischen Arbeiten und durch seine Vorlesungen aus Groths Werken, ist es ihm gelungen, seine Landsleute für die späteren Schöpfungen des Dichters wieder zu erwärmen.

Wie jedes Gedicht ein Kunstwerk ist, so ist jedes Kunstwerk die Darstellung eines poetischen Gedankens. Jeder Dichter ist deshalb ein Künstler und jeder Künstler ein Poet. So nahe sich hiernach beide, Dichter und Künstler, in ihrem Schaffen stehen, so verwandt sind ihre Herzen, und es dürfte deshalb wohl kein Dichterleben geben, das nicht zu Künstlern und zur bildenden Kunst in irgend einer Weise intime Beziehungen gehabt hat.

Wenn der Dichter dem Künstler gegenüber auch in erster Linie der Nehmende ist, so ist er in gewissem Sinne doch auch der Gebende: er bringt der Kunst ein verständnisvolles Herz entgegen und Höheres giebt es für einen Künstler nicht. So sind Dichter und Künstler für einander geschaffen, um mit- und durcheinander des Lebens reinste Freuden zu genießen.

„Menschen sehen und etwas Kunst zuweilen“ gehört deshalb zu dem, was Groth in der Neujahrsnacht 1858/59 sich wünscht. Der Wunsch ist ihm reichlich erfüllt worden. Sein siebenzig- und fünfundsiebenzigjähriger Geburtstag haben

*) Dies bezieht sich darauf, daß das Exemplar, welches der Dichter übersandte, äußerlich in keinem tadellosen Zustand war. Das niedliche Buch hatte seit Jahrzehnten keinen Absatz gehabt. Nachdem Krumm es beurteilt und eingehend besprochen hatte, tauchte es plötzlich in den Auslagefenstern der Kieler Buchhändler wieder auf.

uns ja gezeigt, wie groß die Zahl der Künstler ist, mit denen er in Beziehungen steht; und wenn die Reihe seitdem auch stark gelichtet worden ist, so sind an die Stelle der Heimgegangenen Jüngere getreten. Fast jeder Künstler von Namen und Ruf, der auf seiner Wanderschaft im großen Vaterland Hamburg erreicht, glaubt etwas Wichtiges zu versäumen, wenn er nicht einen Abstecher nach Kiel macht, um den Dichter zu sehen, zu begrüßen und vielleicht eine seiner besten Gaben auf den Altar seines Hauses zu opfern.

In erster Linie sind es Sänger und Musiker, die ihm nahe traten, nicht nur, weil Groth ein so tiefes und feines Verständnis für Gesang und Musik besitzt, sondern auch weil er durch seine klangreichen Lieder so manchem sein Repertoire bereichert hatte.

Immer aufs neue haben die Komponisten sich an seinen Liedern versucht und die Zahl der Tonkünstler, die Grothsche Gedichte in Musik gesetzt haben, ist so groß, daß der Dichter selbst nicht in der Lage ist, sie alle zu nennen.

Nach dem „Husfründ", dem „Eekbom" und nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Prof. Stange in Kiel sind folgende zu nennen: Carl Bank in Dresden, Peter Benoit, Direktor des Konservatoriums in Antwerpen, Carl Borchers, Frau Bronsart in Hannover, (ein Heft „Baer de Gaern"), Ignatz Brüll, Opernkomponist in Wien, Friedr. Eggers, Fr. Friedrichs, Goldmark in Wien, Grimm in Münster, Gurlitt, Moritz Hauptmann in Leipzig, Max v. Heise-Rothenburg, Hendschel, Hinrichsen in Göttingen, Carl v. Holten, Otto Jahn in Bonn, Jansen in Verden bei Bremen, Eugen Jambor, Meyer in Celle (ein ganzes Quickborn-Liederheft), Max Meyer in Glasgow, Müller-Hartung, Raff (z. B. Keen Graff is so breet) Carl Reinecke in Leipzig („Lütt Anna Kathrin", das Frau Joachim häufig singt) Rheinthaler in Bremen, Carl Rolle, Ries in Berlin, Schmidt-Reinecke, Schöne in Hamburg, Schotte, Selle, Organist in Landkirchen, Silcher, Stiehl in Eutin, Gräfin Wolf Baudissin u. s. w.

In Flensburg wurden 1879 zum ersten Mal von 800 Sängern drei Quickbornlieder, in Musik gesetzt von Musikdirektor Stiehl in Eutin, gesungen, und Prof. Stange-Kiel schreibt dazu: „Stiehl hat mit dem Lied „O wullt mi ni mit hebbn, lütt Anna Kathrin", das mehrmals wiederholt werden mußte, den Vogel abgeschossen".

Dem Herzen des Dichters am nächsten steht Johannes Brahms. Groth verehrte an dem Manne eigentlich alles, nicht nur seine Kunst, sondern vor allem auch die interessante, dem Dichter geistesverwandte Persönlichkeit. Brahms war eigentlich ein Dithmarscher, denn seine Eltern stammten aus Heide, dem Geburtsorte Groths, wo die Verwandten von Brahms noch heute wohnen und es ist wohl ein seltener Zufall, daß die Namen der Vorfahren von den beiden berühmten Männern in den schon eingangs mitgeteilten Haus- und Kettenreimen zusammen genannt werden.

„Trotz seiner Hamburger Geburt traten in ihm die Eigenschaften seiner Vorfahren, der alten Dithmarscher, voll und ganz in die Erscheinung. In stolzer Abgeschlossenheit und im vollen Selbstbewußtsein seiner zu erfüllenden Aufgaben, unabhängig von der Gunst der Großen und der oft noch verhängnisvoller auf den Künstler wirkenden Gunst der Menge ist er seinen einsamen Weg durchs Leben gegangen, seine künstlerischen Ziele mit rückhaltloser Energie verfolgend und seinem Ideale mit rückhaltloser Strenge gegen sich selbst Treue haltend. Tiefer Ernst mit einer nicht geringen Beimischung von Humor war, wie in unserm Volke, der Grundzug seines Wesens. Die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Daseins und damit verbunden Gedanken über Tod und Auferstehung sind häufig der Inhalt seiner ergreifenden Kompositionen. Wie seine Vorfahren ist er tief religiös, ohne deswegen auf die äußeren Satzungen der Kirche viel Wert zu legen.“ Wer nicht wüßte, daß diese herrlichen Worte des Professors Hermann Stange in Kiel*) über den verstorbenen Brahms geschrieben sind, könnte meinen, sie gälten Groth, so sehr charakterisieren sie auch dessen Persönlichkeit, dessen Leben und Streben. Daß zwei solche Charaktere seit dem ersten Bekanntwerden eine dauernde Anziehungskraft aufeinander üben mußten, daß sich zwischen ihnen sofort ein Band der Freundschaft fürs Leben schlingen mußte, ist für jeden klar, der sich auch nur ein wenig auf die Sympathie der Herzen versteht.

Groth sah und begrüßte ihn zuerst flüchtig 1856 auf dem Musikfest in Düsseldorf, ohne daß sich eine nähere Bekanntschaft entspann. Das lebhafte Interesse für seinen, später und bis an sein Ende, in Wien lebenden Landsmann entwickelte sich bei Groth erst durch das Studium seiner Kom-

*) „Die Heimat“ Nr. 10, 1898.

positionen. Wo und wann sie sich persönlich näher getreten sind, ist mir nicht bekannt, Groths „Erinnerungen an Johannes Brahms" geben dafür keinen Anhalt. Es läßt sich aus ihnen nur schließen, daß sie, als sie sich bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der philharmonischen Gesellschaft in Hamburg trafen, bereits als vertraute Freunde begrüßten. — Brahms zu bewegen, nach v. Bernuths Abgang das ihm von der Philharmonischen Gesellschaft angebotene Amt eines Musikdirektors in Hamburg anzunehmen, gelang Groth nicht; Brahms war in Wien schon zu festgewurzelt, und der Wunsch, den Freund in der Nähe zu haben, erfüllte sich dem Dichter also nicht. Im übrigen aber kam und wohnte Brahms öfter, mitunter acht Tage lang oder auch länger bei ihm. „Einst," erzählt dieser, „übrigens im schönen Hochsommer, klopfte morgens früh unser Mädchen an die Schlafstubenthür mit den Worten, es wandere ein Herr schon seit einer Stunde um den Grasplatz in unserm Garten. Auf die Frage, wer es denn sein könne, antwortete sie, der Herr, der schon oft bei uns gewohnt hat, sie habe aber seinen Namen vergessen. Ich erhob mich also lachend und ging ans Fenster: da wanderte Johannes, Cylinder auf dem Kopfe, in der hellen Morgensonne im Gärtchen vor meinem Hause auf und ab. Natürlich rief ich ihn herein und scherzte, warum er uns denn nicht geweckt habe. „„O,"" sagte er, „„es ist hier ja auch ganz schön."" Aber nun ließ er es sich doch gefallen, einen starken Kaffee mit mir und Frau und Kindern in unserer sog. „„Kajüte"", meinem Eß- und Gartenzimmer, zu trinken. Kaffee war seine Leidenschaft." Ein andermal gaben Brahms und Stockhausen in Kiel zusammen ein Konzert, dieser wohnte bei seinem Schwager Meyer auf Forsteck und jener bei Groth, wohin auch Stockhausen öfter kam und wo sie dann zu Groths und auch zu ihrem eigenen Vergnügen sangen und musizierten. Wie sie dann bei Groths Besuch in Wien 1873 Gelegenheit hatten, einige Tage zusammen zu sein, haben wir bereits gehört.

Während Groth sich 1888 in der Schweiz aufhielt, wohnten sie in Thun wochenlang fast Garten an Garten und verkehrten täglich miteinander. Groth erzählt den herzlichen Empfang mit folgenden Worten: „Es war ein unscheinbares Haus, in das ich eintrat und nach des Besitzers Anweisung eine dämmerige Treppe hinaufstieg; da hörte ich denn schon gleich die mir so wohl bekannte liebe rauhe Stimme meines Freundes nicht gerade in freundlichem Ton herunterrufen, denn er haßte

Störungen durch zudringlichen Besuch: „„Wer ist da? ist da jemand?““ und ich sah gegen das Dämmerlicht sein Gesicht, umrahmt vom prächtigen hellblonden Haupthaar und dem starken Vollbart, sich prüfend mir entgegenneigen, der ich inzwischen höher stieg und ihm kenntlich — er war sehr kurzsichtig — näher kam, indem ich ihm zurief: „„Ich bin es!““ Da sehe ich noch, wie er staunend seine beiden Arme immer höher hob und endlich mir die Hand entgegenstreckend, freudig rief: „„Du bist es! Wo kommst Du her? Wie schön ist es!““ — „Ach ja," fügt Groth hinzu, „wie war es schön!" — „In Thun zeigte mir Brahms", erzählt Groth weiter, „mit Worten tiefer innerer Bewegung das kleine Haus gegenüber, umgeben von Bäumen auf einer kleinen Insel in der Aare, wo Heinrich von Kleist ein Jahr lang gewohnt hat." — „Eine besondere Abneigung hatte Brahms, ja einen wahren Haß, gegen die Sammellust von mehr oder weniger unnützen Sachen, wie z. B. Briefmarken und Handschriften. Er äußerte dies gelegentlich einmal sehr lebhaft, als er bei mir am Tische sitzend einen oder ein paar Briefe mit der Bitte um ein Autograph von mir einsah, die mir der Briefbote gerade aushändigte. „„Die beantwortest Du doch nicht?““ rief er ärgerlich, „„das ist ja Menschenquälerei! Und gar wenn eine Freimarke als moralischer Zwang beiliegt. Ich thue es nicht!““ „„Allerdings,““ erwiderte ich, „„stimme ich Deinem Urteile bei, aber ich bin dabei in einer anderen Lage wie Du: ich schreibe irgend ein paar alte gereimte Zeilen ab, oder ein paar neue, die mir gerade ohne Mühe einfallen, und setze meinen Namen darunter; es macht mir ja keine Anstrengung und ich denke so: vielleicht macht es einem jungen Mädchen, denn junge Mädchen sind meist die Bittenden, doch eine wirkliche Freude und ist ihr eine Anregung zu etwas Idealem. Vielleicht erwirbt mir eine kleine Mühe eine neue Freundschaft, und das Kind empfindet es als Güte fremder Menschen im allgemeinen. Du hast es ja nicht so leicht, ihnen etwas Eigenes zu geben, als Deinen Namenszug; ein paar Noten von Dir sagen ja nichts.“ So ließ er mich denn gewähren."

1892, im November, bat Joh. Brahms Groth, nach Hamburg zu kommen, wo er ein Konzert gab. Hier verlebten sie einige Tage zusammen, meistens über Musik sich unterhaltend. Brahms suchte Groth zu bewegen, mit ihm nach Berlin zu fahren, wo sein „Quintett" mit Clarinette zum ersten Mal zur Aufführung kommen sollte; aber Groth mußte,

weil er leidend war, die Einladung abschlagen. Brahms blieb noch den ganzen Sonnabend bei ihm und holte die versäumte Zeit dadurch wieder ein, daß er auf der Reise nach Berlin die Nacht durchfuhr.

Seitdem hat Groth ihn nicht wieder gesehen.

Wie hoch der große Tonkünstler seinen Freund schätzte, davon noch ein Beispiel. Als bei einem Konzert in Kiel der Kieler Gesangverein ihm einen Kranz mit einem Verse von Groth überreichte, wollte Brahms, der auf solche Anerkennungen nichts gab, nach dem Spiele, sich verbeugend, fortgehen, ohne auf Weiteres zu achten. Da rief Hans v. Bülow ihm zu: „Du, es ist ja ein Vers von Klaus Groth daran". Der Vers von seinem Freunde gab erst dem Kranze soviel Wert, daß er ihn lächelnd entgegennahm.

Als Brahms 1896 zum Tode erkrankte, schrieb Groth seine „Erinnerungen an Johannes Brahms" nieder, die in der „Gegenwart" später veröffentlicht worden sind. Er wollte dem Freunde damit eine Freude machen und ihm einen notdürftigen Ersatz bieten für ein Idyll, enthaltend die Erinnerungen an Heide und Brahms Voreltern, dessen Handschrift bei dem Komponisten leider verloren gegangen war. „Ich sehnte mich," sagt der Dichter, „nach einem Mittel, ihm noch eine Freude zu machen, Briefe mit Trostworten, deren ich auch ein paar an ihn nach Karlsbad und nach Wien vorsichtig schrieb, waren ihm ja nichts. So ergriff ich denn begierig die Feder und Brahms konnte nun gar nicht merken, welche liebende Sorge um ihn mir die Feder in die Hand drückte."

Brahms benutzte für seine Kompositionen mit Vorliebe Dichtungen seiner Landsleute, z. B. von Storm, Hebbel, Detlev v. Liliencron. „Unter diesen nimmt wieder Klaus Groth den ersten Platz ein." Und welchen Wert Groth darauf legte, von Brahms komponiert zu werden, drückt er aus in den Worten: „Wenn Brahms etwas von mir komponiert, so empfinde ich das immer wie die Verleihung eines Verdienstordens."

„Die ersten von Brahms komponierten Grothschen Lieder finden sich in op. 59. Es sind „Regenlied" und „Nachklang" (?) aus Groths noch viel zu wenig gekannten hochdeutschen Gedichten „Hundert Blätter"; die beiden Lieder gehören vielleicht zu den schönsten, die Brahms komponiert hat. Und doch scheint ihm seine Musik zu der in der Dichtung so voll und ganz zum Ausdruck gekommenen Stimmung nicht erschöpfend genug ge-

wesen zu sein, denn in einer herrlichen Sonate für Violine und Pianoforte, op. 71. spinnt er unter Zugrundelegung des Themas des Regenliedes die weiche, verschleierte Stimmung des Gedichtes aus zu einem köstlichen Musikstück von drei Sätzen, welches man nie spielen sollte, ohne das Regenlied vorher singen zu lassen, das recht eigentlich der Schlüssel zu der Sonate ist. In Gleichartigkeit der Stimmung sind diesen Liedern und der Sonate verwandt die drei Heimweh-Lieder desselben Dichters in op. 63: „Wie traulich war das Fleckchen", „O, wüßt ich doch den Weg zurück" und „Ich sah als Knabe Blumen blühn", in denen Brahms dem Schmerze um das verloren gegangene Paradies der Jugend einen ergreifenden Ausdruck giebt. Zwei Duette in op. 66 für Sopran in Alt behandeln wieder die Grothschen Texte: „Wenn ein müder Leib begraben" und „Aus der Erde quellen Blumen". Ich habe schon einmal gesagt, mit welchem tiefen Ernst Brahms alles, was an Tod und Ewigkeit erinnert, auffaßt. Das beweisen auch wieder die beiden Kompositionen dieser Lieder, die in ihrer gesättigten Trauer und Wehmut immer einen tieftraurigen und doch wieder versöhnenden Eindruck hinterlassen. Von den vielen anderen Kompositionen Grothscher Texte, die alle ohne Ausnahme einen musikalischen Wert haben und den Liedern immer einen neuen, vertiefteren Gefühlsinhalt geben, nenne ich nur noch aus op. 59: „Mein müdes Herz verlangt nach milder Ruhe", „Dein blaues Auge blickt so still", „Komm bald", op. 97: „Es hing ein Reif im Lindenbaum" und das Quartett für gemischten Chor: „Ernst ist der Herbst" mit einem überaus stimmungsvollen Tonsatz." (Prof. Herm. Stange, „Heimat" Nr.10, 1898.) — „Es ist gewiß manchem auffallend erschienen," bemerkt Groth in seinen „Erinnerungen an J. Brahms", „wenn er etwa darüber nachgedacht hat, warum Brahms, der so viele meiner hochdeutschen Lieder komponiert hat, nie ein plattdeutsches Gedicht aus dem „„Quickborn"" mit Melodie versehen hat. Ich sprach ihm einst direkt darüber meine Verwunderung aus. Darauf antwortete er: „„Das geht nicht, ich kann es nicht. Plattdeutsch steht mir zu nahe, das ist noch etwas anderes für mich als Sprache. Ich habe es versucht, es geht nicht."" In der That hatte er es versucht. Seine Kompositionen entsprachen aber so wenig dem Sinn der Texte, nach seiner Meinung, daß er ihnen hochdeutsche Texte unterlegte, sonderbarer Weise aus dem „„Jungbrunnen"" von Clemens Brentano, denn Jung-

brunnen kann man als Uebersetzung von „„Quickborn““ ins Hochdeutsche ansehen.“

Außer der kleinen Büste von Brahms bemerkt man in des Dichters „Kajüte“ eine kleine Statuette von Hans v. Bülow, mit dem Groth ebenfalls eng befreundet war. Wenn der berühmte Klaviervirtuose in Kiel ein Konzert gab, so war es selbstredend, daß er bei Groth wohnte.

An einem solchen Konzerttage saß er bei Groth zu Tisch und erklärte auf die Aufforderung Groths, sich des Weins zu bedienen, daß er eigentlich keinen Wein zum Essen tränke. Groth redete ihm aber zu, der Wein sei nicht von der schlechtesten Sorte, er solle ihn nur probieren, er werde schon munden. „Ja,“ sagte er dann, „wenn Sie es meinen, will ich es thun,“ und er trank allmählich die ganze Flasche. Im Laufe der Unterhaltung sagte er mit einem Mal: „Kennen Sie die oder die Nummer von Brahms?“ Groth: „Nein.“ Er: „Dann will ich sie Ihnen gleich nach Tische vorspielen.“ Groth: „Nein, dann sollen Sie in Ruhe eine Tasse Kaffee trinken und ein Mittagsschläfchen halten.“ Er: „Nun gut, wenn Sie es so meinen, will ich es thun.“ Er geht dann nach Tisch hinauf auf sein Zimmer, wo ihm der Kaffee gebracht wird und wo er stundenlang schläft und zwar so fest, daß er nicht einmal von den Knaben, die gegen Groths Willen durch das Zimmer gegangen sind, sich stören läßt. Dann gehts ins Konzert. Groth saß etwa in der dritten Reihe und es wurde ihm ganz unheimlich zu Mute, als H. v. Bülow beim Dirigieren gerade ihn unausgesetzt im Auge hatte und, wie Groth sagt, mit so eigentümlich sprechendem Blicke, daß er ihn nicht zu deuten wußte. Nach dem Konzert ging's nach Groths Hause und in Gegenwart von Prof. Stange und andern Musikfreunden ließ er nun bis spät in die Nacht die herrlichste Musik in goldenen Strömen durchs Haus rauschen. Endlich mußte Groth der Lust ein Ende machen und ihn ins Bett schicken. Am andern Tage kam Brahms, den H. v. Bülow und Groth am Bahnhof empfingen. Sofort fragte Brahms: „Wie ging's mit dem Konzert?“ „O,“ antwortete v. Bülow, „sehr gut, das habe ich dem Groth über drei Reihen (wir wollen den Ausdruck hier nicht wiederholen) hinweg auf den Kopf gespielt.“ Nun wußte Groth, warum er ihn beständig im Auge gehabt: er hatte eigentlich nur für ihn gespielt.

Von andern musikalischen Größen, die in Groths Hause verkehrten oder doch nicht versäumten, gelegentlich bei

ihm vorzusprechen, nennen wir noch die berühmte Klavierspielerin Klara Schumann, den Komponisten Karl Reinecke, den Prof. Hermann Stange in Kiel, der ihm eng befreundet ist bis auf den heutigen Tag und dem er im Herbst 1898 zu seinem Jubiläum ein längeres hochdeutsches Gedicht widmete, den berühmten Geiger Joachim und dessen Frau, die Sängerin Amalie Joachim, die ihn anregte, nach einer Strophe eines Liedes von Hoffmann von Fallersleben, das sie sang, das Lied „Soldat" zu dichten.

Ihnen allen verdankte Groth manche Stunde des herrlichsten Sonnenscheins, denn sie kargten allesamt nicht mit ihren Gaben; allen war es eine rechte Herzenssache, mit ihrer Kunst dem alternden, hochverdienten Dichter, der so viel gelitten, eine genußreiche Stunde zu bereiten.

An die Musiker reihen sich die Sänger, die das Heim des Dichters aufzusuchen pflegten. Ihre Schar ist nicht minder groß und die Einzelnen sind nicht minder bedeutend.

„Und er (Joh. Brahms) weiß wohl, daß ich außer Jenny Lind und Stockhausen keinen Sängermund in Versen gepriesen," sagt Groth in einem Briefe vom 21. Okt. 1884 an Hermine Spies und ihre Schwester unter Bezugnahme auf ein Gedicht, das er der ersteren früher gesandt hatte. Er irrt sich freilich ein wenig, denn schon 1883 hatte er den Sänger Hermann v. d. Meeden mit einem Lied, allerdings einem hochdeutschen, begrüßt; aber auf diese vier hat er sich beschränkt. Sie werden mit ihrer Kunst seinem Herzen am nächsten gekommen sein; möge deshalb mit ihnen hier der Anfang gemacht werden.

Die Beziehungen zu Stockhausen und Jenny Lind dürften hinreichend besprochen sein. Jener war ihm der herrlichste Sänger der Welt, diese „die Nachtigal, die feine," aber Hermine Spies war: „En Baden ut den Himmel." Keine und keiner hat so sich in sein Herz hinein gesungen, wie sie. Er lernte diese in den achtziger Jahren in Deutschland, Holland, England, Rußland, Dänemark und Oesterreich überall gleich hochgefeierte Konzert- und Liedersängerin auf dem Musikfest in Hamburg 1884 kennen. Sie schreibt über dieses Bekanntwerden: „Wer uns sehr interessierte unter den hier anwesenden Künstlern, Gelehrten, Poeten ist Klaus Groth, der Dichter aus Kiel. Er brachte einen besonderen Toast auf mich aus, sprach darin von mir als von der Blume des Waldes, der die Sonne ihre Lichter aufgesetzt . . . ."

Hermine Spies war den 25. Febr. 1857 in dem Wald-

dorfe Lohnerhütte bei Weilburg an der Lahn geboren. In einfachen Verhältnissen groß geworden, in der Umgebung des Waldes und der Natur aufgewachsen, wurde sie erst in Berlin von Prof. Siegfried Dehn und dann von Groths Freund Jul. Stockhausen in Frankfurt a. M. ausgebildet. „Fahre wohl denn, liebe Tochter, wandle stets die besten Wege, singe fromme und heitere Weisen allen, die Dich gerne hören" — schrieb ihr der greise Vater für den Weg des Lebens ins Stammbuch. Und sie wurde gerne gehört, überall, wohin sie kam. „Die naive Treuherzigkeit und offene Natürlichkeit des Liedes paßt so recht für die Individualität der Sängerin. Dem heiteren gemütsvollen Naturkind mit klarer reiner Seele, wie es uns durch Musik, Text und Vortrag vorgezaubert wurde, mußte man von Herzen gut sein" — schrieb ein Kritiker nach ihrem Auftreten in Breslau. Ja wer sie hörte, mußte ihr gut sein, ein so reines, edles Gemüt sprach aus allen ihren Tönen. Mit Recht konnte deshalb Groth ihr mit den Worten Platens sagen:

„Mein Herz und Ihre Stimme
Verstehn sich nur zu gut."

Und dieses tiefe, auf dem Gleichklange der Natur beruhende Verständnis war es, das ein Band der Freundschaft fürs Leben schlang.

Am 25. November 1884 schreibt der Dichter ihr und ihrer Schwester:

Liebe Freundinnen!

Ich habe mich in Gedanken so oft mit Ihnen beschäftigt, daß Sie mir ganz vertraut vorkommen und ich Sie weder anders anzureden weiß, noch Sie trennen mag. Ja gerade die wichtigsten Lebenserfahrungen, die Sie zusammen verbinden, die Sie durchmachen, wovon ich mich bei dem längeren Zusammensein überzeugen konnte, hat Sie beide mir näher gebracht, als es sonst möglich gewesen wäre. Ich habe vor vier Jahren meinen Aeltesten sieben Wochen an einer Lungenentzündung Nacht und Tag fast allein verpflegt und kaum verlassen. Das hat uns einander näher gebracht als jedes Glück es je vermocht hätte. So geht es auch Ihnen beiden, und Geschwisterliebe ist das allerreinste und schönste der Gefühle, das die Erde gewährt.

Sie haben uns durch Ihre Briefe große Freude gemacht.

Nicht jedermann kann solche Briefe schreiben; wenn das Talent besonders Frauen eigen ist, im Grunde kommt es wie der echte Gesang aus dem Herzen.

Fürchten Sie nicht, daß es mich belästigen würde, wenn Sie Sorgen oder Fragen vorzubringen hätten, liebe Minna. Wo ich raten kann, werde ich es getreulich thun, und Ihr Vertrauen ehrt mich zugleich und wird nie gemißbraucht werden. Wer so lange gelebt hat und so viel erfahren hat, wie ich, der sieht klar, und ein Poet ist der prädestinierte Vertraute in Konflikten. — Ihre gesunde Natur, Ihr reicher Geist werden Ihnen über die Schwierigkeiten des Lebens hinweghelfen. Sie beide haben und erwerben sich ja Schätze an Freundschaft und Liebe, daß Sie reich sind unter allen Umständen.

Wir haben kürzlich hier über ein schleswig-holsteinisches Musikfest, Juni 1885 in Kiel, beraten, und alle Ihre zahlreichen Freunde denken mit Freuden daran, daß Sie dann wiederkommen und Hermine mitwirken wird.

Weshalb ich Ihnen heute schreibe, das hat seinen Grund darin, daß mir der Photograph Porträts von mir zugeschickt hat. Ich wollte mein altes Gesicht nicht ohne einige Worte absenden. Wenn dieser Worte viele geworden sind, so kommt das davon, daß ich Sie beide liebgewonnen habe und hoffe, daß die Liebe nicht bloß einseitig ist. Es ist Abend, ich sitze allein in der Kajüte. Draußen schneit es, kein Laut ist zu hören. Ich habe mit August einen langen Spaziergang an den Hafen gemacht, wie ich es bedarf, wenn ich frisch bleiben soll. Es wäre schon hübsch, Sie wären dabei. Na, denn im Sommer nächst, machen wir es so. Sie kommen und gehen nicht gleich. Oder bin ich dann gegangen und nie mehr dabei? Gott mit Ihnen

Ihr treuer Freund

Klaus Groth.

Im Jahre 1885 kam sie nach Kiel, wo sie zum Entzücken des Dichters an einem öffentlichen Liederabend seine Lieder von Brahms sang, worauf Groth ihr folgendes Gedicht nachsandte:

„Dat weer in olen Tiden,
Denn keem mitünner mal
En Baden ut den Himmel,
En Engel keem hendal.
Harr Flünken an de Schullern
En Palmblatt in de Hand,

Un gung un broch den Segen
Un Freden aewert Land.
De Tiden sünd vaeraewer,
Wi Minschen blivt alleen,
Keen Tröster ut den Heben,
Keen Engel ward noch sehn.
Man kunn mit to verzagen,
Wennt recht bedrückt dat Hart,
Wenn allens dump un düster,
Wenn't Winter wedder ward.
Doch süh, denn kumt — woher denn? —
Un wenn't keen Engel is —
Vunn Himmel doch — en Sänger,
As du, Hermine, büst.
De hett op eren Psalter
Vaer jede Ohr den Lut,
De löf't int Hart de Thran'n,
De makt dat Elend gut.
De wandert as en Baden —
En Notenblatt in Hand —
Un singt de himmlischen Leeder
Hin aewer dat dütsche Land.
Un wenn se geit — dat Echo
Is lang noch nicht verstummt,
Dat klingt uns jümmer tröstlich
Bet dat se wedder kumt."

(Ges. Wk. Bd. 2 S. 316 und 317.)

Natürlich beschränkte der Verkehr sich nicht auf den Briefwechsel, sie suchten sich vielmehr so oft, wie es zu ermöglichen war, persönlich auszusprechen. 1886 begrüßten sie sich in Hamburg, wo Hermine Spies ein Konzert gab, dann auf Föhr, als sie nach Sylt ins Bad reiste, und endlich 1888 in Kiel, wo sie auf dem schleswig-holsteinischen Musikfeste mitwirkte. Die Schwester Minna, von der die Sängerin stets begleitet wurde, schreibt darüber: „An der Düsternbroker Allee steht ein herrliches Haus am Meer, da wohnte sie bei guten Freunden." „Aber — da war noch ein Haus. Ein Dichterheim, in dem sie gerne weilte. Ueber Herminens Schreibtisch hing ein kleines Bild mit der Unterschrift „Min Port". Es stellt einen alten Herrn dar, der auf seine Gartenpforte lehnend hinaus sieht.

Ueber ihm seine alten Bäume, die er selbst gepflanzt. Im Hintergrunde blinken die Fensterscheiben seines kleinen Hauses aus dem Grün von Wein, Glycinen und Epheu, unter dem es fast versteckt liegt.

Es ist Klaus Groth, der Dichter des „„Quickborn““, den das einfache Bild in seiner ländlichen Umgebung darstellt.“

Am 14. Juni 1888 hoffte der Dichter sie in Thun in der Schweiz zu begrüßen, aber die Hoffnung zerschlug sich. Die Schwester schreibt: „Der Abschied von den Freunden in Basel kam heran und wurde uns noch schwerer gemacht durch den Brief des verehrten Klaus Groth, der in Thun angekommen war und uns dahin beschied. Anstatt dem Rufe folgen zu können, sandte Hermine dem Dichter ihre Photographie und schrieb darüber:

„Smucke Diern, un niet Kleed'
Helle Stimm un nett Leed.“

Ob Groth das Glück gehabt hat, diesen Engel noch wieder durch den Garten seines Lebens schreiten zu sehen, ist uns nicht bekannt, es scheint aber nicht.

Am 25. Februar 1893, einen Tag nach ihrem Geburtstag und ein Jahr nach ihrer Verheiratung, ist sie in Wiesbaden gestorben. „In den Blättern der Ulme, die zu Häupten des Grabes steht, rauscht es und ein Vöglein sang in den Zweigen“:

„O Vöglein, du hast dich betrogen,
Sie wohnt nicht mehr im Thal!
Schwing auf dich zum Himmelsbogen,
Grüße sie droben zum letzten Mal!“ —

so schließt das „Gedenkbuch“, mit dem Minna Spies ihrer Schwester unter Beihilfe von Klaus Groth einen Denkstein ihrer Schwesterliebe gesetzt hat.

Die Zahl der Schauspieler, die den Dichter aufsuchten, wenn sie in Hamburg oder in der Provinz auftraten, war nicht gering. Mehrere erboten sich, seine Sachen vorzulesen, aber Groth lehnte stets das freundliche Anerbieten ab, mit dem Hinweis, daß seine Sachen nicht leicht und flüssig genug seien, um für den flüchtigen Genuß und fürs Vorlesen sich zu eignen. In dieser Beziehung, das räumte er ein, könnten sie mit Reuters Schöpfungen nicht konkurrieren. Hierin hatte er offenbar Recht, aber wohl nicht mit der Ansicht, daß sie fürs Vorlesen sich überhaupt nicht eignen. Er selbst konnte sie vorlesen, denn er war ein vorzüglicher Vorleser. Es klang, wie Kastner und Carl Eggers beide übereinstimmend bezeugen, wie Musik, wenn er las. „Ich hatte ihn seine Gedichte lesen hören,“ sagt Eggers, „mit dieser ergreifenden Wirkung, und muß daraufhin sagen,

seine Kunst war keineswegs gering, oder vielmehr, es war die reine Natur, die auch die tönenden Worte so über die Lippen brachte, wie sein Herz sie empfunden. Derjenige, der Groths Gedichte nach des Dichters eigenem Zeugnis vollendet vortrug, war Theod. Horstmann, jetzt in Leipzig. Hier ist Horstmann seit dem Herbst 1897 als Lehrer des deutschen Vortrages angestellt. In einer Anzahl von Collegs werden klassische Dichtungen, auch wohl dialektische Produktionen von ihm oder von den Teilnehmern mit verteilten Rollen gelesen. Hin und wieder hält er auch besondere Vortragsabende für einen größeren Zuhörerkreis, in dem Studierende aller Fakultäten in größerer Zahl vertreten sind.

Nicht minder vielseitig und mannigfaltig waren Groths Beziehungen zu der Malerei und Bildhauerei.

Allerdings war das Verhältnis des Dichters zu diesen Zweigen der schönen Kunst wohl nicht so intim, wie das zum Gesang und zur Musik, wofür Groth bekanntlich so gut beanlagt war, daß aus ihm auch ein tüchtiger Musiker hätte werden können. Bei Gelegenheit der Besichtigung des Ateliers des Malers Anselm Feuerbach in Wien, wohin Brahms ihn führte, gesteht er offen: „Wir waren und blieben beide Dilettanten in der Kunst der Malerei." In Groths Munde soll das jedoch keine absolute Unkunde und Urteilslosigkeit bedeuten, sondern es soll nur besagen, daß er auf diesem Gebiete sich in seinem Urteil nicht so sicher fühlte, wie auf dem der Musik. Vollständig Laie war er in den Künsten der Malerei und der Plastik keineswegs, das beweist schon der Umstand, daß in Künstlerkreisen sein Urteil geschätzt wurde. Zu den Malern, die mit ihm in Verbindung getreten und ihm Freunde geblieben sind, bis in sein Alter hinein, gehört in erster Linie Allers.

Derselbe wurde mit ihm bekannt, als er in Kiel seiner Militärpflicht genügte. Eines Abends traf er bei einer Festlichkeit, bei welcher lebende Bilder zu stellen waren, mit Groths Sohn Karl zusammen, den er einlud, ihn zu besuchen. Diesem zeigte er nun verschiedene Studien, wie er sie eben in seiner Mappe vorrätig hatte, mit der Frage, ob er die wohl seinem Vater einmal vorlegen könne. Als Groths Sohn erwiderte, daß dies seinem Vater jedenfalls Freude machen werde, stellte Allers sich eines Tages bei Groth vor und fand die freundlichste Aufnahme. „Von dieser Zeit schlang sich um den Altmeister der plattdeutschen Dichtung und den nicht minder berühmten Meister des Zeichenstiftes C. W. Allers, der sich durch

sein seltenes Talent und seine rastlose Arbeit zu einer glänzenden Stellung emporgeschwungen hatte, ein unauflösliches Band. Gleich in der ersten Stunde, wo der junge Künstler und der Verfasser des „„Quickborn““ ihr Inneres aufschlossen, erkannten sie sich als Gesinnungsgenossen. Beide standen sie auf gespanntem Fuß mit den hohlen nichtssagenden Aeußerlichkeiten des modernen Lebens, mit seinem konventionellen Zwange und mit seinen konventionellen Lügen, mit den engherzigen Anschauungen des Spießbürgertums — ihr gemeinsames Ideal war und ist alles Natürliche, Frische, Ungebundene, warm aus dem Herzen Quellende, alles Volkstümliche, Zwanglose, von unbewußtem Humor Durchwehte“ (Dr. Olinda, Kieler Zeitung 2. Mai 1896).

Daß Allers eine wundervoll belegene Villa auf Capri besitzt und bewohnt und von seinem Freunde Groth im Winter 1895/96 auf längere Zeit besucht wurde, haben wir bereits beschrieben.

Daß die Freundschaft dem Künstler bald Stift und Pinsel in die Hand drückte, um dem Freunde mit seiner Kunst zu dienen, liegt sehr nahe. Er hat Groth zweimal gemalt, in den achtziger Jahren ein Pastellbild und 1896 auf Capri ein größeres Oelgemälde.

Ein älterer jetzt schon verstorbener Freund Groths war der Maler Christian Magnussen in Schleswig, der Inhaber und Direktor der Holzschnitzschule daselbst. Magnussen kam 1850 mit 10 oder 11 jungen Künstlern aus Italien, um als Freiwilliger an dem Kampfe gegen Dänemark teilzunehmen. Sie besuchten Groth auf Fehmarn, der aber von seinem Vorhaben nichts verriet. Später traf Magnussen Groth in Hamburg, indem er ihm auf der Straße nacheilte und ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Sind Sie nicht Klaus Groth, der Dichter des Quickborn?“ — Von der Zeit an datiert die Bekanntschaft, die bald zur innigen Freundschaft wurde. Wer Magnussen gekannt hat, kann es sofort verstehen, daß dieser biedere, schlichte, seine Heimat Schleswig-Holstein über alles liebende, für das Einfache und Volkstümliche begeisterte Künstler in Groth sofort einen Geistesverwandten erkennen mußte. Sie hatten überdies auch noch das gemeinsame Interesse an der Pflege der plattdeutschen Sprache, deren Verschwinden Magnussen den Niedergang und das Verschwinden der alten volkstümlichen Holzschneidekunst unserer Provinz zuschreibt und für deren Neubelebung er Vorträge im Lande hielt, denen seiner Zeit auch der Verfasser beigewohnt hat, und seine Schnitzschule

gründete, für welche sich besonders die Kronprinzessin, spätere Kaiserin Friedrich sehr lebhaft und thatkräftig interessierte. Er beteiligte sich, wie wir wissen, von diesem Gesichtspunkt aus mit Groth Schulter an Schulter an dem Kampfe für die plattdeutsche Sprache in den Niederlanden. Er war es auch, der hauptsächlich die Geldsammlung zur Quickbornfeier betrieb und mit einem von C. Eggers verfaßten Gedichte überreichte. Der intime Verkehr beider Familien wird noch bis zum heutigen Tage von den bereits erwachsenen Kindern fortgesetzt.

Der jetzt in Berlin lebende, als tüchtiger Künstler bekannte Sohn von Magnussen, der Bildhauer Harro Magnussen, nennt Groth noch heute nicht anders denn Onkel und ist sein Gast, so oft und so lange es ihm möglich ist. Er hat auch zwei Büsten von Groth geschaffen, eine 1883, die in Antwerpen im Büchersaal aufgestellt ist, und eine 1893, die Groths oberes Zimmer schmückt und in der die seelische Grundstimmung Groths vortrefflich zum Ausdruck gekommen ist.

Ein anderer Bildhauer, dessen Groth sich stets mit tiefster Wehmut erinnert, ist Tiedje aus Albersdorf in Dithmarschen. Tiedje war der Sohn unbemittelter Eltern und begann seine Laufbahn, wie Groth und Hebbel, als Schreiber. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Holzschnitzerei und zeigte darin solches Geschick, daß man auf ihn aufmerksam wurde und ihn auf die Akademie in Dresden schickte. Nach Absolvierung derselben war eins seiner ersten Werke die Modellierung von Groths Büste, wozu der Dichter seinem jungen strebsamen Landsmanne saß, um ihn auf seinem dornenvollen Wege zu fördern.

Tiedje lebte dann in Berlin ganz seiner Kunst, in einem kleinen, abseits gelegenen Stübchen, zu dem man auf vielen dunklen Stufen hinaufsteigen mußte. Wie er selbst mit seinem blassen, hageren, feingeschnittenen Gesicht, seinen geistvollen Augen, seinem wallenden Haar den Eindruck eines Idealisten machte, so auch sein Stübchen, das von Entwürfen und allen möglichen Sachen überfüllt war und deshalb jede Ordnung vermissen ließ. Tiedje war ein echter Jünger seiner Kunst, der ihr treu blieb, auch unter den schwersten Umständen. Leider verfiel er in Geistesumnachtung, wozu vielleicht der Mangel an Mitteln das Seinige beigetragen haben mag. Einen Gipsabguß der Grothschen Büste sah ich in des Dichters Wohnzimmer.

Zu den Malern, die Groth zum Objekt ihrer Kunst ge-

macht haben, gehören außer Allers noch Ismael Gens, der Se. Majestät den Kaiser auf seiner Orientfahrt begleitet hat, ferner Hans Olde auf Seekamp, einer der tüchtigsten schleswig-holsteinischen Künstler, der von Groth ein vorzügliches Vollbild in Lebensgröße gemalt hat.

Das beste Porträt, das von Groth existiert, ist das von dem verstorbenen Maler Bokelmann.

Christian Ludwig Bokelmann wurde am 2. Febr. 1844 in St. Jürgen bei Bremen geboren. Er wurde ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, vollendete seine Lehrzeit und war als Kommis in Harburg thätig, bis er nach dem Tode seines Vaters die Akademie in Düsseldorf bezog. Er wurde ein Schüler Sohns, malte anfangs Porträts und wandte sich dann der Genremalerei zu. Sein erstes Bild: „Im Trauerhaus“ wurde 1873 in Wien prämiiert, großen Erfolg hatten alsdann sein „Leihhaus“, angekauft von der Staatsgallerie in Stuttgart, und „Der Zusammenbruch einer Volksbank“, das nach Philadelphia gekommen ist. Bekannt sind ferner „Die Testamentseröffnung“ in der Nationalgallerie in Berlin und „Die Verhaftung“ (1881, im Provinzialmuseum in Hannover). 1879 erhielt Bokelmann in Berlin die große goldene Medaille.

Dieser Groth geistesverwandte norddeutsche Maler setzte sich mit dem Dichter in Verbindung, um an diesem interessanten Charakter seine Kunst zu versuchen. Groth hielt sich zu dem Ende 1891 eine Zeitlang bei Bokelmann in Düsseldorf auf, wo sie mit einander die herrlichsten Ausflüge in die schönen Gegenden am Rhein machten und nebenher sich der mit diesem Aufenthalt verbundenen Aufgabe widmeten. Bokelmanns Kunst bewährte sich auch hier so vortrefflich, daß das von ihm geschaffene Porträt von Groth 1892 von der Nationalgallerie in Berlin angekauft wurde.

Bokelmann hat 1894 ein tragisches Ende genommen: er wollte einen Lorberkranz, der ihm als Anerkennung seiner künstlerischen Verdienste gespendet worden war, mittels eines Nagels an der Wand aufhängen, fiel aber dabei so unglücklich vom Stuhl, daß er sich eine innere Verletzung seiner Lunge zuzog, an der er gestorben ist.

Unter den vielen Künstlern, mit denen Groth in freundschaftlicher Verbindung stand, steht ihm zur Zeit wohl keiner so nahe, wie sein spezieller Landsmann, der am 20. Nov. 1865 in Heide geborene, jetzt in Berlin lebende Maler Nikolaus Bachmann. Nachdem Bachmann bei Groths Schwager

in Heide seine Lehrzeit beendet hatte, ging er als Malergehilfe nach Hamburg, wo er in seiner arbeitsfreien Zeit die Gewerbeschule besuchte. Der Direktor der Anstalt, Dr. Stuhlmann, wurde bald auf das hervorragende Talent des jungen Mannes aufmerksam und förderte ihn, soweit es ihm möglich war. Bachmann ging dann auf die Akademie in Dresden, die er, nachdem er inzwischen ein halbes Jahr in Weimar sich aufgehalten, vom Herbst 1888 bis zum Herbst 1891 besuchte. Hierauf arbeitete er ein Jahr in Berlin in dem Atelier des Prof. Vogel und verweilte dann den Winter 1892/93 in Kiel, wo er Groth malte. In einer Ausstellung sah er in Berlin die Büste Groths von Tiedje, den er alsbald aufsuchte, um sich von ihm über die Schritte beraten zu lassen, die ihn mit Groth in Verbindung setzen konnten. Groth, dem er auf den Rat Tiedjes eine Reihe seiner Arbeiten vorlegte, erkannte sofort das vielversprechende Talent seines jungen Landsmannes und war gern bereit, dem strebsamen Sohne seiner Vaterstadt zu sitzen. Im nächsten Frühjahr ging dann Bachmann auf ein Jahr nach Paris und siedelte, nachdem er etwa ein Jahr in Hamburg gelebt hatte, dauernd nach Berlin über, wo er im Auftrage Ihrer Majestät der Kaiserin den Herzog Friedrich VIII. nach den vorhandenen Porträts und für das Offizierskasino Se. Königl. Hoheit den Herzog Ernst Günther malte.

Gleich nach seiner Rückkehr von Paris hat er Groth noch einmal gemalt und ist seitdem mit ihm in ununterbrochener Verbindung geblieben, in dem Hause des Dichters wie ein Sohn verkehrend, so oft und so lange es ihm gefällt und möglich ist. Das innige Band, das den um mehr als vierzig Jahre jüngeren Künstler mit dem Dichter verknüpft, beruht jedoch nicht nur auf den Umständen, daß Bachmann zweimal der Darstellung des Dichters seine Kunst gewidmet hat, daß er in Groths Vaterstadt geboren und ebenso wie Groth mit eigner Kraft zu seiner jetzigen Stellung sich durchgerungen hat, sondern vor allem auch darauf, daß seine Lebensanschauungen und die Ansicht darüber, was die Kunst darzustellen hat, mit den Anschauungen Groths vollständig übereinstimmen. Das Schlichte und Einfache, die naive Naturwahrheit der Menschen und Verhältnisse, die von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt sind, bieten seiner Kunst stets die anziehendsten Motive.

XL. Schluß.

Wir stehen am Schlusse unserer Darstellung.

Wir haben den Dichter durchs Leben geleitet von seiner Geburt bis in sein achtzigstes Jahr und der Zeitpunkt ist gekommen, wo wir von ihm Abschied nehmen müssen.

Die Pforte öffnend, schreiten wir durch den Garten vor seinem Hause und treten, zwei Stufen abwärts steigend, unmittelbar in sein Empfangszimmer, das er scherzend und nicht unzutreffend seine „Kajüte" zu nennen pflegt.

Er ist nicht da und seine Grethe, die ihm noch immer mit derselben Treue seine Wirtschaft führt, heißt uns warten. Wir beschauen unterdes den Raum, wo der Dichter seit 30 Jahren zu verweilen pflegt. Wie viele seiner herrlichen Dichtungen mögen in stillen Stunden hier entstanden sein, wie viele stille Seufzer mögen diese Wände gehört haben und wie viele berühmte Männer sind hier empfangen worden, Sänger und Sängerinnen, Männer der Wissenschaft und der Kunst, und wie einfach ist doch dieses Stübchen! An den Wänden sehen wir eine Reihe von Stahlstichen, mit italienischen Landschaften, Erinnerungen an seine Reise in Italien. Wir sehen hier ein Porträt des Dichters, von der Hand einer Freundin gemalt, eine kleine Büste von Johann Brahms und eine Statuette von Hans von Bülow, ein Gruppenbild von amerikanischen Freunden und eine Anzahl von sinnigen Geschenken, die ihm von Verehrern und Verehrerinnen gewidmet worden sind, und unter denen vor allen der prächtige Schrank und der Lehnstuhl in die Augen fallen, die ihm zu seinem siebenzigsten Geburtstag geschenkt wurden. Unter den Büchern, die unter dem Aufsatze des Schrankes liegen,

finden wir jüngst eingegangene Neuigkeiten auf dem Gebiete der Litteratur in beträchtlicher Zahl, die letzten Jahresberichte der Akademien zu Leiden, zu Gent und zu London, deren Ehrenmitglied er ist, sowie den „Kunstwart", und die „Gegenwart", verschiedene andere Zeitschriften, die über das geistige Leben und die politischen Interessen des Vaterlandes berichten — ein Zeichen, daß der Dichter trotz seiner achtzig Jahre noch mit seltener Geistesfrische teilnimmt an dem, was die Welt bewegt.

Endlich kommt er herunter von seinem Arbeitszimmer, eine lange, hagere, ein wenig nach vorn gebeugte Gestalt mit weißem, etwas gelichtetem Haupthaar und mit schwachem ergrautem Bart, aber mit frischen roten Farben auf den Wangen. Er heißt uns sitzen an dem langen Tisch in der Mitte des Zimmers und bei einem Glase Wein und einer Zigarre — beide gleich gut, denn Groth war in diesen beiden Dingen von jeher sehr wählerisch — beginnt die Unterhaltung, anfangs etwas stockend und zögernd, bald aber, wenn das rechte Thema gefunden ist, auf seiten des Dichters mit einer geistsprühenden Lebhaftigkeit, bald in der Gegenwart, bald in der Vergangenheit sich bewegend. Nichts ist dabei bezeichnender als das freundliche Lächeln, das um seine Lippen spielt, wenn er eine selbsterlebte Anekdote aus dem Leben irgend eines großen Mannes erzählt, und die zornfunkelnden Augen, wenn er auf die Plattheiten und Gemeinheiten zu sprechen kommt, die dem Guten (als einer Sache oder einer Person) das Leben erschweren. Die Augen, die eben noch so herzgewinnend blickten, schießen Blitze, die Gesten werden lebhaft, und der Strom seiner Worte fließt dahin, wie aus wogender Brust. Plötzlich beginnt sein alter Freund, der Papagei, der ihm zur Linken auf einer Stange sitzt, drein zu reden, als wolle er ob seiner Vernachlässigung sich in Erinnerung bringen, und nie wird von dem Dichter das Intermezzo überhört. „Ja! Ja! mein Lore, du hast Recht," pflegt er dann zu sagen, wenn er soeben in einer sarkastischen Philippika seinem Zorne Luft gemacht.

Wir verabschieden uns und schon begegnen uns im Vorgarten neue Freunde oder Freundinnen, die ein Stündchen ihm die Zeit vertreiben oder wohl richtiger an seiner interessanten Unterhaltung sich erbauen wollen. So geht es fort, am Vormittag und in der Dämmerung, von alten und von jungen Freunden. Wenn sie nur verständig genug sind, seinem Befinden Rechnung zu tragen, so sind sie ihm stets willkommene Gäste.

Aber wenn seine Empfangs- und Plauderstündchen auch immer reich besetzt sind, so fühlt er sich im übrigen nichtsdestoweniger mehr und mehr vereinsamt.

„Dar warn wi mit enanner still un grau.
Wa menni Een, de dar as Jung herumdav,
Seet mit de Jahren ruhi bi uns Olen,
Un menni Jahr, wenn't wedder Summer war,
So feil dern witten Kopp in unse Reeg,
Bet mi't toletz doch gar to faken keem,
Ik kunn mi mank de Annern nich mehr finn',
Un jümmer fremder warn mi de Gesichter,
Ok ward mi dat des Abends gar to kold,
Ik hol mi nu wat fröher inne Stuv
Un kik daert Finster na min olen Böm.“

(Ges. Wk. Bd. 1 S. 162.)

Möge es dem Dichter trotz seiner Achtzig noch recht lange vergönnt sein, auf seine Freunde und seine Bäume im Garten zu schauen und möge er vor allem Gelegenheit finden, des Erfolges seiner Lebensarbeit immer mehr sich zu freuen — das ist der Wunsch, womit wir die Darstellung seines Lebensbildes schließen und ihn zu seinem achtzigsten Geburtstage begrüßen.



Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

